Ablösung vor!

Konrad Sittenfeld

‚Ablösung vor'

„Irre ich, so irre ich mir."
Hiob 19,4.

„Ablösung vor!“

Roman von

Conrad Alberti
(Sittenfeld)

Vita, Deutsches Verlagshaus,
Berlin-Charlottenburg.

‚Ablösung vor!‘

Roman von

Conrad Alberti
(Sittenfeld)

Vita, Deutsches Verlagshaus,
Berlin-Charlottenburg.

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Schwer atmend lag Frau Wiebel in ihrem schmalen Bette. Sie hätte den Oberkörper gern ein wenig höher über die dünnen Kissen hinaufgeschoben, aber Johanna hatte sie dringend gebeten sich so wenig wie möglich zu rühren, und der Arzt selbst hatte ihr nicht verschwiegen, daß vollkommene Ruhe der einzig heilsame Zustand für sie sei. Schuld des langen Krankenlagers waren ihre Bewegungen so unsicher geworden, daß sie fürchtete, mit jedem Ruck den Eisbeutel zu verschieben, und so zog sie vor, die Pein zu ertragen — wie große Schmerzen ihr auch die Unregelmäßigkeiten der Herzbewegungen bereiteten. Es war fünf Uhr vorüber: Johanna mußte ja bald zurückkommen!

Die Lampe auf dem Tisch, einige Schritte vom Bett entfernt, war durch ein gefaltet vorgestelltes, großes Zeitungsblatt ein wenig abgeblendet, aber ein trübflammender Dunst von ihr ausgehend füllte das Zimmer. Auf dem Nachttischchen zur Seite des Bettes stand eine Gruppe von Fläschchen mit Medizinen und Stärkungsmitteln, und eine billige, im Bazar erstandene Tischuhr durchbrach mit ihrem harten Ticken die röchelnden Atemzüge der Leidenden. Der Regen, heftig wie Racheergüsse des das Ende seiner Herrschaft füh-

lenden Winters, peitschte klatschend die Fenster des Stübchens. Die Tür zum vorderen Zimmer war geschlossen — wenn Johanna zu Hause war, blieb sie geöffnet und die Tochter konnte beim Arbeiten der kranken Mutter von Zeit zu Zeit ein Wort der Liebe und des Trostes hinüberrufen.

Der Gedanke an Johanna war das Einzige, was das Leiden der alten Frau linderte. Mochte sie viel gesündigt haben, weil sie Gott so hart strafte — offenbar hatte sie sich auch manche Verdienste erworben, denn sonst hätte Gott ihr nicht diese Tochter geschenkt und gelassen. Sie lebte nur für sie, und des Mädchens ganzes Walten galt nur dem einen Ziel: das Leben der geliebten Mutter so erträglich zu gestalten, wie die herben Verhältnisse es nun einmal zuließen. Alles hatte ihr das Schicksal genommen: den heißgeliebten Gatten, das kleine Vermögen, das ihr gestattet hätte, den Rest ihrer Tage ohne drückende Sorge zu verleben und die Zukunft der Tochter zu sichern — zwei blühende Söhne, zuletzt die Gesundheit. Aber der Besitz ihrer Tochter tröstete sie über alles hinweg. Mit welcher Liebe umgab sie das Mädchen! Einst gewöhnt im eignen behaglichen Hause zu regieren hätte sie in der stumpfen, kahlen Gleichgültigkeit dieser abgemieteten zwei Zimmer verzweifeln müssen, würde Johanna nicht verstanden haben ihr die Armut und die Einsamkeit erträglich zu machen. Sie mußte nicht selten mit großer Überredungskunst das Mädchen dazu treiben ab und zu den kleinen Spaziergang durch den Tiergarten zu unternehmen, der für die Erhaltung ihrer Gesundheit unerläßlich war. Es schien, als betrachtete Johanna jeden

Ausgang außerhalb ihres Weges zur Schule und von ihr als ein Vergehen. Und selten kam sie von einem solchen Spaziergang heim, ohne der armen, ans Zimmer gebannten Mutter eine erfreuende Kleinigkeit mitzubringen, eine Blume, eine Frucht, irgendein Liebeszeichen. Kaum eine Mark verwendete sie von ihrem Gehalt für sich — und die Stadt bezahlte die Lehrerinnen so ungenügend! Ihr höchstes Vergnügen schien zu sein am Bett der Mutter zu sitzen, ihr die Neuigkeiten nach der Zeitung zu erzählen oder ihr aus einem guten Buche vorzulesen. Und das bleiche Antlitz der Frau strahlte von Glück, wenn Johanna ihr erzählte, mit welcher Liebe auch ihre Schülerinnen an ihr hingen und wie gut und artig bei ihr selbst die wurden, die in den vorhergehenden Klassen als unbändig und verzogen gegolten hatten. Die Augen der alten Frau richteten sich nach der Wand, die mit Zeichnungen von Johannas Hand geschmückt war: Köpfen ihrer Lieblingsschülerinnen, Skizzen aus dem Tiergarten. Ihr Anblick sollte der leidenden Mutter während ihrer Abwesenheit einige Zerstreuung gewähren. Und Frau Wiebel kannte jeden Strich und sah sie selbst jetzt im Halbdunkel ganz deutlich, und beim Anblick der Arbeiten des teuren Kindes, des einzigen, das ihr geblieben war, ihrer letzten Stütze im Leben, füllten ihre Augen sich mit Tränen.

Ein kurzer klopfender Laut erklang von der Seitentür her, die nach dem Korridor führte und ohne das „Herein" abzuwarten, trat, wie sie es gewohnt war wenn Johanna ausgegangen, Frau Falkbeer ins Zimmer. Sie war die Wirtin, oder richtiger gesagt die

Hauptmieterin des Hauses. Die nicht sehr lange Straße, in der es lag, wurde früher von lauter kleineren, ein- bis zweistöckigen Häusern gebildet, deren jedes ursprünglich für den Gebrauch einer einzigen Familie bestimmt war — nach englischem Muster, und darum hieß diese an der Grenze des Berliner und des Charlottenburger Stadtgebiets belegene Straße auch die „Englische". Aber im Berliner Bürgertum ist die Freude am eigenen Einzelhause erst in den letzten Jahren erwacht. Ein eigenes Haus bewohnen bedingt eine Menge wirtschaftlicher Sorgen, ein zahlreiches Dienstpersonal, und so galt es im mittleren Bürgertum als ein Luxus, den sich nur der wirklich Reiche gestatten könne — der Bürger, der mit einer Häuslichkeit von mäßiger Bequemlichkeit zufrieden ist, zieht die Stockwohnung vor. Eine herbdüstre Stimmung, die immer, auch an sonnigen Tagen über der Englischen Straße liegt, hielt die Wohlhabenden von hier zurück und so verlor die Straße bald ihren ursprünglichen Charakter. Ein Teil der kleinen Häuser verschwand wieder und auf den zusammengelegten Grundflächen erhoben sich mächtige Mietsgebäude. Andere wurden von Unternehmern gemietet, die die Zimmer mit Möbeln ausstatteten und einzeln oder zu zweien an kleine Parteien weiter abgaben, und so reihte sich in der stillen Straße bald Pension an Pension, ihr doch etwas von dem Charakter gebend, den gewisse Stadtviertel von London, wie Bloomsbury oder Earls Court zur Schau tragen.

Frau Falkbeer trug einen Brief in der Hand. „Na, Freilein Johanna heute noch nich zu Hause?" fragte sie mit einer etwas spitzen Stimme, bei dem

„z" nach Berliner Art ein wenig mit der Zunge anstoßend. „'t is doch schon spät. Hier is 'n Brief vor ihr."

Frau Wiebel meinte, sie würde irgendwie in der Schule aufgehalten sein. „'n couraschiertes Mä'chen is se ja!" erwiderte Frau Falkbeer. „Bei Nacht und Wetter den Weg durch die Franklin-Straße, wo nischt wie Fabriken sind, und denn an den einsamen Kanal, wo so'n faules Volk 'rumpennt — Schiffer un so wat — ick hätte keene Traute zu! . . . Heeren Se bloß, wie det pladdert!"

„Meiner Johanna passiert nichts!" sagte Frau Wiebel mit schlichtem Vertrauen.

„Wie jeht's sonst heute, Frau Wiebel?" fragte die Wirtin. „Mieß — wat?"

Die Leidende klagte, sie habe seit drei Nächten keinen Schlaf gehabt. „Meiner Johanna darf ich das garnicht sagen."

Die Wirtin zuckte die Achseln und zog den Mund schief. „Ja, ja", meinte sie, „keen Mensch hat mehr Glück. Heute ha'm se mer ooch't Haus jekündigt."

„Das Haus?"

„Ja. Oktober, wenn mein Kontrakt alle is, muß ick 'raus. Die janzen Heiser hier, a — b — c — d — Allens is jekündigt. Alle viere wer'n abjerissʼn. Der Richter läßt 'ne jroße Clamottenkiste uffbauen. Et verzinst sich so zu schlecht, sagt er. So eene wie drieben kommt hier 'rieber ooch. 't is aus mit de Gemütlichkeit, Frau Wiebeln. Nu jeht det lausige Suchen wieder los. Wenn man denkt, man hat mal 'n paar Jahre Ruhe . . . meinen Se, so'n Bankjude nimmt uff unser-

ee'n Rücksicht? ... Ick sage schon ..." Ihre Augen nahmen plötzlich einen lauernden Ausdruck an. „Sagen Se mal, Frau Wiebel — da is 'n Brief für Freil'n Johanna gekommen ..."

„Ja ... Sie sagten eben ... legen Sie ihn nur bitte auf den Tisch da ..."

Frau Falkbeer beguckte den Brief mißtrauisch von beiden Seiten ... „'t is 'ne Herrenhandschrift ... Wahrscheinlich von 'n Cousäng — ? —"

„Wahrscheinlich."

Frau Falkbeer behielt den Brief ruhig in der Hand und stand einige Sekunden, stumm, wie versunken in Nachdenken.

„Wissen Se", begann sie dann, mit einem erkünstelt teilnahmsvollen Ton, der ihr lauerndes Wesen schlecht verbarg — „so 'ne städt'sche Lehrerin ... na ja! ... aber 'n dankbarer Beruf is't doch ooch nich ... Mein Fall wär't nich ... Sich ewig mit die Jöhren 'rumärgern! Und jar noch Moabiter. Det sind die schlimmsten. Die lernen die Rüdigkeit uff's Kriminal und vor de Kasernen ... und denn die ewigte Kontrolle. Wenn 'n armet Wurm sich't Jeringste zu Schulden kommen läßt ... futsch is se ... bei den Inspektoren hat man ooch keene Freide von 't Leben —"

„Meine Tochter läßt sich nichts zu Schulden kommen", sagte Frau Wiebel. Der Arzt hatte ihr empfohlen, leise und langsam zu sprechen, und wie sie diese Worte vorbrachte, hatten sie fast den Charakter überirdischer Sicherheit.

„I wo denken Se denn hin, Frau Wiebeln ... Sie glooben doch nich, ick meen ... Jott bewahre ...

ick sage nur ... et is heite so streng ... der harmloseste Faden kann ee'm zu 'n Strick jedreht weer'n ... Sag'n Se mal" — fuhr sie mit einem plötzlichen Sprung im Ton fort ... „vor vier Wochen hab' ick Freil'n Johanna in' Tiergarten mit ee'n Herrn spazier'n jehn sehn ..."

Frau Wiebel sollte und mochte nicht viel reden. Das erregte sie. Gern wäre sie jetzt wieder allein gewesen, so wohl es auch tat, ab und zu einmal einen Besuch zu empfangen. „Das wird ein Kollege Johannas gewesen sein — ein Lehrer", erwiderte sie. Ihr Ton klang ein wenig gepreßt — das Vorzeichen einer beginnenden neuen Atemnot.

„So sah er nich aus, Frau Wiebeln," entgegnete Frau Falkbeer rasch. „Wie 'n Lehrer nich. Et war 'n janz feiner Herr. Und so schlau is Freil'n Johanna längst. Wat hat 'nn so 'n Lehrer?!" Sie zuckte die Achseln. „Wissen Se — besser wär't schonst, wenn se sich so verheiraten kennte."

Frau Wiebel seufzte. „Die Aussichten sind schlecht heut für ein junges Mädchen, das nichts weiter hat, als seinen guten Ruf", sagte sie mit schwacher Stimme.

Frau Falkbeer wurde eindringender. „Ick denke, Sie ha'm reiche Verwandte in Berlin zu wohnen?"

Die Leidende stieß nur einen leisen Laut aus, der wie ein Wimmern klang. Allein es war auch etwas Abweisendes darin. Wie konnte diese Fremde sich erdreisten, an ihre innersten Familienangelegenheiten zu rühren, Dinge aufzustören, die für sie längst erledigt waren, die nicht einmal zur Sprache kommen durften,

wenn sie allein mit ihrer Tochter war? Arme Leute — reiche Verwandte! Die ganze Tragödie der Lüge des Familiensinns trat wieder vor ihre Seele. Niemand sollte ihr mehr von jenen Elenden sprechen, die sich so kalt und brutal von ihr losgesagt hatten, als ihr Mann durch die Treulosigkeit seines Kompagnons sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte. Was ging das diese Vermieterin an, die jeden Ersten mit unwandelbarer Regelmäßigkeit ihr Geld erhielt? Aber sie fühlte sich zu schwach, sie gebührend in die Schranken zurückzuweisen ... der Anfall nahte ... warum war Johanna nicht da, der es an ernsten Worten nicht gefehlt hätte?

Frau Falkbeer beäugelte wieder den Brief. „Pentzin steht druff uff'n Aufjabestempel. Det licht woll in Pommern? Da wohnt woll Freil'n Johannas Cousäng ständig?" ...

Ach, diese Schmerzen! Das hämmerte und stach wie mit feinen Nadeln, und brannte, als werde ein glühendes Eisen in der Brust umhergewendet! Unmöglich — — sie konnte nicht antworten. Frau Falkbeer merkte, daß die Kranke wieder ihren Anfall hatte, aber die Furcht Wärterin spielen zu müssen trieb sie fort, und so zog sie vor, um ihren Rückzug zu maskieren, sich wegen der ausbleibenden Antwort beleidigt zu stellen. „Na, Sie brauchen mir nich gleich 'rauszuschmeißen", sagte sie. „Ick trete keenem Menschen zu nahe — ick — keenem! Ick mach' mer schonst uff de Strimpe. Da leg' ich 'n Brief hin." Sie trug ihn zum Tisch und legte ihn gerade vor die Lampe, dann ging sie hinaus, gleichsam sich selbst vortäuschend, Frau Wiebel könne ihrem Tun genau folgen. „Die bleibt

der Johanna mal eines Tags unter'n Fingern weg", murmelte sie vor sich hin, als sie draußen war.

Langsam kam die Kranke wieder zu Fassung, der röchelnde Atem wurde leiser, besänftigte sich. Sie lag ganz still vor Erschöpfung. Sie wollte gar nicht mehr an das unangenehme Weib denken — konnte man solch einer ungebildeten Person etwas übelnehmen? Zudem wußte sie ja genau, von wem jener Brief war. Johanna hatte nichts zu verbergen — Johanna hatte ihr alles erzählt. Sie wandte nur den Kopf ein ganz klein wenig, um zu sehen, ob der Brief auch richtig auf dem Tische lag? Ja, da war er! Das Licht fiel seitlich von dem vorgestellten Zeitungsblatt grell auf die kleine weiße Fläche. Aber wie sie so geradeaus auf ihn hinstarrte, konnte sie plötzlich den Blick nicht wieder von ihm losbekommen ... er schien daran fest zu kleben ... und die helle Rückstrahlung des Lampenlichts wurde immer greller ... der Brief schien größer zu werden ... Angstgefühl packte sie ... sie konnte den Kopf nicht rühren ... das Blut schien aus ihrer Stirn, aus ihren Wangen nach dem Körper zurückzulaufen, sie fühlte ein Kribbeln ... und der Brief, der Brief! er wurde groß und größer ... er hob sich vom Tisch ... er sah fahl aus, leichenweiß ... bekam er Flügel? ... kam er auf sie zugeschwebt? ... Der Angstschweiß trat auf ihre Stirn ... ihre Kehle wie zugeschnürt keuchte matt „Johanna".

Da klang das kurze Knacken eines Schlüssels draußen in der Korridortür ... wenige Sekunden ... Johanna trat ins Zimmer.

„Nicht böse sein, Muttel!" rief sie gleich mit ihrer

weichen metallreichen Stimme, „ich konnte nicht eher.“ Sie eilte zum Krankenbett, beugte sich über die alte Frau, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und richtete sich dann gleich wieder auf. „Nein, nicht anfassen, Muttel! Ich muß mich erst auspellen. Ich bin klitschnaß!“ Sie eilte ins Vorderzimmer, die Tür offen lassend, stellte den triefenden Schirm in einen Eimer, zündete ihre Lampe an und entledigte sich dann des Jacketts und des Huts. Dabei erzählte sie ununterbrochen durch die offene Tür, um die Mutter zu zerstreuen, deren unruhig, erwartungsvoll verbrachte Stunde sie geahnt, mitgefühlt hatte: „Ich mußte erst nach einer kleinen Schülerin von mir sehen, Marthchen Hornemann. Sie fehlte seit drei Tagen. Weißt du, ein artiges, liebes, blondes Mädel. Fleißig wie 'ne Biene, und so anhänglich an mich! Der Vater ist Werkführer drüben, in der Ambühlschen Fabrik, ein ordentlicher, musterhafter Mann, sage ich dir, und ein zuverlässiger Genosse. Die Mutter war Dienstmädchen in einem sehr feinen Hause in Charlottenburg, eine zarte Person, nicht ohne Bildung. Bevor die Menschen noch heiraten konnten, kriegt die Braut den Typhus, wird nach der Charité gebracht und stirbt. Der Mann hat sich großartig benommen. Er wohnt mit seiner alten Mutter zusammen, die ihm die Wirtschaft führt. Eine Häuslichkeit, sage ich dir — also, er erkannte das Kind an und brachte es zu seiner Mutter — die hat es aufgezogen. Es ist rührend, wie die Leute an dem Mädel hängen... Nu denk' dir, kommt heut nachmittag Hornemann zu mir in die Schulstunde — die Tränen standen ihm beinah in den Augen — „Liebes Fräul'n,“

sagt er zu mir, „die Martha is krank — der Hals tut ihr so weh —"

„Um Himmels willen," rief mit halberstickter Stimme die alte Frau aus ihrem Bette.

„Nein, nein, beruhige dich, Muttel — es war nichts — wie ich hinkam, war grad der Arzt da — nur geschwollene Mandeln — das Kind hat sich bei dem Hundewetter erkältet. — Also der Vater sagt fast weinend, das Kind esse nicht und schlafe nicht, es verlange bloß immer nach Fräulein Wiebel — Was sollt' ich machen, Muttel? Natürlich ging ich hin... Unterwegs kauft' ich so'n ganz winziges gestricktes Püppchen, für fünf Groschen. Weißt du — so etwas von Freude hab' ich denn doch mein Lebtag nicht gesehen. Das Kind tanzte beinahe im Bette. Und die alte Frau wischte sich einmal ums andere die Augen mit der Schürze. —"

Johanna hatte sich umgekleidet und kam jetzt in das Stübchen ihrer Mutter zurück. Sie sah genau nach der Kranken, rückte ihr die Kissen zurecht, erkundigte sich, wie sie sich fühle, zählte die Pulsschläge, legte das Minimalthermometer ein und las es ab, sah nach der Uhr, flößte ihr Arzenei ein und fuhr dann, um sie zu unterhalten, in ihrem Tagesbericht fort: „Was man so alles für Sorgen hat! Kaum komme ich von Hornemann die Gotzkowskystraße herunter, als mich ein junges Mädchen anspricht: „Entschuldigen Sie, Fräulein Wiebel!" Ich gehe ein paar Schritte bis zur nächsten Laterne — da erkenn' ich sie — die Christine — eine frühere Schülerin von mir. Gar kein übles Mädel. Der Vater ist Portier und Schuster —

ein kleiner ordentlicher Mann. Das Mädel ist längst konfirmiert und aus der Schule 'raus — eine Ewigkeit, daß ich sie gehabt habe. Sie bittet mich um die Erlaubnis, mit mir zu gehen — ich sage, ich muß aber nach Siegismundhof — „da muß ich auch hin," sagt sie, „da wohnen wir ja — ich war hier nur zu Besuch bei 'ner Freundin" — und so patscht sie neben mir her unter meinem Schirm, durch den Regen. Ich war neugierig, was sie eigentlich von mir wollte. Endlich faßte sie sich ein Herz, sagt, sie hätte schon lange deswegen zu mir kommen wollen, denn von allen ihren ehemaligen Lehrerinnen hätte sie zu mir allein Vertrauen — und erzählt mir eine große Geschichte — sie habe jetzt hier in der Telephonfabrik am Salzufer sehr hübsche Arbeit — aber es sei einer da, der sie heiraten möchte. Und das täte sie doch lieber, denn man wäre doch gern Herr in seinen vier Wänden, und sie vertrage sich nicht recht mit ihren Brüdern — und überhaupt. „Na immerzu," sage ich — „wenn's 'n ordentlicher Mensch is." „Ja, meint sie, so und so — ernähren könnte er sie schon, er sei Werkführer in einer Maschinenfabrik und verdiene die Woche 40 Mark — aber erstens gefiele er ihr nicht sonderlich — und zweitens hätten ihr die Brüder gesagt: „Den willste heiraten? Na, denn laß dir bloß in'n Spinde stellen — der is ja'n berüchtigter Krakehler —." — „Na, Muttel — ich bin doch helle — ich merkte doch gleich, was hinter der Geschichte steckte, und frage sie direkt: „Na, haben Sie denn 'n andern, den Sie lieber haben?" — Weißt du, Muttel — in der Dunkelheit merke ich, wie das Mädel rot wird bis über beide

Ohren. Sie druckst — sie sagt nicht Ja nicht Nein. Ich frage: „Na, was ist denn der andere?“ ... Keine Antwort 'rauszukriegen, nichts wie faule Verlegenheitserwiderungen, was ich von ihr dächte? und auf so etwas ließe sie sich nicht ein, und ich sollte nur überzeugt sein, sie wäre ein anständiges Mädchen — ich sage, dafür hielte ich sie auch, sonst würde ich nicht mit ihr über die Straße gehen, aber entweder sie hätte Vertrauen zu mir oder nicht — sie habe ja ihre Eltern und ihre Brüder ... und ehe ich mich versehe, stehen wir in Siegmundshof vor dem Richterschen Hause. Ich sage: „Hier muß ich hinauf“ — „Ach Gott,“ sagt sie, „das trifft sich ja gelungen — hier wohnen wir ja auch, hier ist ja mein Vater jetzt Portier — und entschuldigt sich und verabschiedet sich sehr artig, und hui, wie ein Wiesel ist sie verschwunden ... Glaubst du nicht auch, Muttel, daß da etwas nicht ganz in Ordnung ist?“

Die Erzählung hatte ihren Zweck erfüllt, die Teilnahme der Mutter an Leid und Freud der kleinen Leute war erreicht, und mit einer Stimme, die viel freier klang als früher, sogar ein wenig launig, sagte sie: „Na, wenn schon der Freier, von dem sie spricht, nicht viel taugt, was soll man da erst von dem anderen halten, von dem sie schweigt?“

Johanna lachte glücklich die Mutter in Stimmung gebracht zu haben, und fuhr fort zu berichten, was sie oben in der Wohnung bei Fräulein Richter erlebt hätte, der sie die drei aufgegebenen Recherchen für den Hauspflegeverein abzuliefern hatte. Es handelte sich um eine Gesellschaft wohlhabender Frauen, die sich den

Zweck gesetzt hatte, armen Familien für den ruhigen Fortgang der Wirtschaft Hilfskräfte zu stellen, sobald die Frau im Wochenbett lag. Es galt Erkundigungen einzuziehen, ob die Lage wirklich fremde Hilfe erforderte, mit Pflegerinnen, mit Ärzten Rücksprache zu nehmen. „Ich tue es wirklich nur um der Liebe zur Sache willen," sagte sie, „aus Sympathie für die Damen gewiß nicht. Die behandeln einen manchmal, als ob man ihre Sklavin wäre. Fräulein Richter ist noch die netteste von allen — aber sie hat eine Art mit einem zu reden, so von oben herab, mit einer Befehlshabermiene und einem Unfehlbarkeitsdünkel, daß mich manchmal schon die Lust angewandelt hatte, ihr zu sagen: „Aber gnädiges Fräulein — suchen Sie sich doch jemand anderes, den Sie für diese Dienste bezahlen." Sie erkennen kein fremdes Verdienst an — alles haben nur sie allein getan. Und dies Sich-Gehabe, wenn mal eine Ministerfrau oder so etwas ähnliches in die Sitzung kommt, dieses Herumscharwenzeln! Ach, es ist nur zu traurig, daß man auf das Wohlwollen dieser Leute angewiesen ist, weil der Staat und die Gemeinden so gar nicht ihre Pflicht tun."

Die Mutter schwieg. Sie fühlte sich nicht kräftig genug mit ihrer Tochter zu disputieren — und wie oft hatte sie früher, in gesunderen Tagen, dieses Thema in langen Gesprächen mit ihr abgehandelt! Sie konnte sich in die Anschauungen des jüngeren Geschlechts nicht mehr hineinleben. Sie war noch in der Meinung auferzogen und hielt fest an ihr, daß die bestehende Ordnung der Gesellschaft durch Gottes Willen eingesetzt und ewig und unveränderlich sei, daß alles, was dau-

ernd geschehe, Gottes Willen entspräche und anerkannt werden müsse. Aber dieses jüngere Geschlecht — Johannas Freundinnen, die früher öfters zum Besuch gekommen waren — alle huldigten sie jenen lästerlichen Ansichten, daß die Ordnung der Welt veränderliches Menschenwerk und voller Mängel sei, die abzustellen sie für ihre Pflicht hielten! In ihrer Jugend hatte man von Sozialismus und ähnlichen fürchterlichen Dingen nichts gewußt — und wenn die Männer vielleicht gelegentlich am Biertisch über solche Fragen stritten — die Frauen hielten sich in dem Bewußtsein ihrer Verständnislosigkeit davon zurück. Jetzt war das alles anders. Die Frömmigkeit ging in Stücke, und junge Mädchen sprachen ungescheut Gedanken der Empörung aus, die früher vielen Aufwieglern nicht verziehen worden wären ... Wohin sollte das führen? ... Aber konnte sie Johanna hindern? Ihr Mann, der den Geist des Mädchens im Zaum gehalten hätte, war tot ... Johannas Freundinnen gaben ihr alle recht ... mürbe, auf einem Krankenbette, von dem es, wie sie wohl fühlte, für sie kein Aufstehen mehr gab, mußte sie sich begnügen, von Zeit zu Zeit Johanna zu beschwören, wenigstens ihre Stellung, ihre Existenz zu bedenken, ihre Zukunft nicht zu ruinieren und ihre Gedanken nicht an Orten laut werden zu lassen, von denen aus sie weitergetragen werden und ihr schädlich sein konnten. Und Johanna hatte ihr feierlich versprechen müssen, diese schrecklichen, umstürzlerischen Lehren wenigstens solange *sie* noch lebte nicht öffentlich zu bekennen noch zu verbreiten. Sie wußte, *dieses* Wort würde Johanna halten. Was geschah, wenn sie einstmals nicht

mehr ein Heim mit ihrer Tochter teilte, wenn die mütterliche Liebe diese nicht mehr schutzreich umschwebte ... daran wagte sie gar nicht zu denken: sie kannte ihre Tochter, die so weit bindende Verpflichtungen für die Zukunft niemals auf sich nehmen würde, die ihr oft genug sagte: „Muttel, wir Menschen bleiben nicht einen Tag, was wir sind ... wir werden täglich, stündlich andere ... unsere Empfindungen, Liebe und Haß, die dauern — unsere Anschauungen aber, unsere Überzeugungen wandeln sich beständig, denn es gibt keinen Augenblick, in dem wir nicht lernen, leiden, uns umbilden."

So schwieg sie lieber, und ihre Augen glitten gleichsam mit einem liebevollen Tasten über die Umrißlinien der großen, schlanken Gestalt, die sich gegen das Licht der Lampe hin mit der Schärfe eines Schattenrisses abzeichnete.

„Du — da liegt ein Brief für dich!" sagte sie, aber in demselben Augenblick hatte Johanna ihn selbst bemerkt und mit den Worten aufgenommen: „Da liegt ja ein Brief für mich." Kaum hatte sie die Adresse flüchtig betrachtet, so fügte sie hinzu: „Von Willy —" und mit freudiger Bewegung zog sie eine Nadel aus dem Haar, um das Schreiben zu öffnen.

Die Mutter blickte gespannt nach ihr. Johanna hatte keine Geheimnisse vor der, die ihr auf Erden am nächsten stand. Sie hatte ihr nicht verschwiegen, daß sie vor einiger Zeit auf einem Radfahrausflug die Bekanntschaft eines jungen Offiziers gemacht hatte. Sie verhehlte ihr nicht, daß sie und er einander oft sahen.

Willy fühlte sich unglücklich in seinem Rock. Seine Eltern waren nur mäßig begütert, sein Zuschuß klein. Es war daher ausgeschlossen, daß er nach Berlin in Garnison kam — und in dem elenden Provinznest, in dem er stand und das er nur gelegentlich mit Urlaub verlassen durfte um seinen Oheim in Berlin, einen hohen Militär, zu besuchen, fühlte er sich unglücklich. Der ganze Jammer der kleinen Garnisonen lastete auf ihm: der Mangel an geistiger Anregung. Er war kein Trinker, kein Jäger, kein Spieler — also in den Augen der Kameraden ein absolut unbrauchbarer Mensch. Er lechzte nach wissenschaftlicher, nach künstlerischer Anregung, nach froher Geselligkeit. Und sogar der Verkehr mit den leitenden Personen der Zivilverwaltung wurde vom Kommandeur nicht gern gesehen. Er litt unter dem Druck der eisernen Disziplin, er konnte es auf die Dauer nicht ertragen, Befehlen blind zu gehorchen, wenn er sie für verkehrt hielt. So hatte er Johanna erklärt, es sei sein einziger, heißer Wunsch den Rock, für den er nicht geschaffen war, so bald als möglich abzulegen, nach Berlin zu ziehen, eine Zivilstellung anzunehmen und sie zu heiraten.

Die alte Frau hatte den Verlobten ihrer Tochter noch nicht persönlich kennen gelernt. Er wollte kommen und um Johannas Hand anhalten, sobald er seine Eltern von seinem Entschlusse in Kenntnis gesetzt, und sie wußte: eben jetzt war er auf der väterlichen Klitsche, um ruhig und gefaßt, wie es sich für einen ehrlichen, ernsten Mann geziemte, die entscheidende Wendung seines Lebens bei denen vorzubereiten, denen er durch seinen nach fester Überlegung unumstößlich gefaßten

Entschluß zunächst eine herbe Enttäuschung bereiten mußte — an die sie sich zu gewöhnen haben würden.

Johanna hatte den Brief geöffnet und überflogen. Die Mutter konnte die Züge der Tochter nicht sehen, aber von ihrem Lager aus bemerkte sie, wie die sichere Silhouette Johannas schwankte, zitterte — wie das Mädchen sich mit der Rechten fest an der Tischkante hielt . . . .

„Was ist — was schreibt Willy?" fragte sie mit einer fast zärtlichen Besorgnis. Denn sie liebte ihren zukünftigen Schwiegersohn, obschon sie ihn nicht kannte — — aber mit welcher Begeisterung hatte ihn ihr Johanna geschildert: sein biederes offenes Wesen, seine gründliche Bildung, seine einfache Herzlichkeit, seinen sonnigen Humor!

Johanna hatte sich schon wieder gefaßt. Aber ihre Stimme klang unsicher, ein wenig heiser. „Nichts Schlimmes — Muttel — Gott bewahre — nichts, was wir uns beide nicht vorher gesagt und gedacht haben — er hat natürlich einige Schwierigkeiten mit seinen Eltern — aber er ist ganz sicher ihrer Herr zu werden . . ." Ihre Stimme versagte plötzlich.

Die Mutter bewegte den Kopf auf und nieder. „Ich habe dich gewarnt," flüsterte sie langsam, „ich habe dir gesagt, du spielst eine gefährliche Partie. Ein Offizier — und eine Lehrerin — aber du hast nicht hören wollen, Johanna." —

Das junge Mädchen antwortete nicht: den Brief zwischen den Fingern wandte sie sich zur Vordertür, nach ihrem Zimmer, und sagte dann rasch: „Verzeih', Muttel, ich habe Hefte zu korrigieren" — und kurz-

weg ging sie hinein, die Tür so mit der einen Hand zurückstoßend, daß nur ein ganz kleiner Spalt offen blieb.

Die Mutter lag ruhig und lauschte aufmerksam. War es nicht als ob in die Rhythmen der aufklatschenden Regentropfen sich Töne leisen Schluchzens aus dem Vorderzimmer mischten? Frau Wiebel wollte rufen, aber sie fühlte sich zu schwach. Bange Minuten vergingen. Mit einem Male trat Johanna wieder herein, von neuem den Mantel übergeworfen und den Hut auf dem Kopf. „Ich muß noch einmal fort, Muttel," sagte sie, „ich habe etwas vergessen — aber ängstige dich nicht — ich bin bald wieder da."

„Was, Hannchen — bei dem Wetter — ich bitte dich, bleib doch nur —" wimmerte die Mutter mit ahnungsvoller Besorgnis.

„Es geht nicht anders, Muttel — sei nur ganz ruhig, ich bleibe nicht lange —." Sie schritt rasch vors Bette, drückte einen Kuß auf die Stirn der alten Frau und ging.

Mutter Wiebel lag erst einige Minuten wie erstarrt vor Schreck auf ihrem Lager. Bei diesem entsetzlichen Regen eilte Johanna fort — ohne einen Grund anzugeben — wie von einem bösen Geist getrieben?! Da mußte eine geheime Veranlassung ... Was konnte nur? ... Der Brief! Enthielt der Brief am Ende etwas anderes als Johanna ihr mitgeteilt? Etwas viel Schlimmeres, was ihre Tochter ihr aus Schonung verbarg? . . . Ein Unglück für Johanna, einen Schlag? . . . Ihre Johanna, ihr Herzblatt, das einzige was sie an diese Welt band, verzweifelnd, in Nacht und Unwetter hinausstürmend! . . . Sie mußte

wissen, was mit ihrem Kinde geschah, sie allein konnte sie trösten ... ihre Pflicht war es ihr Leid mit ihr zu teilen, wie Johanna nur für sie lebte ... Da drinnen in jenem Zimmer war Gewißheit — da mußte der Brief liegen, der ihr alles sagte ... wenn Johanna ihn nicht mitgenommen hatte ... Licht war angezündet, Johanna hatte ihn wohl nochmals gelesen, hatte vergeblich sich durch die Arbeit zu betäuben versucht . . . Wer nur wüßte, was in dem Briefe stand! Wer aufstehen und ins andere Zimmer gehen könnte! . . . Warum sollte sie es nicht können? Um ihrer Johanna zu helfen eine Prüfung zu ertragen . . . mußte sie stark sein, mußte sie den letzten Rest Leben aufbieten, der in ihr steckte ... Sie mußte wenigstens versuchen sich aufzurichten ... es ging ganz gut ... Langsam, unter Keuchen — doch es ging ... leichter, als sie gedacht hätte ... Ach! ... Stöhnend fiel sie zurück, ein- zweimal — immer von neuem erhob sie sich ... es mußte sein ... Nun vorsichtig den einen Fuß zum Bett hinaus gestreckt ... Ach! . . . Also es ging . . . und den zweiten ... ! ... Mühsam, gekrümmt, im Schlafkleid, an den Möbeln sich weitertastend — hustend und ächzend schlich sie vorwärts, bis ins vordere Zimmer ... wahrhaftig, da auf dem Tische, zusammengeknüllt, lag der schreckliche Brief ...

Hatte sie ein Recht, ihn zu lesen? ... Was, kein Recht, ihrem einzigen Kinde beizustehen? ...

Entsetzlich! O, der Elende! Der Schurke! — Was sie immer vermutet hatte, was sie ihrem Kinde so oft warnend hatte sagen wollen. Wäre sie nur nicht der Furcht unterlegen ihre Einzige zu betrüben! ...

Alles war ja doch Lüge. Die herkömmlichen, tausendmal dagewesenen Phrasen! Drohungen der Eltern sich von ihm loszusagen ... Pflicht kindlichen Gehorsams ... blutendes Herz ... bange Notwendigkeit ... nie vergessen — O ewige Männerfalschheit! empörender Betrug! Ihrem armen Kinde mußte das widerfahren, dem Engel mit dem goldenen Herzen, für das kein Glück der Welt groß genug gewesen wäre! ... Es flimmerte ihr vor den Augen, sie mußte sich setzen .. O, es war gut, daß sie sich selbst überzeugt hatte! Jetzt wußte sie, was Johannas Trauer war — jetzt würde sie die rechten Trostesworte finden. Was konnte ihr warmes, aufrichtiges Herz dafür, daß es schamlos von einem Buben mißbraucht worden war? Ihre kluge, ihre stolze Johanna durfte wegen dieser Enttäuschung nicht verzweifeln! Es war ihrer unwürdig. Sie, so edel, so gut, sie, deren Herz Schätze barg, bekam jeden Tag einen Gatten, wenn sie wollte ... Gewiß, das würde sie ihr sagen. Wenn sie nur erst wieder zurückkehrte! Aber keinesfalls durfte sie sie hier an diesem Platze finden. — Frau Wiebel erhob sich mühsam, vor Frost schlotternd, sie tastete sich vorwärts ... aber, Gott, was war das? Die Füße versagten den Dienst ... eine große rote Welle stieg vor ihr auf ... welche Hitze! ... Alles taumelte um sie ... Luft, Allmächtiger, Luft! ... sie schwankte ... kaum konnte sie den Zug der Zimmerklingel ergreifen, denn schon fiel sie, während die Glocke schrillte, einem Stein gleich zu Boden.

Die Wirtin trat ein.

„Det 's ja janz 'ne anjenehme Bescherung," mur-

melte sie vor sich hin, als sie den scheinbar leblosen Körper der Alten auf dem Teppich und Johanna abwesend fand, „so wat ha' ick jerne!“ Sie rüttelte an dem Körper der Alten, aber stand bald von dem Versuch ab ihn allein aufzuheben und rief einen ihrer anderen Mieter herein, einen russischen Studenten der Medizin. „Herr Isakow — ach, bitte — kommen Se doch mal —“ Mit dem Russen zusammen hob sie den Körper auf und beide trugen ihn bis zum Bett. „Is se dod, Herr Isakow? Um Himmels willen — se wird doch nich schonst janz dod sind?“ fragte sie einmal übers andere. „Beruhigen Sie sich,“ erwiderte der Russe, „Sie heeren ja, sie rechelt noch.“ — „Na, 'is man jut. Soll sich doch det Mä'chen um ihre Mutter kümmern! Wat jeht denn det fremde Leite an? Aber natürlich, det jeht spazieren — wenn die Mutter ooch uff'n Dod liecht — det poussiert —“ Sie überließ die Sorge die Kranke wieder zum Bewußtsein zu bringen dem Studenten und schlich ins Vorderzimmer zurück, einen raschen, verstohlenen Blick in den Brief zu werfen, der offen dalag — — —

Johanna kehrt zurück. In der feuchten Nachtkühle draußen hatte ihre Stimmung gewechselt. Das Gefühl der Verantwortung die Mutter unter fremden Menschen allein zu lassen hatte die Oberhand gewonnen — erst kam die Kranke ... dann erst durfte sie an sich selbst denken ... eine innere Stimme rief ihr zu: Kehr' um! Kehr' um! ... sie ertrug es nicht — sie mußte wieder hinauf.

Kaum stand sie auf der Zimmerschwelle, sagte ihr die Anwesenheit des Russen, das böse Gesicht der

Wirtin, die Lage der Mutter, die offene Tür alles. Das Blut wich aus ihren Wangen — mit einem Angstschrei stürzte sie zum Bett und an ihm nieder: „Muttel, um Gottes willen, lebst du? Muttel, stirb nicht!" jammerte sie, „Muttel, du darfst nicht sterben! Du darfst mich nicht so zurücklassen. Muttel, ich werde wahnsinnig, wenn du stirbst; Muttel, ich geh ins Wasser — nicht einen Tag länger lebe ich ohne dich —" sie warf sich über den mageren, blassen, knochigen Leib der Alten — sie weinte und jammerte, sie hörte nicht die Beruhigungsworte des Studenten, noch die Schilderung der Wirtin, wie man die Alte gefunden...

Man flößte der Greisin Stärkungstropfen ein und langsam kam sie wieder zu sich und ihre mageren Finger fuhren ganz leise und unsicher durch das Haar der Tochter. Frau Falkbeer gab dem Russen ein Zeichen, in der Absicht sich mit ihm zurückzuziehen — mochte Johanna jetzt sehen, wie sie mit der Kranken fertig wurde. Die Lehrerin trat auf sie zu: „Frau Falkbeer, ich danke Ihnen," sagte sie, „daß Sie so gut waren. Ich vergesse Ihnen das nicht — und auch dem Herrn nicht. Glauben Sie mir, Frau Falkbeer, wenn mir das einzige genommen wird, was ich noch habe — ich überlebe das nicht." Sie schluchzte laut.

Die Wirtin murmelte etwas von „Schon jut!" und ging mit dem Russen.

Leise summte die Flamme der Lampe, und Johanna war wieder allein mit der alten Frau. Von neuem lag sie vor dem Krankenbette auf den Knien, mit leisem Schluchzen das Antlitz in der Bettdecke verborgen. Die Mutter keuchte lauter — kein Zweifel, etwas lag

schwer auf ihrer Brust, das herunter wollte, herunter mußte. „Mein armes Hannchen!" sagte sie endlich nach hartem Kampfe. Lauter und wilder schluchzte die junge Lehrerin auf. Vergeblich versuchte die Greisin mit zu schwacher Hand Johannas Kopf aufzurichten, so daß sie ihr in die Augen blicken konnte — sie mußte von dem Versuche abstehen. Da blickte Johanna von selbst ein wenig empor, um die Tränen abzuwischen.

„Hannchen," flüsterte die Mutter, jedes Wort wie mit körperlichen und seelischen Schmerzen vorstoßend — „vergiß es — versprich mir es ganz zu vergessen — aus dem Gedächtnis zu reißen —"

Ein so lauter, fast heulender Aufschrei erfolgte und so jäh sank Johannas Kopf wieder hinab auf das Linnen, daß die Augen der Mutter fast entsetzt aus den Höhlen traten. Wieder begann nach einer langen Pause die Mutter, den Kopf der Tochter zärtlich und leise streichelnd: „Hannchen — vielleicht hast du mir noch etwas zu sagen?" Johanna hörte nicht — sie lag da, als wäre s i e die Leiche.

„Hannchen — du wirst doch vor deiner sterbenden Mutter kein Geheimnis haben."

Johanna fuhr auf. „Muttel, das schwör' ich dir," rief sie leidenschaftlich, „ich laß dich nicht allein ins Grab gehen. Muttel, das darfst du mir nicht verbieten! Außer dir hab' ich ja nichts auf der Welt! Nichts! Ich bin ja deine unglückliche Tochter."

„Sprich nicht so!" flüsterte die Mutter. „Du hast dir ja Aufgaben gestellt ... Du hast Ziele, Ideale ... Sag' mir lieber, was dir auf der Seele brennt ...

Hannchen ... nein ... drängen will ich dich nicht ... wenn dir am Letzten nichts gelegen ist, was das Mutterherz für dich tun kann ... wenn du es nicht noch das eine, letztemal in Anspruch nehmen willst ... die kurze Spanne Zeit, die es vielleicht noch zum Schlagen hat .. wenn du das härteste von allem allein tragen willst ... Wie du es magst! ... aber ... Du wirst mich mit der Überzeugung ins Grab gehen lassen — daß ich meinem Kinde nicht alles geben konnte ... daß es im letzten Augenblick, in der schwersten Minute an der Liebe seiner Mutter verzweifelte ..."

Ihr Oberkörper hatte sich emporgerichtet, ihre Augen waren groß und immer größer geworden und starrten mit unheimlicher Kraft in die Dämmerung des einsamen Zimmers hinein, ihre knochigen Hände hielten den Kopf der Tochter an den Schläfen fest und ihre Worte klangen tonlos, heiser und doch mit einer fast übermenschlichen Kraft in den Raum.

Johanna richtete den Kopf auf und sah der Mutter tief in die Augen, lange starr, ohne ein Wimperzucken, wie in einen unermeßlichen Abgrund. Dann leise ihre Hände küssend erhob sie sich. Mit fast unhörbarem Schritt ging sie ins Vorderzimmer hinein, es war wie ein feierliches Schweben. Und sie blieb Minuten drinnen — die Mutter zählte sie — Viertelstunden ... bis die Mutter den aufgerichteten Körper nicht mehr halten konnte und lautlos zurücksank. Eine Stille durchflutete die Wohnung, in der man das Fliegen einer Mücke gehört hätte ...

Und jetzt öffnete sich die Tür des Vorderzimmers und Johanna trat heraus. Noch seltsamer als vorher

schwebte sie herein; es war, als ob ihre Füße kaum den irdischen Boden berührten. Die Strahlen der Lampe des vorderen Zimmers fielen auf ihr Haar und woben sich zu einem geheimnisvoll flimmernden Glanze. Und über ihren Zügen lag der Ausdruck eines siegreich aber unter unendlichen Opfern beendeten Kampfes, der Hauch eines herben Duldens und eines schweren Überwindens. Sie kniete am Bett der Kranken nieder und ergriff ihre Hand, sie an ihr Herz führend.

In dieser Nacht beichtete eine Märtyrerin ihr tiefstes Leid dem in schmerzvoller Liebe geneigten Ohr ihrer todgeweihten Mutter. —

Zweites Kapitel.

Mit dem Recht alter Freunde des Hauses, die man freudig erwartet, traten Direktor Richter und seine Tochter Frieda, nachdem sie sich im Vorraum der Überkleider entledigt, ohne weiteres in die inneren Räume der Ambühlschen Villa. Mit Verwunderung blickte das junge Mädchen, als beide die Flucht der Wohnräume des Erdgeschosses durchwanderten, auf einzelne Veränderungen in der Zusammenstellung der Möbel, die seit ihrem letzten Besuch vorgenommen waren, auf leere Stellen an den Wänden, und machte den Papa darauf aufmerksam. Im Eintrittszimmer standen mehrere Stühle um einen leeren Kreisfleck, der früher einen reizenden Tisch aus Florentiner Mosaik getragen. Der Flügel im Salon war durch ein Pianino ersetzt, statt des eichenen Büfetts im Speisezimmer erhob sich eines aus Nußbaum, und das Prachtstück, eine Hyazinthenstudie von der Hand der Lemaire, fehlte.

Sie erstaunten beide keinem der Bewohner des Hauses zu begegnen. Da war es Frieda, als höre sie Stimmen im Nebenzimmer, dessen Tür leicht angelehnt schien. Kein Zweifel — es war Leonies nicht zu verkennender, ein wenig polnisch harter Akzent: „Unglaublich — lassen Sie doch Ihre schlechte Laune an

Ihren Choristinnen aus — vergessen Sie sie auf der Probe — aber bringen Sie sie nicht in mein Haus!" Und gleich darauf eine hohe, ölige Männerstimme: „Aber Frau Leonie — wer wird so empfindlich sein?" — „Ich bin das." — „Nervös! nervös! Ach, die Frauen!"

Das klang so konventionell wie die gewohnte Wiederholung einer stehenden Redensart — so abgeleiert —. Richter räusperte sich ein wenig — Frieda hüstelte, halb verlegen, halb absichtlich ... mit einem Male ward es drinnen still — wenige Sekunden später wurde die Tür fast heftig geöffnet, und Frau Ambühl, die schöne Leonie, erschien auf der Schwelle, die Wangen ein wenig gerötet und sich mit einem Spitzentaschentuch über die Stirn streichend. Sie ging auf die Ankömmlinge zu: „Nein, Kinder, daß ihr schon da seid — das ist aber reizend ... es ist wirklich liebenswürdig, daß ihr so früh kommt. Direktor ... Sie müssen mich ein bißchen unterhalten ..." Sie reichte Richter die Hand zum Kusse ... „Frittchen, wie nett du dich wieder gemacht hast! ... Der Hut! ... zum küssen!"

In etwas exaltierter Gespreiztheit umarmte sie das junge Mädchen. In der Tür wurde jetzt Labouchères große, korpulente Gestalt sichtbar, das glattrasierte Gesicht, von schwarzen Locken überwallt, blickte ein wenig besorgt herein — er schnaubte sich ... „Herr Labouchère scheint ein wenig erkältet?" wandte sich Frieda mit einem Korn leiser Bosheit zu Leonie — „Wenn Sie nur nicht heut absagen müssen?!"

„Wenn ich abends singe, gehe ich nie tagsüber aus," erwiderte der Heldentenor mit weihevollem Ernst,

als gälte es eine hochwichtige Mitteilung an den Biographen.

„So?" sagte Frieda, ohne sichtbares Interesse für solche Einzelheiten.

„Mich wundert, daß Sie das nicht wissen. Sie lieben mich auch nicht. So sind die modernen Frauen. Oberflächlich. Keine Begeisterung mehr für die wahre Kunst." Er schnippte mit den Fingern, offenbar überzeugt sehr witzig gewesen zu sein, denn er lächelte selbst.

Frau Ambühl lenkte, nachdem man sich gesetzt, das Gespräch alsbald mit großer Gewandtheit auf Hans. Sie bäte, ihren Mann und den „Stief" noch einige Augenblicke zu entschuldigen. Beide seien in der Fabrik drüben. Hans habe es nicht ausgehalten, er habe mit dem Vater hinübergehen müssen. Er wollte sofort Vergleiche anstellen zwischen den Maschinen, die sie hätten und denen, die er drüben in Amerika gesehen — oder so was ähnliches. „Denken Sie, gestern angekommen und heut gleich ins Geschäft! Er ist ein großartiger Mensch. So ernst ist er geworden. Du wirst ihn kaum wiedererkennen, Frittchen! Ich glaube, Charles will ihn zum Direktor machen, oder als Assozié aufnehmen — oder so was. Gestern haben sie bis nach Mitternacht gesessen und diskutiert. Charles ist ganz enchantiert von ihm."

„Wie geht's denn drüben?" fragte Richter so leichthin, mit einem bezeichnenden Kopfheben, als wollte er nach der Fabrik deuten.

„Gut — natürlich! Ich habe keine Ahnung, selbstredend. Meines Mannes Geschäfte," sie zuckte die Achseln — „Sie wissen, ich lebe nur für die Kunst."

Das Wort „Kunst" sprach sie ironisch wie „Köngst" aus. Labouchère warf ihr einen belobigenden Blick zu. Leonie begann um Entschuldigung zu bitten, daß es in der Wohnung „so gräulich öde" aussehe. Aber sie habe ein paar Stücke, an denen ihr etwas liege, nach der neuen Villa im Grunewald bringen lassen. „Wenn Hans hier Alleinherrscher ist, mag er sich alles einrichten und ändern, wie er will. Ich nenne ihn schon jetzt den „König des Salzufers" ... Aber, Kinder, eines müßt ihr mir versprechen — wenn wir draußen im Grunewald mit der Villa fertig sind, gebe ich ein Gartenfest ... und ihr müßt alle kommen — es wird wahnsinnig amüsant. Sie auch, Labouchère — wenn Sie auch noch so'n brummiges Gesicht machen."

Frieda sagte: „Aber Sie auch uns dasselbe, Lonny! Denn Papa hat sich vorgestern auch draußen angekauft."

Der Tenor antwortete nichts, er stand bald auf und ging zum Fenster, durch das er seinen Blick über den noch spätwinterlich dürren Vorgarten schweifen ließ, über die strohumwickelten Pflanzen, das eiserne Gitter, die stille Bahn des Kanals, die ein paar Kähne, hoch mit Mauersteinen beladen, langsam hinabglitten, und die nackten Bäume, die Fabriken und die kleinen Wohnhäuser und die Irrenanstalt am Ufer gegenüber. Richter verwickelte Leonie in ein Gespräch, in dessen Verlauf er sich sehr für die gute Laune ihres Gatten zu interessieren schien und sie fragte, ob er jetzt weniger über Schlaflosigkeit klage als früher und dergleichen — Frieda spazierte im Zimmer umher und der Tenor gesellte sich zu ihr und versuchte ihr den Hof zu machen.

Das junge Mädchen lachte ihn aus. „Lassen Sie doch das,“ sagte sie schnippisch. „Wissen Sie, zur Elefantenkuh bin ich denn doch zu gut. Auf der Bühne mag ich Sie ja ganz gern. Sie haben einen tüchtigen Garderobier und Ihr Friseur ist ein Künstler, und solange Sie bloß singen, kann man wirklich glauben, Sie wären riesig bedeutend. Wenn Leonie die Geschmacksverirrung hat Sie auch ohne Perrücke und Trikots teilnahmswert zu finden, so grenzt das ans Pathologische. Ich bin furchtbar gesund... Warum hat's denn heute Krach gegeben?“

Frieda hatte eine unerhörte Art, mit dem trockensten, gleichmütigsten Ton den Männern Unangenehmes zu sagen, sie liebte es sie zu brüskieren, ihre eigne Stellung als Dame bis aufs Äußerste auszunutzen, die Herren ihrer Bekanntschaft in Verwirrung zu bringen. Sie war ungemein stolz auf ihr von Rücksichten freies Wesen und war überzeugt, daß sie den Männern gewaltig imponiere.

Labouchère, dessen Selbstbewußtsein freilich dem Friedas kaum etwas nachgab, sah ihr ins Gesicht und sagte: „Es hat keinen Krach gegeben.“

„Ach, kohlen Sie doch nicht!“ Sie ließ ihn stehen und setzte sich auf die Lehne des Sessels Leonies, die sogleich ihren Arm um Friedas Gürtel schlang. Sie begann das Kostüm der jungen Frau zu bewundern, indem sie sich stellte, als ob sie es im einzelnen prüfe. „Herrlich — himmlisch — wo hast du es machen lassen? Natürlich bei der Pechstein? Sie ist wirklich die einzige Person in Berlin, die ein anständiges Kleid zustande bringt. Alle anderen sind Idiotinnen.“

Und dann fuhr sie fort zu erzählen, was sie sich von neuen Sachen aus Paris mitgebracht hatte, wo sie vor 14 Tagen mit Papa gewesen: ein endloses Register, und jedes Stück von dem ersten Meister des Fachs, Kleider von Paquin, Hüte von Rebour, Schmuck von Boucheron. Nun begann Leonie auszukramen, was s i e sich alles bestellt habe, natürlich nur für die Demisaison — ein mausgraues Straßenkleid, ein fraiserosa Oberkleid — eine tabakfarbene Besuchstoilette —

„Aber gelb darfst du nicht tragen, Lonny — das kann Herr Labouchère nicht leiden — gelb ist Neid — es erinnert ihn daran, daß er Kollegen hat —"

Dann sprachen sie von dem Wohltätigkeitsbazar nächste Woche in der Philharmonie, zum Besten der Arbeiter-Lungenheilstätten — bei dem sie in einem Zelte gemeinsam Japanwaren verkaufen sollten. Sie würden sich ganz gleichartige Kostüme machen lassen — als Geishas — die eine kirschenblüten- die andere „rittersporn"-farbig ... ganz Berlin würde „weg" sein.

„Das ist das letzte Vergnügen der Saison!" meinte Lonny.

„Da wollen wir den Kerls noch mal das Geld abnehmen!" lächelte Frieda. „Ein Freibett muß ich mindestens zusammenschnorren, und wenn ich ihnen das Portemonnaie aus der Tasche holen soll."

„Dann geht's heidi nach Bellaggio — und wenn ich zurückkomme, hat mein Mann die Villa eingerichtet."

„Da wird er sich zu quälen haben."

„Mag er doch!" Sie lachte auf. „Dazu hat man ihn ja."

„Ich hab's auch nie verstanden, wie du hier so lange in der popligen Proletengegend ausgehalten hast. Himmel, Wasser und Arbeiter."

„Du wirst sehen — draußen ist's göttlich; Exzellenz Steineckes sind unsere Nachbarn — der frühere Minister, weißt du?"

Inzwischen hatte der Heldentenor die Unterhaltung der beiden Damen benutzt um Richter zu fragen, „was man jetzt kaufen solle?"

Richter zuckte die Achseln und zog die Stirn hoch. „Schwer, schwer, lieber Herr!" sagte er. „Was gut ist, ist teuer, und was billig ist, taugt nichts. Märkische Handelsbank ist noch immer das sicherste." (So hieß nämlich die Bank, deren Direktor er war.) „Übrigens — seit wann spekuliert Tristan? Hat Siegfried Effekten gehabt?"

„Noten, lieber Direktor, Noten!" erwiderte der Künstler, und beide lachten hell auf über den vermeintlich trefflichen Witz.

Die beiden Ambühls, Vater und Sohn, traten ein. „Da bring' ich ihn!" rief der Alte lachend mit seiner etwas derben Baßstimme, die vom Lärm der Fabrik ans Schreien gewöhnt auch im Salon laut und ungedämpft klang. Hans schritt sofort auf Richters zu und begrüßte Frieda mit höflichem Lächeln. „Sieht er nicht wundervoll aus?" fragte die Stiefmama mit dem Schein stolzer Begeisterung. „Sind ihm die zwei Jahre Fremde nicht großartig bekommen? Ich hätte ihn hier zu Hause auch nicht besser herausfüttern können."

Hans warf der Stiefmama einen raschen Seiten-

blick zu, als wollte er sagen: „Bemühe dich nur nicht meinetwegen." Das junge Mädchen hielt Hansens Hand fest, der Mund verzog sich etwas spöttisch; sie musterte ihn von oben bis unten und rief: „Nein, Hans — dick? Das müssen Sie nicht. Ich liebe nur schlanke Menschen. Das haben Sie gewiß nicht in Amerika gelernt!"

„Hans ist doch nicht dick!" beeilte sich Leonie beizuspringen. „Er ist männlich geworden — nicht wahr, Charlie — Hans ist nicht dick?" wandte sie sich an ihren Mann, der Karl hieß, den sie aber gern verengländerte.

Der Diener meldete, daß angerichtet sei, und man begab sich aus dem Salon, in den man sich hingezogen, zurück ins Speisezimmer, das man vorher passiert hatte. „Das kommt hier alles anders," sagte Leonie im Vorübergehen, „Hans richtet sich das nach seinem Gusto ein."

Die Austern wurden aufgetragen. Leonie war sehr lebendig. „Kinder, greift zu!" rief sie, „bald kommen die letzten!" Und während man sich dann mit allerhand artigen Sachen beschäftigte, die auf Kabarets hereingebracht wurden, Gänseleberpastete, Trüffeln, Neunaugen, Mayonnaiseeiern, eingemachtem Thunfisch, Oliven, Tomatensalat, mußte Hans ein wahres Kreuzverhör bestehen über amerikanische Sitten, Speisen, namentlich aber amerikanische Frauen. Ob sie schön seien? Groß oder klein? Schlank oder üppig? Ob sie liebten, sich den Hof machen zu lassen? Was für Schmuck sie bevorzugten? Wie sie sich kleideten? Ob sie gut tanzten? „Aber antworten Sie doch rasch!"

rief Frieda, mit den Füßchen aufstampfend. „Das habe ich nie gehört, daß man drüben phlegmatisch wird."

„Er ist noch matt von der Reise," entschuldigte ihn Leonie.

„Er hat aber nicht matt zu sein, wenn ich mit ihm rede."

Hans suchte sich aus dem Wirbelsturm zu retten, indem er sich entschuldigte, er habe den größten Teil seiner Zeit in einem kleinen Orte bei Pittsburg zugebracht, wo es nichts als rauchende Hochöfen und funkensprühende Metallpressen gegeben habe, wo das Leben spießbürgerlich und der Sonntagskirchgang die hauptsächlichste Erholung gewesen sei. Er sei zum Studium drüben gewesen, nicht zur Erholung, genau so wie vorher in Belgien und in England.

„Armer Kerl!" bedauerte ihn Frieda. „Dann haben Sie ja von Ihrer ganzen Reise nicht viel gehabt." Aber im ganzen schien Frieda für Amerika doch kein hervorragendes Interesse zu hegen. Ihre gesellschaftlichen Vergnügungen am Orte lagen ihr näher. Sie erklärte Hans, das erste, was er nun nach seiner Rückkehr zu tun habe, sei, um Aufnahme in den Tennis-Westklub nachzusuchen, eine wöchentliche Spielvereinigung, die statutengemäß nur zwölf Herren und zwölf Damen zählen dürfe: für einen Herrn sei gerade noch der Platz frei: „Ich bin zweite Schriftführerin," sagte sie. „Erste Vorsitzende ist Helene von Schlagmann — natürlich dem Alter die Ehre! Wenn Sie Chancen haben, Hans, können Sie Kassierer werden!" Sie äußerte sich über die Reize des Spiels — begeistert, soweit dies ihre kühle Art zuließ. Hans lachte.

„Spielt man noch immer Tennis in Berlin? Ja, die Mode fing hier im Westen an, gerade wie ich fortging. Eine Mode zwei Jahre in Berlin — Donnerwetter, das beweist Konsequenz! Aber freilich: in England läßt die Sache nach, da verdrängt die Golfwut alles andere — nun werfen die englischen Sportfabriken, um Ersatz zu schaffen, die Waren nach Deutschland. So entsteht bei uns die nationale Freiluftkultur."

„Ekel!" sagte Frieda schmollend, und wandte sich ab.

Hans entzog sich den unablässigen Fragen nach amerikanischen Verhältnissen: er sei zu bequem, um als lebendiges Auskunftsbüro zu dienen. — Er möchte nun auch einmal hören, was zurzeit in Berlin los sei, meinte er. „Ist denn Walter Benhay noch immer auf Reisen?" fragte er.

„Walter Benhay?" Der Vater räusperte sich verlegen.

„Nun ja. Man hat ihn also richtig abgesetzt?"

„Freilich!" fiel Leonie ein. „Gerade, als du abreistest, ging ja das Gesetz im Abgeordnetenhause durch."

„Ganz recht — ich erinnere mich."

„Jeder Mensch hat es ihm vorausgesagt, daß sein abgeschmackter Sozialismus ihm noch den Hals brechen würde," meinte Ambühl. „Es ist ja lächerlich. Glauben tut ihm doch kein Mensch."

Hans machte eine fragende Handbewegung. „Aber ich bitte dich, Papa, was hat denn die sozialistische Gesinnung mit der Ägyptologie zu tun? Er müßte sich gerade im Kolleg seinen Studenten gegenüber Anspielungen erlaubt haben über die fabelhafte Ähnlich-

keit zwischen den Mumien der Totengrüfte und der königlich preußischen Bürokratie."

„Ja, was heißt das?" sagte Ambühl lachend. „Ich bin doch gewiß liberal — aber entweder man hat eine offizielle Stellung oder man hat eine Überzeugung."

„Es hat ihn doch seine Position gekostet," fiel Leonie ein und Labouchère bestärkte dies durch ein unartikuliertes Grunzen.

„Das kann der Sohn und einzige Erbe von Benhay & Comp. am Ende ertragen!" sagte Richter. „Der Fehler war, daß er sich dem Interviewer gegenüber zu der Äußerung hinreißen ließ, aus der man ihm die Majestätsbeleidigung gedreht hat."

„Ich habe in Amerika eine Ansichtspostkarte von ihm aus Assuan bekommen," fiel Hans ein.

„Natürlich hat er sich contumacieren lassen," erzählte Ambühl.

„Der Vater ist an der Börse mit dem Urteil freudig grinsend herumgelaufen und hat es jedermann zu lesen gegeben," fiel Richter ein.

„Walter ist nach Nubien gegangen, wo die Engländer einen königlich preußischen Majestätsbeleidiger natürlich mit Juchheh aufgenommen haben. Er hat auf seine Kosten eine Expedition nach der lybischen Wüste veranstaltet und will da buddeln. An den Staatsanwalt nach Moabit hat er geschrieben, er wohne siebente Oase, große Sandgasse, gleich links um die Ecke, und da möchte er ihm gefälligst bei Vollmond begegnen."

Hans lachte. „Na, ist das nun ein Vergnügen, bei 40 Grad Réaumur durch Salpeter zu waten?"

fragte Ambühl. „Hat er das nötig? Warum ist der Mensch denn nicht vernünftig? Immer doch friedlich, schiedlich, gemütlich!“

„Papa!“ sagte Hans, noch immer lachend, „was höre ich? Du bist ja ein Erzreaktionär geworden in der Zwischenzeit?“

„Sei so gut. Mach' du mit mir einen Strike von fünf Monaten durch! Aufträge, daß man drin erstickt — und nicht die Möglichkeit einen auszuführen!“

„Deine Schuld. Einige dich doch mit den Leuten. Immer friedlich — schiedlich — wie du sagst — immer, nicht bloß, wenn es uns paßt!“

„Junge, du bringst ja nette Ansichten von drüben mit.“

„Bring' ich. Paß mal Achtung, wie dir die Augen aufgehen werden, Papa!“

„Kinder, ihr seid stumpfsinnig!“ schmollte Frieda. In diesem Augenblicke spürte Hans einen scharfen Tritt auf seinem Fuße, mit halblautem „Aua!“ zog er ihn zurück, unwillkürlich über den Tisch blickend, als er bemerkte, daß der Heldentenor ganz rot wurde und verlegen auf seinen Teller blickte. Schon während der vorhergehenden Unterhaltung war es ihm, als hätte er ein fortgesetztes Augenspiel seiner Stiefmutter mit Labouchère wahrgenommen. Er sah seinen Vater an, aber der strich so vergnügt seinen grauen Bart, und seine hellen Augen, seine leicht gerötete Nase blickten so ahnungslos in die Welt, er schien so ganz mit dem einen Problem „Geldverdienen“ beschäftigt, daß Hans

an seiner Beobachtung irre ward und sich innerlich ob seiner Selbsttäuschung schämte.

Der Diener reichte die Spülnäpfe, die Tischgenossen tauchten die Fingerspitzen ein und erhoben sich; man verließ das Speisezimmer. Die beiden Ambühl und Richter begaben sich in das Rauchzimmer; Labouchère, dessen Gaumen auf eine Upman lauerte, wollte ihnen folgen, wurde aber sogleich von Leonie in Beschlag genommen und samt Frieda ins Musikzimmer geschleppt. Dort mußte das junge Mädchen ans Klavier und der Tenor ward genötigt, sofort mit Liedern von Richard Strauß loszulegen. Leonie hatte sich in einem Sessel niedergelassen, erschauernd von innerer Bewegung, und die Augen starr auf des Tenors Antlitz geheftet. Der Timbre seiner Stimme, behauptete sie, sei Nektar und Ambrosia für die Nerven ihres Rückenmarks. Labouchère zog sie unter vier Augen oft damit auf und sagte, er danke dafür ihr Rückenkratzer zu sein — sie solle sich eines jener bekannten, nützlichen Instrumente anschaffen, die auf allen Jahrmärkten zu haben seien. Aber die schwärmerische, ans Unsinnige grenzende Huldigung, die sie ihm entgegenbrachte, die schrankenlose Begeisterung für seine Stimme, seine Kunst tat ihm stets aufs neue wohl.

Die drei Herren, in wundervolle englische Klubsessel versunken, in denen man fast das Bewußtsein seiner Gliederschwere verlor, plauderten über wirtschaftliche Fragen, der Fabrikant und der Bankdirektor wollten immer neue Einzelheiten über die amerikanischen Trusts hören, aber wenn Hans aus eigner Anschauung zu berichten begann, fielen die beiden sofort

ein und schienen weniger Belehrung als Gelegenheit zur Kundgabe ihrer schon vorher feststehenden Meinungen zu suchen. Hans bemühte sich gerecht Licht und Schatten zu verteilen und Vorteile und Gefahren, wie er sie geschaut, gegeneinander abzuwägen. Richter erwies sich als ein begeisterter Anhänger dieser kolossalen Machtanhäufungen und pries Morgan als Genie der Volkswirtschaft, das verstanden habe, dem Bankier wieder die gebührende Führung im wirtschaftlichen Aufstreben der großen Völker zu verschaffen, und sah darin den Weg zum Heil der Zukunft. Der alte Ambühl aber schritt zu heftigen Ausfällen gegen „diese verhängnisvolle Methode der Zusammenlegungen". Er sah im Bankier nur den wohlwollenden Helfer des Industriellen und wünschte jedem großen Unternehmen seine besondere Bank als Stütze. Er spielte auf engen Zusammenhang zwischen Großbanken und Großfabriken wie der Deutschen Bank mit Siemens & Halske an. „Wo sollen wir hinkommen," sagte er, „wenn jetzt der Großunternehmer zum Beamten des Riesenunternehmers gemacht wird?"

„Nur keine Sentimentalität, Papa!" rief Hans lachend. „Wie viele kleine Unternehmen hast du kaput gemacht? Was war denn unser Hornemann, auf den wir so stolz sind? Ein kleiner Fabrikant, der ein paar bescheidene Patente ausnutzte. Als sie abgelaufen waren, machten wir sie nach und lieferten billiger, so daß er die Konkurrenz nicht aushalten konnte und die Bude zumachen mußte. Jetzt ist er bei uns Oberwerkführer und er und wir sind alle zufrieden."

Richter lachte — Ambühl aber erwiderte mit hei-

liger Überzeugung: „Rede nicht, das ist ganz was anderes. Die Verhältnisse sind jetzt konsolidiert, und was nun selbständig ist, soll selbständig bleiben."

Mitten in den Ausführungen erschien der Diener und meldete, Seuffert wünsche den Herrn Kommerzienrat zu sprechen. Ambühl lehnte aber ab: er habe Gäste.

„Wer ist Seuffert?" fragte Hans.

„Ein Werkführer. Du hast ihn vorhin gesehen. Eine Perle. Treu, zuverlässig, fleißig, nüchtern" —

„Hör' mal, Papa — war das nicht der Tscheche mit den schielenden Augen — na, der sah aber gefährlich aus —"

„Ein großartiger Mensch, sage ich dir —"

„Schließlich kann doch keiner was dafür, wenn er in Podiebrad geboren ist —" witzelte Richter.

Der Diener kam nochmals zurück und sagte, Seuffert ließe nur für zwei Minuten bitten — es sei sehr dringlich. Nun erhob sich Ambühl um den Gemeldeten im Privatbüro zu empfangen. „Scheint mir mehr zudringlich als dringlich," meinte Hans halblaut.

Das Klavierspiel einige Zimmer weiter hatte aufgehört und alsbald erschien Frieda auf der Schwelle.

„Kommen Sie mal, Mister Hans," sagte sie, „und leisten Sie mir auch ein wenig Gesellschaft!" Sie reichte ihm die Hand: „Auf, Sie kleines Faultier! ... Meinen Papa können Sie ruhig seiner geehrten Verdauung überlassen. Er braucht nach Tisch ein Viertelstündchen absoluter Ruhe. Eigentlich soll er dann gar nicht sprechen. Können Sie mir einen Bankdirektor nennen, der n i c h t magenleidend ist?"

Sie führte Hans ins Nebenzimmer und streckte sich auf einer Chaiselongue aus. Sie räkelte sich ihrer Meinung nach wie eine Pantherkatze. „Uff!" machte sie. „Das ist ja zum Auswachsen, da hinten die spanische Wand zu markieren. Hans, Jugendfreund, seien Sie galant und geben Sie mir eine anständige Zigarette!... So — nun Feuer! Los... Bon!..." Sie forderte, er solle ihr sagen, wie er sich hier einrichten wolle? Ob er sich viele Indianersachen aus Amerika mitgebracht habe?... Sie überschüttete ihn mit Fragen... Ob er auch nach seiner Verheiratung hier wohnen bleiben werde? (Aha, dachte Hans, sie will mich ausholen — so dumm bin ich aber nicht.) „Das würde ich Ihnen widerraten. Stumpfsinnige Gegend hier. Arbeiter und Schiffer. Ist gar nicht mehr modern die Wohnung bei der Fabrik zu haben. Man fährt per Gummi vor, oder will man ganz schick sein, per Auto, denn in ein paar Jahren, so wie wir zwanzigstes Jahrhundert schreiben, wird man nur noch töffen. Nehmen Sie sich 'ne schicke Wohnung am Kurfürstendamm. O, wir bauen jetzt auch in Berlin mit Warmwasserleitung und allen Schikanen, wie drüben. Gehört auch zum Leben... Wollen Sie sich denn überhaupt verheiraten? Ich an Ihrer Stelle tät's nicht. Ein junger Mann kann doch alles haben. Schaffen Sie sich 'n nettes Verhältnis an! Das ist das reellste... Gott, tun Sie nur nicht so... alle jungen Männer haben doch eins. Wenn Sie was gefunden haben, sagen Sie es mir. Ja? Sie müssen mir die Photographie zeigen... Sie müssen mir versprechen mir alles zu erzählen. Mit mir können Sie

über alles reden, Hans. Ich bin ein ganz modernes Mädchen."

Hans starrte ihr ins Gesicht. Er war sprachlos. Erst hatte er das Gefühl gehabt, als plappere sie Worte nach, die sie einmal irgendwo aufgeschnappt, ohne den Sinn recht zu verstehen. Aber dazu war die Betonung doch zu scharf, der Ausdruck zu klar und bewußt. Wie kam sie zu solchen Reden? Glaubte sie damit verführerisch, reizvoll auf einen Mann zu wirken? ...

Papa Ambühl trat ein, das Gesicht noch ein wenig mehr gerötet als gewöhnlich. „Das kann ja heiter werden!" wandte er sich an Hans. „Wenn's Glück gut ist, kriegen wir einen neuen Strike. Es ist die reine Modesache heut. Die Kerle scheinen ganz rabiat. Als ob sie's riechen. Es brauchen nur einmal ein paar Aufträge da zu sein, so daß man Aussicht hat was zu verdienen: gleich machen sie Krakehl. Offenbar ist jemand im Kontor, der mit ihnen unter einer Decke spielt. Nur Geduld, ich bekomme schon heraus, wer!" Er bemerkte Frieda und entschuldigte sich sehr höflich, dann wandte er sich gezwungen lächelnd wieder an Hans: „Nun, wir werden ja sehen — hoffentlich hast du aus Amerika ein paar neue Mittel mitgebracht Widerspenstige kirre zu kriegen?"

Als Frieda zum Zimmer hinaus war, um nach Leonie zu sehen, fragte Ambühl: „Na, wie gefällt dir die Kleine? Hat sie sich nicht prächtig entwickelt? Ein intelligentes Mädel, sag' ich dir! Wer die nimmt, hat keinen Schaden zu bereuen!"

Hans antwortete nicht. Um Himmels willen! dachte er bei sich — nur damit soll er mir nicht kom-

men. Das könnte mich retten! — „Mein Genre ist anders!" sagte er kurz — und dann ... er wußte nicht recht, wie er zu dem Gedankensprunge kam, fragte er brüsk, gleichsam abgehackt: „Was ist das für ein Kuli, dieser Labouchère?" Der Alte lachte sehr laut: „Ach — ein harmloses Huhn. Er musiziert mit Mama. Du weißt ja, sie geht in moderner Musik auf. Übrigens verdient der Kerl hunderttausend Mark das Jahr. Tenor singen scheint wirklich einträglicher als Eisen gießen."

Sie gingen zusammen ins Nebenzimmer, um Richter zu wecken, der in seinem Klubsessel sanft eingeschlummert war. Auch Labouchère kam eben herein. Ambühl fragte: „Noch eine Zigarre, Herr Kammersänger?"

„Sie haben auch kein wahres Interesse für die Kunst," erwiderte der Tenor ganz ernst, „sonst müßten Sie längst wissen, daß ich zwei Tage, bevor ich auftrete, nie mehr als drei Zigarren pro Tag rauche."

Drinnen im Musikzimmer standen Leonie und Frieda am Fenster, jede hatte einen Arm um die Taille der anderen geschlungen. Sie blickten hinaus. Der Aprilwind warf weichen, wässrigen Schnee mit Regen vermischt gegen die Fenster.

„Liebliches Wetter!" sagte Frieda.

„Aber schon ziemlich warm — wenigstens vorhin. Wir müssen sehen, daß wir unseren Bazar noch unter Dach und Fach kriegen," erwiderte Leonie.

„Er wird viel Arbeit kosten!" seufzte Frieda. „Und eine wichtige Kraft entbehren wir leider. Weißt du — Fräulein Wiebel ... die schlanke blonde Leh-

rerin, die alles besorgte — ein gutes, geduldiges Arbeitsschaf —"

„Ja. Sie nimmt einem viel ab. Ist sie krank?"

„Nein — ihre Mutter ist gestorben. Ich sah sie vorgestern bei meiner Tante. Sie war ganz bleich und sah bildhübsch aus. Aber haben tut sie sich wie 'ne Verrückte. So verzweifelt hab' ich überhaupt noch nie 'nen Menschen gesehen. Wir wollen sie jetzt in Ruh' lassen, sonst klöhnt sie uns am Ende jedesmal was vor. Was hängen diese Leute bloß so an ihrem einzigen bißchen Leben? Was bietet es ihnen? ... Aber, süße Lonny, jetzt müssen wir wirklich fort ... Mein Schnauzerl ist krank, denk' dir, mein einzig süßes, geliebtes Hundevieh. Der Tierarzt weiß nicht, was es ist, der Idiot. Adieu — ich kann ihn nicht so lange allein lassen — er bangt sich zu sehr!" Sie hob sich auf die Zehen und küßte Leonie — dann rannte sie durch die Zimmer mit gespielter Einfalt im Infinitiv rufend: „Papa! Papa! Friedel jetzt gehen mögen! — Jetzt zu Hundchen wollen."

Drittes Kapitel.

In seinem Arbeitszimmer, auf einer bequemen, nicht mehr ganz neuen Chaiselongue ausgestreckt lag Hans. Er hatte sich eine Zigarre frisch angesteckt, tat einige Züge und spie dann widerwillig aus. „Pfui Deubel!" dachte er bei sich — „das nennen die Menschen hier Importen. Die scheinen ja auf einer Extradarre gelegen zu haben!" Er dachte an die amerikanischen Tabaktransportschiffe, die zwischen Key West und New-Orleans hin- und hergehen und auf denen besondere Vorrichtungen zur Erhaltung der natürlichen Feuchtigkeit des Tabaks getroffen sind. Er entsann sich, bei seinem Freunde in Amerika Zigarrenschränke gesehen zu haben, die das Einschieben von durchlöcherten, mit lauwarmem Wasser gefüllten Behältern gestatten, und beschloß sofort nach Amerika um die Adresse des Fabrikanten zu schreiben.

Die Dämmerung war hereingebrochen, er entzündete durch eine Drehung des Schneppers das elektrische Licht und prüfte dann eine Reihe von Stoffproben für die Zimmerausstattung, die man ihm am Tage übersandt hatte, auf ihre Wirkung bei künstlicher Beleuchtung. Er malte sich im Geist die künftige Einrichtung seiner Villa aus, wie er sie sich herzustellen gedachte —

nicht überladen, gleich dem neuen Hause seiner Eltern, das im Grunewald seiner Vollendung entgegenging: mit Marmortreppen, Onyxwänden, schweren Vergoldungen — sondern eigenartig, leicht, künstlerisch. Ein Zimmer sollte ihm Vandervelde ausstatten, eines Olbrich, ein drittes Gallé in Nancy, ein viertes wollte er in Kopenhagen herstellen lassen. Sein Haus sollte etwas Einziges werden in Berlin, ein kleines Schatzkästchen des guten Geschmacks.

Dann ärgerte er sich, daß das Automobil noch nicht da war, das er sich in Amerika bestellt hatte: eines jener kurzen, leichten Fuhrwerke, das auf mittelmäßiger, sandiger Landstraße leichte Verwendung fand und neben den schweren französischen Donnerwagen, die damals Berlin überschwemmten, allegemeines Aufsehen erregen würde. Er kabelte sofort an den Fabrikanten nach Chicago: wo das bestellte bliebe?

Und dann sich behaglich streckend, die blauen Wölkchen von sich blasend, die Augen halb geschlossen ließ er die Eindrücke der letzten Tage noch einmal durch sein Hirn wandern, um sie zu ordnen, Gleichgültiges auszumustern, das Wesentliche dem Gedächtnis für die Dauer einzuverleiben. Er näherte sich langsam jenem Alter, in dem der Mann seine Wünsche, Lebensauffassungen, Ziele nicht mehr zu ändern pflegt — aber er hatte es noch nicht völlig erreicht: er war noch beeinflußbar durch seine Eindrücke, er bemühte sich noch die Welt aus dem zu verstehen, was seine Stimmung ihn von ihr bemerken ließ.

Manches hatte sich hier zu Hause in den zwei Jahren verändert, die er fern vom Elternheim verbracht

hatte, manches, was damals nur dämmernd das Hirn des halbreifen Jünglings durchblitzt hatte, war ihm nur klarer geworden, lag bis in seine tiefsten Gründe offen vor ihm...

Wie würde sich seine Stellung der Stiefmutter gegenüber gestalten? Er war selbst neugierig darauf. Der Vater sammelte seine ganze Energie für das Geschäft — zu Hause ließ er seiner jungen Gattin den Willen, ließ sie schalten und walten nach Begehr. Die Stiefmutter hatte sich ursprünglich der Künstlerlaufbahn widmen wollen, sie war zum mindesten überzeugt eine glänzende Karriere als Pianistin ihrem Manne zum Opfer gebracht zu haben (obgleich Hans fand, daß sie nur mittelmäßig spiele), und wollte sich durch selbstherrliches Auftreten für ihr vermeintliches Opfer entschädigen. Immerhin — mit einem Stiefs o h n verträgt eine Frau sich besser, als mit einer Stieft o ch t e r. Hier hieß es wirklich mit den Juden beten: „Herrgott, ich danke dir, daß du mich nicht als Weib geschaffen hast!" Nur vor einem mußte sie sich hüten, zu einem Skandal durfte sie keinen Anlaß geben. Das litt die Ehre des Hauses nicht. Sie mußte wissen die Grenze zu wahren. Sie tat ihm nach einer bestimmten Richtung hin leid. Er fühlte, wie wenig sein Vater seiner Stiefmutter sein konnte. Den Altersunterschied hätte die Geheimrätin bedenken sollen, bevor sie ihm ihre Tochter gab! Aber es ist schwer „Nein" zu sagen, wenn mit dem Kassenboten, der die schmale Pension bringt, jeden Monat die Verlegenheit zur Tür hereintritt, während ein Millionär dahinter auf Einlaß wartet. Und Hans war denn doch zu welterfahren,

um sich nicht zu sagen, daß die Natur ihre Rechte in Anspruch nimmt und auch vor dem Familienstolz eines Ambühl keine Verbeugung macht.

Denn der Vater — er konnte sich's nicht verhehlen — war wirklich in den zwei Jahren um fünf älter geworden. Nichts zehrt so an den Kräften des Menschen, sagte sich Hans, wie einseitige Tätigkeit. Sie ermüdet, sie stumpft ab. Zweifellos — der Vater hatte zu wenig Erholung — er blieb weltabgeschlossen auf diesem im Grunde genommen einsamen Komplex hier draußen am menschenleeren, vom Treiben der Stadt abgelegenen Salzufer. Eine Fahrt nach Berlin war für ihn eine kleine Reise. Er trieb wenig Sport, er steckte den ganzen Tag in der Fabrik. Nun, da würde Frau Lonny schon aufmischen ... er mußte mit ihr reden ...

Hatte der Vater Sorgen? Hans wußte es nicht, aber fast dünkte es ihm so. Er wurde nicht recht klug aus seinem manchmal sonderbaren Verhalten — aus den fragenden Seitenblicken, die er ihm gelegentlich zuwarf ... Der Konkurrenzkampf in der Eisen- und Maschinenindustrie wurde von Tag zu Tag stärker. Es galt mit der Produktion den Absatz zu steigern, es galt den Betrieb trotz der Vergrößerung zu vereinfachen und die Kosten im Verhältnis zu den Verkaufspreisen zu vermindern.

Schon eine oberflächliche Wanderung durch die Fabrik hatte ihm, der voll war von den Bildern belgischer und amerikanischer Anstalten, gesagt, daß vieles in der väterlichen Fabrik veraltet sei, sowohl im wirtschaftlichen Betrieb wie im technischen. Die Maschi-

nen arbeiteten zu langsam und verbrauchten zu viel Feuerungsmaterial. Vor allem: wie viele überflüssige Hände verschränkten sich, streckten sich aus zu werkzeugmäßigen Verrichtungen, die Maschinen schneller und billiger vollführten! War der Vater zu bequem zur Einführung neuer praktischer Arbeitsmittel, oder hing er noch dem veralteten Wahne an, der die Bedeutung einer Fabrik nach der Zahl der in ihr beschäftigten Arbeiter maß? Das schien ihm sicher: so konnte nicht weiter gearbeitet werden und Umgestaltungen mußten eintreten — ob mit dem Willen des Vaters, ob gegen ihn ...

Er freute sich, daß eine große Aufgabe seiner harrte. Sie schien ihm dringender, als das, was sein Vater ihm täglich als seine nächste und wichtigste Pflicht hinstellte: zu heiraten. Das drängte wirklich nicht! Diese Art, „Geld ins Geschäft zu bringen“, schien ihm auch veraltet. Da ließ sich abwarten, bis ihm mal eine besonders gefiel. Oder sollte dieses sanfte Drängen ein ganz bestimmtes Ziel haben? Hatte man ihn binnen wenigen Tagen absichtlich zweimal mit Frieda zusammengeführt?

Frieda — seine Frau! Er mußte lächeln bei dem Gedanken. Als er vor zwei Jahren abreiste, war sie gerade in Lausanne in einer Pension gewesen. Aber von einer freien Schweizerin hatte sie wenig angenommen. Sie war das unverfälschte Mädchen aus dem Berliner Westen geblieben, mit der scharfen Zunge, das liebte unglaubliche Kühnheiten zu reden, so daß es den Zuhörer gruselnd überlief, das aber im praktischen Leben alle jene Vorsicht walten ließ, über die

es in Worten sich hinwegzusetzen schien. Aber dieses Selbstbewußtsein sich über hundert Schranken hinauszuheben, schien Hans doch ein Beweis innerer Kälte. Er begriff, daß Frieda so hatte werden müssen. Fast ohne elterliche Pflege war sie aufgewachsen. Die Mutter seit zehn Jahren ohne Unterbrechung in einer Nervenheilanstalt — vor Schreck unzurechnungsfähig geworden, als in einem Pariser Theater, das sie besuchte, Feuerlärm ausbrach — der Vater von früh bis abend mit Geschäften überhäuft! So war sie von verständnislosen Verwandten und unfähigen Dienstboten erzogen worden.

Hans war noch nicht alt genug um eine Beruhigungsehe schließen zu müssen. Und er empfand einen Widerwillen gegen die Ehen, wie sie in seinen Kreisen üblich waren: die Frau ein teuer geschmückter Kleiderstock für die Welt, und für den Mann wenig mehr als die Fortpflanzerin des Geschlechts. Er durfte Ansprüche an das Leben stellen: er hatte zwei Jahre harter Arbeit hinter sich, an kleinen Orten des Auslands, an denen der Verkehr mit Frauen nur gering war — und schwere Arbeit lag vor ihm. Er konnte von einer Frau, die in sein Leben treten sollte, mehr verlangen: sie sollte ihm Sonne, Freudebringerin, Mitstreiterin sein. Gelang es ihm Frieda so zu erziehen, wie er sich die Frau in seinen Träumen vorstellte, so war seine Jugendfreundin die natürliche Nächste zu seinem Herzen — hatte sie nicht die Gabe sich zu ändern, so stand eine unüberschreitbare Mauer zwischen ihnen ...

Der Chicagoer Automobilfabrikant hatte zurückgekabelt, der bestellte Wagen sei längst abgegangen

und müsse mit der „Bulgaria“ in Hamburg bereits angekommen sein. Hans erhielt auch wirklich bald die Nachricht von dort. Er fuhr auf einen Tag hinab; das Fahrzeug wurde abgenommen, hergerichtet, ein Chauffeur verpflichtet und die Maschine sogleich nach Berlin übergeführt. Hier ließ es sich Hans nicht nehmen sofort, eigenhändig lenkend, vor dem Automobilklub vorzufahren.

Als er mit dem zierlichen, leichten und in sich doch so festen Gefährt an dem Eckhause der Sommerstraße hielt, wo sich damals noch der Klub befand, sammelten sich die Vorübergehenden, bisher nur des Anblicks der schweren deutschen und französischen Gewaltwagen gewöhnt, und ein Arbeiter rief ihm zu: „Junge, nimm dir man in acht, daß dir der Wind das Dings nich über'n Kopp wegpustet!“

Der größte Teil der Zimmerflucht des Klubs lag in dämmerigem Halbdunkel, nur wenige Glühlampen brannten hier und da verstreut. Im Rauchzimmer hielt ein Potsdamer Offizier sein Nachmittagsschläfchen. Das Lesezimmer allein war gehörig erleuchtet, ein paar Klubdiener starrten mit Mienen umher, die tiefsten Stumpfsinn ausdrückten, der Direktor einer Motorfabrik hatte einen pommerschen Gutsbesitzer unter seinen Klauen, dem er sein neuestes Modell aufzureden suchte. „Das ist nun unsere Berliner Geselligkeit,“ dachte Hans bei sich. „Wenn sie nicht trinken oder Karten spielen, ist der Klub für sie unbrauchbar.“ Er blätterte in einigen technischen Zeitschriften — gelangweilt legte er sie beiseite und wollte sich wieder entfernen. In der Tür stieß er beinah mit einem Ankömm-

ling zusammen —. Die beiden Herren betrachteten einander und „Walter" — „Hans" klang es fast im gleichen Augenblick.

„Nanu — ich denke, du bist in Afrika —"

„Nanu — ich denke, du bist in Amerika —"

„Ja, siehst du, Berlin ist eben der große Treffpunkt — das Zentrum der Welt — der Durchgangsbahnhof —"

Die beiden Schulfreunde schüttelten sich die Hände, Hans trat wieder zurück ins Zimmer, sie bestellten eine Flasche Mosel und begannen zu plaudern. „Ich denke, du wirst steckbrieflich verfolgt?" fragte der junge Ingenieur.

„Zurückgenommen, längst zurückgenommen."

„Ja ... ich habe doch dieser Tage gelesen ... du hast etwas entdeckt ... einen Papyrus —"

„Das Urevangelium — natürlich — nun fängt der Unglücksmensch auch von der Geschichte an —"

Walter Benhay mußte kurz berichten. Auf seiner Expedition in die lybische Wüste hatte er Gräber altkoptischer Asketen entdeckt, die wunderbarerweise vom Wüstensand überrieselt bisher den Räuberhänden der Beduinen entgangen waren. In einem Grabe hatte er neben dem Leichnam des Mönchs eine uralte koptische Handschrift gefunden. „Du weißt," sagte er, „man hat bis dato angenommen, daß die Evangelien der drei Synoptiker auf eine gemeinsame unbekannte Quelle sich stützen. Selbst Markus, der älteste, gilt nicht als ursprünglich. Mein Fund ist eine Art Petrusevange-

lium und jedenfalls älter als die drei, von Johannes gar nicht zu reden. Ob es die langgesuchte gemeinsame Urquelle ist, weiß man noch nicht — jedenfalls ist es das älteste Stück der christlichen Literatur, das in der Welt existiert. Du kannst dir denken, wie die Gelehrten die Ohren spitzten. Die Engländer und Amerikaner waren wie toll hinterher. Ich hatte die Handschrift rechtzeitig durch Kauf an mich gebracht. Bei der Gemeinheit, die mir die Bande oben hier gezeigt, war ich entschlossen, sie der Bibliothek von Oxford zu schenken. Na, mein alter Lehrer Harnack raufte sich die Haare, schickte mir Depeschen über Depeschen: ich sollte ihm das nicht antun, das Ding müsse nach Berlin — ich stellte mein Ultimatum: entweder der Steckbrief zurückgenommen, oder das Urevangelium wandert nach England. Meinen Vater wollte ich ja doch wiedersehen. Der Alte ging an den Reichskanzler — und so wurde die Sache geschoben. Sie muteten mir zu, ich sollte einen Revers unterzeichnen, mich nie mehr mit Politik zu befassen. Ich habe ihnen was gehustet. Jetzt gerade will ich sie ärgern, daß sie die Kränke kriegen. Sie brauchen mich zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Sache, denn ich bin doch beinahe der einzige von der Blase, der wirklich koptisch kann. Siehst du, Glück muß der Mensch haben! Kinder, gibt es was Verrückteres als die Weltgeschichte? Wenn mein Großvater Ben Chajim im Himmel hört, sein Enkel hat den Gojim ihre älteste Urkunde ausgebuddelt — was wird er ausrufen? Der Schlag soll ihn treffen!... Na und du, mein Sohn Filius — du hast inzwischen Anstalten getroffen, Car-

negie zu entthronen? Du kannst mir's ja sagen — ich bin diskret — wackelt er schon?" Und er schlug ihn kräftig auf die Schulter.

Hans lachte herzlich. „Das freut mich," sagte er, „daß du dir in allen deinen Abenteuern den guten Humor bewahrt hast. Hebe nur davon ein recht großes Stück für mich auf — ich fürchte, ich werde es bald brauchen können. Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Herrn Carnegies Papa kennen zu lernen, aber ich glaube, daß sein Sohn nicht halb das geworden wäre, was er heut ist — wäre sein Vater nicht schon ein ungemein vernünftiger Mensch gewesen."

Dann sprachen sie vom Automobilsport, dem sie beide ergeben waren; Hans setzte dem Freunde die Vorzüge der amerikanischen Systeme auseinander, erzählte von seinen Unterhaltungen mit Edison, und sie verabredeten Ausflüge, bei denen jeder sein Fahrzeug mit dem des anderen messen wollte. —

Ambühl hatte seinen Sohn von dem Gedanken unterrichtet, der ihn schon lange beschäftigte: ihn als Teilhaber in sein Geschäft aufzunehmen. „Ich merke doch allmählich, daß ich anfange alt zu werden," sagte er ihm — „ich habe mit Mama gesprochen, sie ist durchaus einverstanden. Sie wird dann für meine Hälfte Universalerbin, und wenn die Fabrik richtig geleitet wird habt ihr beide zu leben. Zunächst aber, solange ich noch am Ruder stehen kann, denke ich mir die Sache so, daß ich die volle und uneingeschränkte kaufmännische Leitung behalte und du die technische Aufsicht übernimmst. Wenn die Zeiten erst wieder mal besser werden können wir uns noch einen Direktor

leisten. Vorläufig haben wir beide an Griekow eine zuverlässige Stütze. Ich meine, er soll sich künftig vor allem der Verkaufsabteilung widmen. Denn das Verkaufen ist doch schließlich im Geschäft die Hauptsache."

Hans, ohne sonderliche Überraschung zu zeigen, vielmehr in der Stimmung eines Menschen, dem etwas längst erwartetes endlich eingetreten, sagte ein wenig gedehnt, das sei sehr gut und schön, aber wenn er mittaten solle müsse er auch mitraten und seine Meinung müsse auch bestimmende Kraft haben.

„Nach welcher Richtung?" fragte der Alte sichtlich nicht sehr angenehm berührt von der kühlen Art, in der Hans seinen Vorschlag aufgenommen.

Hans hielt nunmehr den Augenblick für gekommen dem Vater zu zeigen, daß er sich mit eignen Augen in der Welt umgesehen und erkannt hatte, welchen Gang die Dinge auf dem Weltmarkt nehmen würden und wie man marschieren müsse, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben und als Marodeur die Strecke zu hüten.

Er setzte dem Vater offen auseinander, daß die Fabrik, als er sie jetzt wieder nach so langer Abwesenheit im einzelnen inspiziert, einen wahrhaft trostlosen, niederdrückenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Wie veraltet seien die Einrichtungen! Wie langsam der Betrieb! Wie teuer werde gearbeitet! Wieviel Zeit verliere jedes Stück zwischen den einzelnen Abschnitten der Bearbeitung! Die Maschinen seien längst überholt, sie brauchten zu viel Feuer und leisteten zu wenig. Unendliche Prozentsätze von Kraft gingen verloren.

Mechanische Arbeiten würden von teuren Menschenkräften verrichtet, die viel billiger durch Maschinen zu leisten wären. Es sei lächerlich, hinter einem Lowry, der Stücke zur Bearbeitung von einem Schuppen zum anderen bringe oder Abfall fortführe, drei, vier Menschen schieben zu sehen! Die reine Verschwendung! Elektrischer Betrieb mit automatischer Trolleyführung leiste das viel bequemer. Und die Beschickungswagen, die das Eisen nach den Frischöfen bringen, von Menschen stoßen zu lassen sei vorsintflutlich. Dafür gebe es automatische Wagen, die ein einziger Arbeiter mit einem Hebeldruck aus der Ferne regiere. Den fünften Teil der Arbeiter, die jetzt beschäftigt seien, könnte man entlassen. Wenn so unvernünftig weitergearbeitet würde wie gegenwärtig, solle sich der Vater nicht wundern, wenn er eines Tages der flotteren Konkurrenz erläge!

Hans bemerkte in seinem Eifer nicht, wie sich des Vaters Mienen verfinsterten. Der Alte räusperte sich ein paarmal — plötzlich unterbrach er ihn barsch: „Was," rief er, „das mutest du mir zu? Ich soll meine Arbeiter auf die Straße werfen? Leute, die Jahre und Jahrzehnte bei mir sind? Deren Ernährer ich bin? Die mit mir in guten und bösen Tagen ausgehalten haben?"

Hans lächelte. „So!" sagte er. „Ich höre, daß eine Bewegung unter unseren Arbeitern ist . . . Du wirst ja natürlich auch drum wissen ... sie wollen einheitliche neunstündige Arbeitszeit und durchgängig zehn Prozent Lohnzuschlag. Das willst du ihnen also bewilligen — als ihr liebender Vater und Ernährer?"

Es war dem Alten sichtlich unangenehm, daß Hans um die Sache wußte. „Bewilligen?“ meinte er nach einigem Zögern. „Ich denke nicht daran. Gerade jetzt, wo das Syndikat die Kokspreise erhöht! Wie könnte ich da bestehen?“

„Na also, Papa! Und willst du auf die Abänderungsvorschläge eingehen, die sie bezüglich der Arbeitsordnung verlangen?“

„Da müßte ich ja verrückt sein. Die Arbeitsordnung bestimme ich natürlich. Sie müssen sich mir fügen.“

„Ich finde eher, man muß sich möglichst unabhängig machen von ihnen. Aber gegen ihre Forderungen an sich hätte ich nichts. Ich bin dafür möglichst wenige zu brauchen, aber die man hat gut zu bezahlen und gut zu behandeln. Dir macht es Spaß, Papa, den Herrscher zu spielen. Eine möglichst große Zahl von Untertanen zu haben, dich ihrer zu rühmen. Offen gestanden, darauf pfeife ich. Ich will rationell arbeiten. Und vieles von dem, was ich hier sehe, ist unrationell. Da höre ich, du willst eine neue Dampfmaschine anschaffen? Aber die alte ist noch ganz gut. Und die Zukunft in den Eisengießereien gehört doch den Gasmotoren. Lieber solltest du an Betriebserweiterung denken. Ich möchte ein Emaillierwerk anlegen. Wozu Anderen das Rohgeschirr liefern und den Profit überlassen? Was meinst du?“

Der alte Ambühl schien ein wenig bestürzt über diesen Regenguß von Projekten und Ideen, den der

Sohn so über ihn niedergehen ließ. „Nanu?“ rief er, „Sag' mal, du bist — wer hat — wo sollen wir denn den Platz hernehmen?“

„Der Küchengarten kommt weg — der hat überhaupt keinen Sinn — und gar jetzt, wo ihr draußen im Grunewald wohnt — Die ganze Geschichte muß allmählich hier weg — Was soll denn hier in der Gegend die Villa und der Garten? — Der Platz ist ja doch viel zu wertvoll — die Fabrik müßte ausgedehnt werden — und 'ne Wohngegend ist das hier am Salzufer schon lange nicht mehr. Wenigstens nicht für unsereinen. Vorn Wasser und hinten Wasser — besser kann man sich's ja für Fabrikzwecke gar nicht denken.“

„Ich danke!“ rief Ambühl, entsetzt ob dieses Reformeifers. „Ich habe mit der Bauerei im Grunewald gerade genug. Solange ich lebe, will ich nichts mehr damit zu tun haben. Man kommt ja aus Staub und Schmutz nicht mehr heraus!“

„Warum baut ihr so unvernünftig und langweilig? Warum legt ihr nicht alles in Eisen wie die Amerikaner?“

Nun hatte Hans den wunden Punkt des Vaters berührt. „Die Amerikaner!“ rief er. „Ein für allemal — ich will von der Bande nichts hören! Dieses Unterbieten, dieses Preisedrücken — das ist ja Schmutzkonkurrenz. Das ist Unsinn, sie können nicht so billig arbeiten, wie sie liefern. Nur um uns tot zu machen, setzen sie zu. Ist das anständig? Pfui Teufel!“ Er war rot geworden vor Zorn.

Hans lächelte ruhig. „Erst schickst du mich hin-

über, um etwas zu lernen, und wenn ich das Gelernte in unserem Interesse verwerten will, wirst du wild!" sagte er.

„Du tust ja gerade, als ob wir hier Ochsen wären, Kretins. Wir haben doch auch was geleistet. Wir sind doch auch nicht von heut und von gestern."

Hans fiel die ungewöhnliche Nervosität seines Vaters auf. „Sie sind rücksichtsloser als wir und nüchterner," entgegnete er. „Es nutzt doch nichts, Vater, auf sie zu schimpfen — man muß von ihnen lernen. Warum können sie billiger liefern? Weil ihre Maschinen rascher arbeiten, weil der Betrieb besser ineinander greift, weil die Spezialmaschinen großartig sind, und weil sie mit weniger Arbeitern auskommen als wir. Das ist der ganze Witz."

Ambühl klopfte mit der Faust auf den Tisch. „Aber es geht nicht!" schrie er.

„Alles geht!" sagte Hans. „Man muß nur nicht immer an seiner Bequemlichkeit hängen. Zieh' man rasch den Schlafrock aus, Papa. Laß mich die Sache deichseln. Ich weiß schon, was ich will."

Mit finsteren Augen blickte der Alte auf den Sohn. Ein lauernder Schrecken lag in seinem Blick. „Ich kann ja auch gleich ins Invalidenhaus gehen," sagte er murrend, „und dir hier die ganze Prostmahlzeit allein überlassen. Wird schon was rechtes bei 'rauskommen. Du glaubst, weil Amerika seit ein paar Jahren jetzt Mode ist —" Er klingelte. „Herr Griekow möchte mal sofort —" rief er dem Diener zu, „Griekow wird dir auch beweisen —"

Eine Pause entstand, während man auf den Prokuristen wartete, eine schwüle, heiße Pause. Hans ging mit langen Schritten im Zimmer umher, der Alte verharrte kopfschüttelnd in seinem Sessel.

Endlich nahm Hans wieder das Wort. „Du mißverstehst mich!“ sagte er. „Auch in bezug auf die Arbeiter. Ich will wahrhaftig gut mit ihnen stehen. Ich will sie so gut wie möglich bezahlen. Nur will ich ihrer nicht mehr als unbedingt nötig sind — und jeder soll sozusagen ein Künstler sein —“

Ambühl antwortete nicht. Hans fühlte in diesem Augenblicke, daß eine Wand zwischen beiden aufzusteigen begann—eine schwer überbrückbare Wasserfläche — Aber außer dem Gegensatz, den er sah, den er begreifen konnte, außer der Halsstarrigkeit des Alten, der nicht mehr umlernen wollte, der von seiner eigenen Bedeutung zu tief überzeugt schien — mußte es noch etwas Geheimes geben, das auf die Seele des Vaters drückte — etwas, das der Alte geflissentlich verbarg, das ihm das Leben verbitterte — eine stille, schmerzhafte Wunde.

Der alte Griekow, der bald hereinkam, erschien ihm noch unausstehlicher, als er ihm früher schon gewesen. Er krümmte und wandte sich vor Dienstbeflissenheit, er war von einer Höflichkeit gegen Hans, die diesen beinahe abstieß. Wie riß er aber die Augen auf, als er merkte, daß zwischen Vater und Sohn ein Bruch zu klaffen anfing! Er wurde rot, er stotterte verlegen, er schien zunächst nicht recht zu wissen, auf wessen Seite er sich zu stellen hätte. Aber der Alte mit seiner zufahrenden Entschiedenheit hielt ihn bald

wieder fest am Zügel. Er floß von Bewunderungen für Hansens Ideenfülle über, aber er blies völlig in des Alten Horn. „Ein neues Werk einrichten? Liebster, bester junger Herr! Jetzt, da der Absatz von Tag zu Tag mehr stockt? Werfen Sie doch bloß einen Blick in die Bestellbücher! Die Produktion steigern? Ich weiß ja nicht, wo ich mit dem Lager hin soll! Kein Mensch kauft! Export ist nicht mehr — wenn uns die Amerikaner jetzt auch noch aus Ostasien hinausdrängeln, können wir mit den Schaufeln, die wir fabrizieren, uns das eigene Grab graben —" Eine fast komische Angst lag in den Blicken, den Gebärden des Männchens, das in seinen Worten offenbar übertrieb — er ließ die Augen nicht mehr von Hans, gleich als trachte ihm dieser nach dem Leben oder wenigstens nach der Stellung. Dann jammerte er über die Unzuverlässigkeit der Arbeiter, über ihre wachsende Aufsässigkeit. Hans wußte wohl, daß Griekow bei den Arbeitern verhaßt war, weil er Strafen und Lohnabzüge bei gemeldeten Verfehlungen mit Unerbittlichkeit einbehielt: es machte ihm beinahe Freude ihn zu ärgern, indem er betonte, die Arbeiter würden um so zuverlässiger, je anständiger sie behandelt würden, je mehr sie sich als Menschen fühlten. Griekow schlug die Augen zum Himmel empor und begann seufzend sich höchst absprechend zu äußern: die Arbeiter tränken, sie steckten die Abende über in faulen Radauversammlungen, kümmerten sich nicht um ihre Familien: die üblichen Redensarten, die damals im Schwange waren. Mit einem Male wurde er sentimental, sprach mit zitternder Stimme von seinen langjährigen treuen Diensten und

bat schließlich um seine Entlassung: der junge Herr sei ja jetzt da, und nun wäre er wohl überflüssig geworden.

Hans empfand etwas wie Mitleid und Widerwillen, als er sah, daß dieser Mann, der dem Vater unentbehrlich geworden war, der ein elendes Gehalt bezog, um seine Stellung zitterte — er brach unter einem Vorwande das Gespräch ab und ging hinaus, während der alte Ambühl dem Prokuristen mit ein paar derben Worten „den Kopf zurechtsetzte". Er fragte ihn, ob er verrückt geworden sei? ob er vor einem jungen Menschen Angst habe, der zwar sehr tüchtig sei, aber sich die Hörner noch abstoßen müsse? und fügte hinzu, er werde Hans anweisen, nichts zu verfügen und zu beschließen, was er nicht vorher mit Griekow durchgesprochen habe.

Hans war entschlossen, bei seinen Gedanken zu verharren und diejenigen Neuerungen durchzuführen, die er für unerläßlich hielt. Er fühlte sich kräftig genug, den Widerstand des Vaters zu besiegen; es wäre ja wider die Natur, wenn die Jugend nicht des Alters hätte mächtig werden sollen. Und was er in Amerika gesehen, war nach seiner Meinung so gewaltig, so vernünftig, so naturgemäß, daß es infolge seines eigenen Gewichts jeden Widerstand niederschlagen mußte. Aber er fühlte, daß das Werk ihm wesentlich erschwert werden würde, wenn der Gegendruck von zwei Seiten kam. Bevor er versuchte, seinen Willen mit Ernst durchzusetzen, mußte er seiner Arbeiter sicher sein. Er gestand sich, daß er sie im Grunde wenig kenne. Als junger Mensch war er von seinen Studien auf dem Polytechnikum völlig in Anspruch genommen gewesen — dann

war er bald ins Ausland gekommen: jetzt sollte er den technischen Betrieb leiten, der Führer einer Schar werden, der er fremd gegenüberstand. Ein Ausstand wäre ihm gerade in diesem Augenblick höchst unwillkommen gewesen. Aber er zweifelte nicht, daß ihm ein gutes Einvernehmen rasch gelingen würde. Die deutschen Arbeiter waren in der ganzen Welt als klug und umsichtig bekannt. Und sie würden rasch einsehen, daß das, was er ihnen bieten wollte, ihr Vorteil war: größere Freiheit und höherer Verdienst!

Viertes Kapitel.

Seit dem Tode der Mutter war Johannas Leben Unruhe und Gram. Es schien ihr noch immer unfaßbar, daß sie so ganz allein in der Welt stehen sollte, ohne Berater, ohne Freund. Das lange Siechtum der Mutter hatte sie freilich darauf vorbereitet, daß einmal das Ende kommen würde, und doch war sie verzweifelt, als das Unabwendbare eintrat, gerade weil sie es erwartete. Die Angst war schon leise eingeschlummert gewesen, und wieder aufgerissene Wunden schmerzen doppelt. War es möglich, daß eine so gute Mutter sterben mußte, wo so viele böse und harte Menschen in Freuden lebten? Zum ersten Male überkam sie mit voller Gewalt das Bewußtsein, daß die Geschicke der Menschen nicht Lohn noch Strafe sind für ihr moralisches Verhalten auf Erden, sondern das Ergebnis kalter Kräfteverhältnisse und übermächtiger, rein mechanischer Einflüsse, über die dem einzelnen so wenig eine Kontrolle zugemessen sei, wie einer Gottheit über den Wolken. Sooft sie sich diese Wahrheit auch früher schon auf Grund der Bücher eingeprägt hatte, die sie las: jetzt erst, da sie mit eiserner Faust zerstörerisch in ihr Leben eingegriffen, fühlte sie ihre volle Bedeutung, ihre Wucht, ihre Schrecken.

Die Mutter war das heilige Band gewesen, das sie an das Leben geknüpft hatte. Für sie existierte sie, für sie unterzog sie sich einer Tätigkeit, die das ideale Gesicht längst verloren hatte, mit dem sie ihr einst zugelächelt hatte, bevor sie sie noch ausübte. Kurzsichtige, spießbürgerliche, übelwollende Kollegen und Kolleginnen, die sie beklatschten und mit Mißtrauen verfolgten! Verkommene, verworfene Zöglinge, die sich in den elterlichen Häusern mit niedrigen Gesinnungen und gemeinen Redensarten vollsogen, an Leib und Seele unsauber, die durch Trotz, Faulheit, Pöbelhaftigkeit ihr das Leben verbitterten. Nur um der Mutter willen hatte sie die Tortur eines Berufes auf sich genommen, in dem es so viel Herzleid und so wenig Freude gab, nur um der Mutter das Recht zu lassen, auf sie stolz zu sein. Denn sie mußte für jemand leben; Opfer waren ihr Daseinsbedürfnis. O, sie beneidete jene harten Herzen, die nur an sich selbst dachten, im Leben nichts als den eigenen kühlen Frieden, das unveränderte Gleichgewicht, die behagliche Existenz suchten! Sie wünschte, als eine von ihnen geboren zu sein. Aber ihr war es nicht gegeben.

Nur solange die Mutter lebte, solange diese für sie und sie für die Mutter da war, hatte sie ihrem Beruf die edlen und hohen Seiten abgewinnen können, hatte sie die Kraft gefunden über alles Beschämende und Verletzende hinwegzugleiten, das er barg. Jetzt traten diese Seiten mit besonderer Klarheit zu Tage und verdunkelten ihr von Tag zu Tag mehr die lichtvollen, ja, sie traten ihr fast ausschließlich vor Augen.

Und sie, sie hatte die Mutter getötet! Diese Idee

grub sich in ihr Herz und war nicht mehr daraus zu bannen. Auf die Reinheit, die Vollkommenheit, den unberührten Glanz ihrer Seele hatte die Mutter geschworen, er war ihr Leidenstrost gewesen. Ihr Geständnis hatte zerrissen, was in der Mutter an Festigkeit, an Lebensfreude noch triebkräftig geblüht. Wenn auch die Kranke in ihrer himmlischen Güte sie selbst getröstet, ihr mild vergeben hatte — sie wollte nicht, daß unter der Last eines Schuldbewußtseins, unter der Niedrigkeit eines Schurken die Tochter litte — aber ihr selbst hatte das schwere Unglück die letzten haltenden Fäden der Seele zerrissen. Das höchste, an das die alte Dame glaubte, die Krone der Kronen, ihre Johanna, ihr einziges Kind war beschimpft und besudelt!

Johanna fühlte, daß sie nicht mehr mit ihrem Herzen bei ihrer Tätigkeit, ihrem Beruf sein konnte. Sie war selbst entsetzt über ihre Zerstreutheit während des Unterrichts. Sie nahm keinen Anteil mehr an den Wohltätigkeitsbestrebungen jener Damen, deren Helferin sie bis dahin gewesen, sie unterließ alle Besuche, alle Nachforschungen. Sie kümmerte sich nicht mehr um die Schicksale ihrer Schülerinnen nach den Unterrichtsstunden, um ihr Leben daheim bei den Eltern. Nur noch gewohnheitsmäßig, wie im Traum, gab sie ihre Lektionen. Alles das dünkte ihr so gleichgültig, so fremd, und sie erschien sich kaum noch würdig ferner heranwachsende Menschen zu bilden. Ihr ganzes Dasein kam ihr wie eine große Unredlichkeit vor.

Einzelne unter den Mädchen, die früher ihre Lieblinge gewesen, fragten sie bekümmert, warum sie denn

gar so traurig sei, brachten ihr Blumen mit, und die Eltern mehrerer Kinder, die zu Hause erzählt hatten, wie unglücklich Fräulein Wiebel aussähe, schrieben ihr in ungehobeltem Stil rührende Trostbriefe und luden sie ein zu ihnen zu kommen, in ihren Familien zu verkehren, um nach dem Tode der Mutter andere Gedanken zu finden. Sie ging stumm, mit schwachem Kopfnicken an denen, die sie grüßten, vorüber, sie wich den Kollegen und Kolleginnen aus, die Gespräche mit ihr anknüpfen wollten, die sie doch nicht interessierten. Die beiden Zimmer ihres Heims, in denen sie einsam an ihrem tiefen Leide würgte, erschienen ihr unheimlich: sie fühlte sich plötzlich fremd in ihnen, die Möbel hauchten sie mit Kälte an; die Wohnung war zu groß für sie, sie wollte ein Zimmer aufgeben. Die gräßliche Wirtin, die Mitbewohner — selbst den hilfsbereiten Russen — alle mied sie, brach begonnene Gespräche schnell ab und versteckte sich hinter ihren Büchern.

Sie unternahm lange einsame Spaziergänge an den Ufern des Kanals und der Spree, die hier nur wenige hundert Schritt von einander entfernt liefen. Wenn ihr Blick auf die regelmäßigen, roten Ziegelgebäude der Fabriken fiel, beneidete sie die Menschen, die hinter diesen viereckigen Fenstern eine einförmige, beruhigende Tätigkeit fanden, die ihnen genügte — und streifte ihr Auge die zierlichen, halb hinter Bäumen versteckten Villen, so bildete sie sich ein, durch die Mauern zu dringen und dahinter lauter Frieden, Wohlstand, Behaglichkeit zu finden, die in Wirklichkeit so selten darinnen vorhanden waren.

Warum war sie allein so verlassen, so unbefriedigt,

so zerfallen mit sich selbst? Sie hatte gefehlt — aber Tausende begingen täglich dasselbe und schlimmeres — und lebten in Ruhe und Heiterkeit und Daseinsfreude!

Wie beneidete sie diese einfachen Charlottenburger Krämer und Handwerker, diese schlecht und geschmacklos angezogenen Frauen, wenn sie sie Sonntags zur Kirche gehen sah, das Gesangbuch unterm Arm! Mit welchem Selbstgefühl mochten diese Leute nach Hause kommen! Sie wußte, man würde es ihr sehr verübeln, daß sie sich nicht im Gotteshause zeigte; die Vorgesetzten hatten Auftrag auf dergleichen zu sehen — aber sie konnte nicht. Die Mauern wären über ihr zusammengestürzt, sie hätte dem Prediger ins Wort fallen mögen mit der Frage: „Glaubst du denn selbst alles das, was du erzählst?“ . . .

Schrecklich! durfte man mit solchen Empfindungen noch Volksschullehrerin sein, wenn man die Unmöglichkeit einsah, sie in sich zu bekämpfen? War es nicht ihre Pflicht die guten Hausfrauen und Mütter der Zukunft heranzubilden, sie in der Ansicht zu bestärken, daß Religion unerläßlich sei zum irdischen Glück und daß alles wohlgetan sei, was Gott tue? Es kam vor, daß neugierige Fragen der Kleinen sie in arge Verlegenheit setzten, daß sie mit brennenden Wangen alle ihre Geisteskraft zusammennehmen mußte um eine ausweichende Antwort zu suchen...

Sie öffnete ihr Herz dem Rektor. Der brave Spießbürger verstand sie kaum. Er sprach von der allheilenden Zeit! Als wüßte er nicht, daß es Wunden gibt, die nie schließen. „Sie sind nervös, Fräulein Wiebel,“ sagte er, „alle Kolleginnen bestätigen es mir,

und nach dem, was Sie durchgemacht haben, ist das kein Wunder. Nehmen Sie doch Extraurlaub — ich will das Gesuch befürworten.“ Also man hatte ihren Zustand schon gemerkt. Was wußte dieser Schulmeister von dem, was sie durchgemacht? Kaum den zehnten Teil. Urlaub! Würde die vollkommene Einsamkeit ihre Stimmung nicht nur noch verschlimmern? Ganz hinaus mußte sie, aus der Umgebung des Alltags heraus! Nach Amerika ... oder als Diakonissin in die Kolonien nach Afrika ... unter einen neuen Himmel .. wohin sie die alten Sorgen nicht mitnahm, wo ganz neue Aufgaben ihrer warteten ...

Aber das waren Träume — das war unmöglich! — — —

Unter den arbeitenden Angestellten der Ambühlschen Fabrik war Hans seit Jahren der Name des Oberwerkführers Hornemann geläufig. Der Vater hatte ihn zu Hause oftmals erwähnt, wenn bei Tisch von den Verhältnissen in der Fabrik gesprochen wurde. Er kannte ihn als Kind. Die Mutter interessierte sich lebhaft für die Entwicklung des damals noch kleinen Werkes, sie ermunterte den Gatten zu Erweiterungen, zu Spekulationen: sie kümmerte sich sogar um Einzelfragen der Technik, sah dem Aufstellen neuer Maschinen zu und trat in persönlichen Verkehr mit den Arbeitern und namentlich mit deren Frauen. Wenn in den ersten Jahren des Betriebs die Lohnzahlung ab und zu einmal auf den Montag oder Dienstag hinausgeschoben werden mußte, beruhigte sie persönlich die ängstlichen Frauen, half ihnen inzwischen mit dem Inhalt ihrer Vorratskammer aus — und wenn die Arbeiterfrauen

hinwieder um Wäsche, Geräte, Kleider in Verlegenheit gerieten, klagten sie Frau Gertrud Ambühl ihre Not und fanden immer Hilfe.

Jetzt verbot schon die gewaltig gewachsene Zahl der Arbeiter dergleichen persönlichen Verkehr, und die Stiefmutter nahm an dem Beruf ihres Mannes nur einen recht geringen Anteil. Kaum war ihr etwas gleichgültiger als das Eisen. Man hätte ihr sagen können, daß Bleche über Sand geblasen und Kessel auf der Drehscheibe geformt würden — sie hätte es wahrscheinlich ohne weiteres geglaubt. Sie interessierten nur ihre Toiletten, ihr Salon, das, was sie unter Kunst verstand, und das gesellschaftliche Leben.

Hans war es zunächst darum zu tun die Ansichten, die Gefühle, den Kreis der Stimmungen seiner Arbeiter kennen zu lernen, ehe er wissen konnte, was er ihnen zumuten durfte. Er war als junger Mensch nur selten in direkten Verkehr mit ihnen getreten — und unter dem Einfluß der modernen Arbeiterbewegung waren die Anschauungen in Deutschland in den letzten Jahren, wie er allgemein hörte, im Begriff sich so zu verändern, daß die Vorstellungen und Erinnerungen von einst kaum noch zutrafen.

Bei einem Gange durch die Fabrik blieb er vor Hornemanns Arbeitsplatz stehen, begann ein Gespräch mit ihm und äußerte zuletzt die Bitte ihn an einem bestimmten Abende nach Schluß der Fabrik zu einem Glase Bier zu besuchen. Er unterrichtete ihn über den Zweck der geplanten Unterredung. Hornemann nahm die Schutzbrille ab, die er wegen der gerade bei seiner Tätigkeit reichlich umherfliegenden Eisenfeil-

spändchen trug, und als Hans in dieses breite, treuherzige Gesicht blickte, das so trefflich zu der untersetzten fleischigen Figur paßte, zweifelte er keine Sekunde, daß er sich an die rechte Schmiede gewendet habe.

Aber wie war er erstaunt, als Hornemann ihm zunächst einen Blick zuwarf, in dem ein gewisses Mißtrauen, eine Selbstmahnung zur Vorsicht deutlich ausgesprochen lag, um dann nach einiger Überlegung gedehnt zu sagen, daß er als Vertrauensmann der Arbeiter ja wohl das Recht hätte, einer solchen Aufforderung Folge zu leisten, aber dann jedenfalls bitten würde, auch seinen Kollegen, den Oberwerkführer Seuffert zu dieser Besprechung zuzuziehen.

Hans verhehlte sich und auch Hornemann nicht, daß der Chef des Hauses zwar auch von diesem Manne eine ungewöhnlich günstige Meinung habe, daß aber persönliche Sympathien eben nicht immer erblich seien. Aber Hornemann berief sich darauf, daß Seuffert in der Gewerkschaft sich außerordentlich hohen Ansehens erfreue und daß ihm von seinen Genossen eine Einzelunterredung und eine Umgehung Seufferts leicht falsch ausgelegt und verdacht werden könne.

Hans war überrascht so tief wurzelnde Vorsicht gegen einander bei den Arbeitern zu entdecken; er hatte sie sich als ein „einig Volk von Brüdern" vorgestellt, die in eitler Liebe einander zugetan wären: so wenigstens stellten sie immer ihre Parteizeitungen dar. Aber gern dem Allgemein-Menschlichen seinen Tribut darbringend willigte er in Hornemanns Bitte, und bei einer dampfenden Zigarre fanden die Drei sich an

einem der nächsten Abende in seinem Arbeitszimmer zusammen. Die Wunder, die er sich von dieser Unterredung versprochen zu haben schien, geschahen freilich nicht. Als er die allgemeinen Beschwerden der Arbeiter zu hören wünschte, gab ihm Hornemann freie und offene Antwort. Er sei in allen Fällen für Verkürzung der Arbeitszeit. Er schilderte in nicht sehr gefügen Sätzen, aber mit warmem Empfinden, wie die Arbeiter zu früh fortgingen und zu spät nach Hause kämen um ihre Kinder wach zu finden, wie sie nur Sonntags zum Bewußtsein ihrer Vaterherzen kämen.

„Aber lieber Hornemann," erwiderte Hans, der dieselben Klagen von Amerika her kannte, „das geht schließlich auch unzähligen Chefs und Unternehmern durchaus nicht anders," und auf seine Frage mußte Hornemann zugeben, daß er selbst nicht verheiratet sei — er sei dazu nicht in der Lage gewesen, weil er eine alte Mutter zu ernähren habe. Sein Kind verschwieg er. Seuffert machte auf Hans nicht entfernt einen so guten Eindruck wie Hornemann: teils saß er schweigend, mit zusammengekniffenen, lauernden Blicken hinter der Brille da, mit scheinbarer Verachtung und doch mit unverkennbarer Gier an der Zigarre saugend — und wenn er das Wort nahm, brachte er knochenlose, molluskenhafte, aus den Parteiblättern zusammengeholte Phrasen hervor, stereotype, tausendmal gehörte Redensarten, in denen das Wort „Organisation" immer als die Grundnote durchklang. Hans begriff nicht recht, warum dieser Mann eine so hervorragende Stellung in der Partei und der Gewerkschaft einnahm, warum sein Vater so viel auf ihn hielt.

Er war noch nicht hinter das Geheimnis gekommen, daß die größte Macht in der Welt die Mittelmäßigkeit ist, daß die Masse und der Durchschnittsmensch jede Betätigung persönlicher Eigenart bei anderen hassen und verfolgen, daß das allgemeine Vertrauen nur dem gilt, der die Routine glatt beherrscht und nicht den Verdacht erregt sich über die Mehrheit hinaus erheben, über sie herrschen zu wollen.

Hans fühlte sich allmählich von Seuffert beinahe abgestoßen, zu Hornemann dagegen hingezogen. Dieser suchte allem, was er sagte, einen persönlichen Ton, scharf umrissene Linien zu geben. Er sprach nicht ohne Wirkung über die Schwere seines Berufs, die kurze Lebensdauer, die hirnausdörrende, ermüdende Wirkung der beständigen Feuersglut. Und wenn auch Hans ihm entgegnete: „Ja, lieber Hornemann, das wird eben nicht anders werden, bevor wir nicht ein Verfahren finden Eisen kalt zu schmelzen und zu gießen," so konnte er sich der Wirkung der Schilderung doch nicht ganz entziehen, und er fühlte sich in seinem Vorsatz bestärkt, auf die Einführung jener modernen amerikanischen Beschickungsmaschinen zu dringen, bei denen neben der größeren Schnelligkeit der Arbeiter, weit hinten stehend und nur die elektrischen Hebel bewegend, sich vermehrten Schutzes, leichterer Tätigkeit erfreute. Er setzte den Leuten auseinander, wie die moderne Technik eben das Beste des Unternehmens und des Arbeiters zugleich befördere — sie erspare nicht nur Arbeit und vermindere die Kosten, sondern mache auch die Arbeit selbst ungefährlicher. Hornemann hörte mit lebhafter Teilnahme zu: Seuffert schien zu schlafen — nur von

Zeit zu Zeit unterbrach er Hansens Vortrag durch eine Art halblauten ironischen Rülpsens. Hans mischte seine eigenen Reformideen und seine jungen amerikanischen Beobachtungen durcheinander. Er sprach von einer Umformung der Arbeitsordnung und deutete an, daß er von einer Verkürzung der Arbeitszeit eine Steigerung der Arbeitsleistung erwarte. Aber kaum daß das ausgesprochen war, bereute er das Wort. Es war, als hätte er all die vertrauliche Stimmung mit einemmal ausgelöscht, die in dem kleinen Kreise sich schon zu entwickeln begonnen. In Seufferts Augen blitzten rasch, mühsam unterdrückt, Flammen eines beinahe fanatischen Hasses auf, und selbst Hornemann schien zu stutzen. Und als Hans gar fortfuhr zu erklären, in Amerika könne niemand begreifen, warum der Geschickte und Emsige nicht mehr erwerben solle als der Plumpe und Bequeme, war die Harmonie vollends entflohen. Selbst Hornemann begann bei aller Bewunderung für manche der amerikanischen Leistungen plötzlich zu finden, daß diesseits und jenseits des Ozeans doch verschiedene Welten lägen, und Seuffert, der mit einemmal beredt wurde, zog den Wert der amerikanischen Maschinen und Waren nun gehässig herunter, sprach von Humbug und rief in seinem harten Dialekt und mit funkelnden Blicken, jeder, der versuche, die Organisation zu sprengen, werde bald einen einzigen, aber unüberwindlichen Gegner finden: die gesamte Arbeiterschaft.

Hans stampfte ärgerlich leise mit dem Fuß auf. Es langweilte ihn, dieses in endloser Wiederholung vorgebrachte Wort „Organisation". Es erschien ihm wie

das Eingeständnis persönlicher Unfähigkeit, wie das Aufgeben der persönlichen Freiheit, wie ein moralischer Selbstmord. Zum Teufel, er wollte wahrhaftig den Arbeitern ihre Organisation nicht nehmen — sie sollten sie behalten, er wollte nur ihr und der Firma gemeinsames Bestes.

Aber er beruhigte sich bald. Sie würden es ja doch eines Tages einsehen. Alles Neue, Ungewohnte bedurfte seine Zeit um durchzudringen: es wäre unnatürlich gewesen einen Sieg ohne Kampf erringen zu wollen. Vorläufig hatte er wenigstens einen braven, ehrlichen, einsichtigen Menschen kennen gelernt — und eingesehen, daß es einen anderen in seiner Nähe gab, vor dem er unter Umständen auf der Hut sein mußte — eine solche Erkenntnis war schon einen Abend wert.

Ein paar Tage später saß er in seinem Privatbüro, über seinen Papieren mit langen Zahlenreihen brütend — addierend und subtrahierend. Es waren die von ihm selbst aufgestellten Kosten und Rentabilitätsberechnungen der neuen Unternehmungen, die er plante: des Emaillierwerks und der automatischen Beschickungsvorrichtungen. Er war entschlossen, seine Pläne auf jeden Fall durchzusetzen — seinem Vater zu beweisen, daß er ebenso gut Kaufmann wie Techniker sei. Wenn nichts anderes half, wollte er das Emaillierwerk auf sein Sonderkonto übernehmen und seinen Anteil am Reingewinn des Ganzen für das Risiko dieses Werkes verpfänden.

Während er rechnete und rechnete, brachte der Diener eine Visitenkarte. Er las nur flüchtig:

Dr. Walther J. Benhay
o. ö. Professor des deutschen Volkes.

„Herein, nur herein!" rief er und eilte Walter entgegen. „Was?" rief er, „du hast es doch durchgesetzt? Sie haben dich wieder in Gnaden aufnehmen und sogar zum Professor machen müssen? Gratuliere!"

„Sei so gut und sieh dir meine Karte künftig erst ordentlich an!" rief Walter halb ernsthaft, halb launig.

Hans warf nochmals einen Blick darauf. „Was heißt das?" fragte er, ein wenig unsicher.

„Das heißt, daß ich den ganzen akademischen Krempel satt habe bis zur Gurgel. Was soll dieser stupide Krimskrams des Fachgelehrtentums? Daß es notwendig ist, daß wir die eingehendsten Spezialstudien brauchen, daß es ohne sie überhaupt keinen wissenschaftlichen Fortschritt gäbe — solche Binsenwahrheiten braucht mir natürlich kein Mensch erst zu sagen. Dazu bin ich selbst zu viel Spezialforscher. Aber was liefern wir denn mehr als das Rohmaterial der Bildung? Was ich nicht ausstehen kann, was ich bekämpfen will mit meiner vollen Kraft, das ist dieser Wahnsinnsdünkel der Professoren, ihr vermeintliches Weisheitsmonopol. Ihre Waschzettel, ihre lumpigen Textkritiken, ihre Bakterienzüchterei, ihre Spitzfindigkeiten, ihre Statistiken — das alles ist nötig, ist unersetzlich — aber es ist nicht an sich schon die Wahrheit — es ist nur der Staub, den man sich von den Füßen abklopft, bevor man den eigentlichen Tempel Athenes

betritt. Dieses unerläßliche, aber ach so stumpfsinnige Zeug sollen sie in ihren vier Wänden in Laboratorien und Seminaren vor den künftigen Adepten aushecken — aber vor die Menschheit wollen wir erst mit dem treten, was wir selbst gründlich verarbeitet und verdaut haben. In England haben sie Universitätsausdehnung. Nicht nur die Zuhörerschaft wird ausgedehnt sondern auch die Wissenschaft. Die großen, befreienden Probleme, die uns jetzt vor lauter Detail fast verloren gehen, werden vor dem Volke behandelt. Das ist groß, das ist schön. Unsere Weichselzöpfe sind für sowas natürlich nicht zu haben. Das halten sie nicht für Wissenschaft, das sei ihrer unwürdig. Aber meiner ist es würdig. Eine Universität für die Arbeiter will ich gründen! Eine halbe Million habe ich beim Alten flüssig gemacht. Die Wahrheit, die volle Wahrheit sollen sie hören, und über die höchsten Fragen sollen sie nachdenken lernen. Der Geist der Wissenschaft soll ihnen klar werden. Freie Menschen wollen wir aus ihnen machen, die verstehen sich selbstdenkend selber frei zu machen von den Phrasen jedweden Parteiprogramms! An jungen Gelehrten fehlt mir's nicht, die sich die verschiedenen Fächer untereinander teilen. Wir pauken für kein Brotstudium stereotype Thesen aus verschimmelten Kollegienheften ein, wir züchten kein Stubengelehrtentum. Dich, dich will ich auch dazu keilen, Hans. Du bist ein moderner Mensch. Du sollst über das Wesen und die Hauptideen der heutigen Maschinentechnik reden!"

Hans wußte, daß Walter ein unruhiger Kopf war, der häufig neue Pläne in seinem Hirn ausheckte; aber

dieser Gedanke gefiel ihm. „Na — darüber ließe sich allerdings viel reden. Wie könnte man den Geist der verschiedenen Völker aus ihrer Maschinentechnik heraus analysieren! Denn die ist verschiedenartiger als du glaubst. Ich sag' dir, das Patentwesen ist auch ein psychologisches Studium! Was für grandiose Arbeitsleistungen bringen sie in Amerika mit der klugen Ausnutzung der allereinfachsten Prinzipien zuwege: der endlosen Kette und des automatischen Hakens. Überall trifft man sie — und wie genial werden sie verwendet. Die Entladevorrichtungen habe ich besonders studiert. Da steckt ein Geist drin, eine Phantasie: dicke Bücher könnte man darüber schreiben. Die abnehmbare Bahn, auf der die Kohlen aus den am Fahrdamm haltenden Wagen direkt hinunter in die Keller gleiten — du, das ist einfach und genial wie das Ei des Columbus! Und die automatischen Wagenaufzüge an den Hochöfen: die Beschickungslowries sausen dir pfeilschnell die steilen Wände hinauf bis zur Gicht, entladen sich oben automatisch und fuhrwerken leer wieder hinunter. So'n dämlicher Europäer steht nur immer dabei und glotzt. Darum — wer sind denn ihre größten Erfinder? Ehemalige Zeitungsjungen! Edison! . . . Alles Geniale ist eben immer furchtbar einfach . . . Du, Walter, deine Idee ist glänzend. Wird gemacht!"

Die beiden Freunde freuten sich der Übereinstimmung ihrer Gedanken. Hans teilte Walter seine Pläne für die Umgestaltung des Betriebs mit, die in ihrem Geiste auf die gleichen Ziele hinausliefen, für die der junge Gelehrte kämpfen wollte. In der Wissenschaft wie in der Praxis wollten sie dem modernen Geist

eine Gasse bahnen, wie sie sie in anderen freieren Ländern schon gefunden hatten. Sie sahen ihr Volk niedergedrückt in den engen Banden der Routine, der Gewohnheit, der Kleinlichkeit des Alltags — von unten empor wollten sie, in jugendlicher Begeisterung, seine Verjüngung vorbereiten.

Aber plötzlich schien Hans ein Bedenken zu kommen. „Wenn nur das nicht zum Sozialismus führt!" sagte er. „Denn den zu befördern habe ich kein Interesse und keinen Wunsch. So edel bin ich nun doch nicht, um meinen eignen Mördern noch Schießunterricht zu geben. Alles hat seine Grenzen. Sonst geht es mir wie jüngst unseren Leuten in China, die der wackere Prinz Tuan mit Mausergewehren niederknallte, die ihm aus Spandau geliefert waren."

„Red' nicht so'n Quatsch!" brauste Walter auf. „Du willst auf der Höhe stehen? Weißt du nicht, daß der aufgeklärte Arbeiter auch der geschickteste ist, der selten etwas an den Maschinen ruiniert, der darum auch der beste Bundesgenosse des Kapitals ist!"

„Na, das ist doch Ideologie! Das ist doch verflucht die Frage! Man erweckt in diesen Menschen die Aussicht auf eine Art tausendjährigen Reichs und die Hoffnung auf eine Zeit, in der es überhaupt kein Kapital und keinen Unternehmergewinn mehr geben wird, und nährt den Wunsch in ihnen uns möglichst bald die Hälse umzudrehen."

Walter lachte, während er mit großen Schritten im Zimmer umherging. „Diese Träume sind ungefährlich!" sagte er. „Heutzutage gibt es keine Thomas Münzer, keine Johann von Leyden mehr. Jeder

hütet sich vor einem Experiment, bei dem er den eigenen Kopf zu Markt trägt. Die staatserhaltendste aller Mächte ist der Selbsterhaltungstrieb. Im Gegenteil: züchten wir eine Arbeiterelite, um uns gegen das Lumpenproletariat zu schützen! Schon heut würden unsere Buchdrucker, Klavierarbeiter, Metallarbeiter sich verwahren auf eine Stufe mit den Erdschippern gestellt zu werden. Was ich will, das ist die Trennung des vierten Standes vom fünften. Der Sozialismus?" Er zuckte die Achseln. „Du lieber Gott! . . . Weißt du, wir waren eines Tages in der lybischen Wüste. In dem Gewirr der Sandhügel hatte der Führer den Weg nach der Oase, die unser Ziel bildete, verloren. 56 Stunden irrten wir schon herum. Das Wasser verdunstete zusehends in den Schläuchen, die dörrende Hitze war unerträglich, ein Chamsin schien im Anzug. Wir hingen nur noch auf unseren Kamelen, unsere Gaumen brannten wie Feuer. Jeder fühlte: so machen wir's nicht mehr lange. Wenn wir den Weg nicht bald wieder finden, ist's aus mit uns — wir müssen uns hinwerfen und ein paar Dutzend Gebeine mehr werden in der Einöde bleichen... Da erlebten wir jenes Wunder, jene seltsame Erscheinung, die selbst dem Tuareg manchmal sein Leben lang vorenthalten bleibt.

Eine Fata Morgana erschien uns, wie sie die trocken flimmernde Wüstenluft bei dem schrecklichen Südost erzeugt. Weit, weit in der Ferne, schwebend zwischen Himmel und Erde, stieg vor uns die Oase auf, die wir suchten. Bergende, lachende, weiße Paläste, ein Wald von grünenden, fruchtschweren Palmen,

eine weite schimmernde Wasserfläche — Erlösung, Erquickung, Labung! Blitzartig durchzuckte es uns, neues Leben durchschwellte unsere Glieder, die Hoffnung war uns neu geschenkt. Wir glaubten wieder an eine Rettung — wir fühlten noch einmal die Kraft, das Vermögen, uns vorwärts zu arbeiten durch den glühenden Sand, durch die flammengetränkte Luft... Es machte uns nichts aus, daß die Erscheinung bald nachher verschwand, daß wir Stunden und Stunden in der entsetzlichen Einsamkeit marschieren mußten . . . wir glaubten an eine Zukunft; wir hatten die Möglichkeit gewonnen, überhaupt noch marschieren zu können. Der kluge Scheich, unser Führer, wußte wohl, daß alles eine leere Luftspiegelung gewesen — aber wohlweislich ließ er uns in unserem Wahn.

Nach zwölf schweren, endlosen Stunden kamen wir endlich an die wirkliche Oase. Ach, sie sah ganz anders aus als jenes bezaubernde Luftbild. Von Gebäuden keine Spur — ein paar verkümmerte, halb verbrannte Bäumchen, ohne Früchte, ein trüber, schal rinnender Tümpel. Aber uns dünkte sie wie das Paradies auf Erden, und wir priesen Allah, der durch die Erscheinung uns Mut und Stärke verliehen, denn ohne jene Fata Morgana hätten wir die wirkliche Oase nie erreicht... Ich brauche dir das Symbol nicht zu deuten, Hans, du verstehst mich. Der Sozialismus ist ein trügendes Spiegelbild. Die künftige Gesellschaftsordnung wird ihm wenig gleichen, ich würde meine eigene Unterbringung in ein Asyl beantragen, wenn ich an ihn glaubte. Aber nimm den Arbeitern dieses Trugbild, und sie werden verzweifelt das Fortstreben

überhaupt aufgeben. Sie werden sich sagen: wozu anständig bleiben, wozu lernen, wozu an der eigenen Vollkommenheit arbeiten, wenn der Gedanke an unsere dereinstige Herrschaft und Herrgottschaft bloß ein leerer Wahn ist? Dann lieber rasch alles verjuxt und vertrunken! Und das sollen sie nicht! Darum — laß ihnen ihre Oasen-Phantasie, sie führt sie doch früher oder später zu einem Ziele — und laß uns paar Epopten das stille Wissen, daß Phantasie von heut und Ziel von einst einander doch niemals gleichen werden."

Noch lange, nachdem Walter seinen Freund verlassen hatte, dachte Hans über seine Worte nach.

Fünftes Kapitel.

Johannas Lebensmut war auf den moralischen Gefrierpunkt gesunken. Der Gang zur Schule, die Unterrichtsstunden, früher ihre höchste Lust, waren jetzt eine täglich erneute, langdauernde Tortur. Vier-, fünfmal warf sie den Mantel zur Erde, unter Tränen schluchzend, bis sie den Mut fand, sich für den kurzen Weg anzukleiden. Und sie hätte ihren Zöglingen, deren Seelen ihr einst der teuerste Schatz waren, vom Katheder zurufen mögen: „Glaubt doch kein Wort von alledem, was ich euch hier sagen muß! Alles ist ja feile Lüge — all das will man euch nur zwingen zu glauben, um euch zu Sklavinnen zu machen, zu gefügigen Mägden, um sich eurer Dienste für niedere, entwürdigende Handleistungen zu versichern, um vorzubeugen, daß ihr murret und wider den Stachel löcket!" Sie war für entlassene, ehemalige Schülerinnen nicht mehr zu sprechen. Wenn Mütter kamen, um ein kurzes Ausbleiben ihrer kleinen Töchter zu entschuldigen oder um wegen deren Fortbildung und Zukunft mit ihr zu reden, hätte sie ihnen am liebsten geraten, ihre Kinder gar nicht mehr zur Schule zu schicken, wo sie nur zu geistigen Krüppeln verbildet würden. Für die Wohltätigkeitsbestrebungen der Damen Richter und Ambühl fand sie

nicht mehr die geringste Teilnahme und kümmerte sich gar nicht mehr darum: Alles das schien ihr ja Heuchelei und Lüge, an die selbst die nicht glaubten, die sie betrieben. Ihre Dienstwilligkeit, ihr Glaube an die Macht des Guten, ihre Hilfsbereitschaft schlugen ins volle Gegenteil um, eine Folge ihres Schmerzes, ihres Lebensüberdrusses.

Niemand konnte ihr einen Trost geben. Der spießbürgerliche Rektor schon gar nicht mit seinem amtlichen, ihr beschränkt erscheinenden Vertrauen auf Gott und die Zeit. Sie fühlte die Pflicht einer Tätigkeit zu entsagen, der sie nicht mehr mit Liebe nachkommen konnte, die ihr Selbstpreisgabe dünkte. Aber was sollte dann folgen? Für eine Ehe schien es ihr viel zu spät. Und sie hatte nicht mehr das Recht, die Hand eines anständigen, soliden Mannes zu ergreifen —... Allein die Zukunft durfte sie jetzt nichts kümmern — sie mußte erst mit dieser traurigen, unwahren Gegenwart abrechnen. Vor allem fort aus dieser Gegend, die sie beständig an alles erinnerte was sie verloren!

Nachdem sie die Zimmer gekündigt hatte — ein einziges genügte ja auch in Zukunft für sie — kam ihr der Gedanke den Stadtschulrat zu besuchen, ihren höheren Vorgesetzten. Das war sicherlich ein Mann von weiterer Einsicht, von freierer Denkweise als der armselige Rektor — mit ihm wollte sie sich offen aussprechen.

Professor Ballstädt, ein ehemaliger Gymnasialdirektor, saß in seinem etwas abgeschabten Ledersessel am breiten Arbeitstisch, als ihm Johanna gemeldet wurde. Das Licht der Studierlampe fiel gelb auf sein

breites, glatt rasiertes Gesicht, als er den Schirm zurückschob, und bildete weiterhin einen ziemlich scharf umrissenen hellen Fleck auf dem grünen Tuche. Ballstädt war Philosoph: er hatte einen kurzen populären Katechismus des Kantschen Systems verfaßt, der wissenschaftlich wertlos war, aber den Kandidaten als beliebte Eselsbrücke galt und daher mehrere Auflagen erlebt hatte.

Johanna sprach zu ihm offen, wie ihr ums Herz war. Der Stadtschulrat rieb sich mit dem Finger an der Nase, als jucke dort etwas; dann lobte er sie, daß sie sich an ihn gewandt habe. Er freue sich, wenn seine Unterstellten Vertrauen zu ihm hätten. Er sei ein moderner Mensch. Er sei Psycholog. Er zitierte das klassische Wort des Terenz. Er verstehe Skrupel gleich denen Johannas vollständig. Er sprach sehr lange, von seinen Erfahrungen, seinem menschlichen Mitgefühl, dem hohen Bewußtsein von seiner Stellung. Dann fragte er Johanna ganz einfältig, was er eigentlich für sie tun könne?

Johanna wollte wissen, ob sich mit dem Umschlag ihrer Empfindungen eine Fortsetzung ihrer pädagogischen Tätigkeit vereinigen lasse?

Der Stadtschulrat runzelte die Stirn und sprach weiter sehr lange. Seine Reden liefen darauf hinaus, daß das Bewußtsein ihrer Pflicht die seelische Herabstimmung überwinden müsse, in der sie sich befinde. Gott helfe nur geraden Menschen — mit solchen Trivialitäten wie der tröstenden Zeit, wolle er einer feiner organisierten Natur nicht kommen — die Pflicht sei das starke Seil, an dem selbständig denkende Menschen

durch die Strudel und Klippen der Irrtümer und Schmerzen sich festhaltend hindurchfänden. Wie erstaunte er, als Johanna ihm erwiderte, daß ihr damit wenig geholfen sei, indem sie glaube, die heiligste Pflicht des Menschen sei die gegen sich selbst. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und ruunzelte die Stirn in noch tiefere Falten. „Dann hätten Sie nicht Lehrerin werden dürfen, mein Kind, mit solchen Grundsätzen," sagte er ganz väterlich, ohne jede Erregung. „Unser Stand verlangt Selbstaufopferung, Entsagung, Zurücksetzung der Forderungen der eigenen Persönlichkeit, um fremde heranzubilden."

„Was sind wir dann im Grunde anderes," erwiderte sie, „als ein Mittelding zwischen den alten Mönchen und Nonnen — und den Komödianten, die nie dazu kommen, eigene Menschen zu werden, weil sie allabendlich eine andere Haut überziehen müssen?"

„Nur daß es sich bei uns um wohlerforschte sittliche Begriffe und um die Haltung fürs praktische Leben handelt."

„Das ist eben mein Fall, Herr Professor — deswegen komme ich zu Ihnen — weil die großen Worte, die auf andere die Wirkung einer Hexenformel üben und sie wie ein Fetisch unterjochen, mich so kalt lassen wie die Klimpermelodie einer italienischen Oper. Ich habe nur einen Gedanken: meine eigene Vervollkommnung. Und ich fühle, daß ich bei meiner Tätigkeit, statt vollkommener zu werden, verkomme."

Der Stadtschulrat erhob sich halb im Sessel. „Ja, wenn Sie Sozialdemokratin sind —" sagte er mit sehr ernstem Blick.

„Ich habe mich bisher nie mit Politik befaßt!" antwortete sie. „Ich fühle nur angesichts des schweren Leides, das mich betroffen, daß die Ideale, die uns seit der Kindheit eingepflanzt werden und die wir den Kindern einpflanzen sollen, nicht ausreichen uns selbst in ernsten Fällen Trost zu gewähren. — Und weil ich fühle, daß man mich . . . ich will sagen, geistig unterernährt hat, sträube ich mich dagegen, Andere mit Bewußtsein ebenso unvernünftig zu ernähren."

Der Stadtschulrat stand auf, blätterte am Regal in dicken Akten und sagte dann, immer mit Liebenswürdigkeit und Ruhe: „Sie tun mir leid. Ich habe Sympathie für Sie. Sie haben gute Personalakten. Aber mit Sozialdemokraten kann man nicht diskutieren."

Johanna fühlte, daß mit dieser Unterhaltung der Stein ins Rollen gebracht war und, auch wenn sie gewollt hätte, sich nicht mehr aufhalten ließ. Aber als sie wieder allein war und am Salzufer in Wind und Regen entlang wandelte, schien es ihr gerade jetzt, in dem Augenblick, da sie vor dem Entschlusse stand aus ihrem Berufe zu scheiden, daß ihre Tätigkeit ihr mehr als je ans Herz gewachsen war. Warum empfand sie auf einmal Scheu, die natürlichen Folgerungen ihres Empfindens richtig zu ziehen? Die magnetischen Strahlen des fernen, festgefügten Organismus wirkten auf sie, die ihm so lange angehörte. Keine Kinder mehr um sich sehen, kein frohes Lachen mehr hören, kein kleines Menschlein mehr an ihrem Kleide hängend finden! Und dann die manchmal angenehmen, netten Plauderstunden im Konferenzzimmer, die ge-

mütlichen Vereinigungen und Besprechungen jeden ersten Dienstag im Monat... Sie wanderte die Franklinstraße hinauf, bis zur Brücke, bis der große Ziegelkasten vor ihren Augen lag... welche Stunde war jetzt „dran" in ihrer Klasse? Wer unterrichtete an ihrer Stelle?... Was würden die Kollegen und Kolleginnen sagen, wenn die Nachricht von ihrem Ausscheiden käme? „Schade um die Wiebel! Eine angenehme Person?" — „Hm?". — Die Glocke schrillte herüber. Nein, nur fort! Nur jetzt nicht von den Kindern gesehen, begrüßt, mit Fragen bestürmt werden!...

— — — — — — — — —

„Angenehme Aussichten!" knurrte Ambühl. „Jetzt haben wir die Bescherung. Wie verhert. Es ist geradezu um verrückt zu werden!" Hans war doppelt erstaunt, als der Vater ihm mitteilte, Seuffert habe ihm erklärt die Arbeiter nicht länger im Zaum halten zu können. Seuffert erschien ihm doch gerade als der Gefährlichste — und erst als ihn der Vater von neuem rühmte und meinte ohne ihn wäre der vollständige Tohuwabohu los, ahnte Hans etwas von der Doppelrolle, die der mit allen Hunden gehetzte Böhme, der Bastard einer deutschen Arbeiterin und eines tschechischen Vaters, der sich aber immer trotz des deutschen Namens auf den Slaven ausspielte — in der Fabrik zwischen Werkstatt und Contor darstellte.

„Und wem verdanke ich die ganze Schweinerei, die nun sicher kommen wird?" rief Ambühl ärgerlich weiter. „Meinem teuren Herrn Sohn. Wenn das alles ist, was du in Amerika gelernt hast, so laß dir

schleunigst das Lehrgeld wiedergeben. Deswegen habe ich dich nicht hinübergeschickt!" Hans fragte ganz betreten, was das zu bedeuten hätte? Der Vater war durch Seuffert und Griekow darüber unterrichtet, daß die Arbeiter von großer Angst vor geplanten Neuerungen erfüllt schienen. Sie glaubten, daß die angeblich neu bestellten Maschinen eine erhebliche Anzahl Entlassungen im Gefolge haben würden, und sie waren entschlossen solidarisch für die Aufrechterhaltung des bestehenden Personalstandes einzutreten. Hans schlug vor eine allgemeine Versammlung der Arbeiter der Fabrik einzuberufen: der Vater solle ihn in ihr den Leuten als neuen Geschäftsteilhaber vorstellen, und er wolle dann einen Vortrag über seine Reformpläne halten: das würde die Leute beruhigen. Aber es schien nun in den Sternen geschrieben, daß Hans mit seinen Ideen beim Vater kein Glück haben sollte. Ambühl erklärte, solch ein Negerschauri möge in Afrika ganz angebracht sein, im Verkehr mit seinen Arbeitern zöge er andere Formen vor. Als Masse, als gleichberechtigte Partei erkenne er sie überhaupt nicht an, dafür ernähre er sie ja; wenn der oder jener einzeln zu ihm kommen wolle, stehe einer Belehrung nichts im Wege.

Als Hans, der ein wenig Langschläfer war, am nächsten Morgen ins Büro hinunter kam, fand er den Vater schon anwesend und ihn und das ganze Personal in heller Aufregung. Ein Kunde hatte einen groben Brief geschrieben, weil eine wenig bedeutende Summe zum zweitenmal gefordert worden sei, obwohl er sie bereits bezahlt hatte. Ambühl schöpfte Verdacht und nahm sofort eine Prüfung der Kasse und der Bücher

vor, und der zweite Kassierer wurde totenbleich, bat Ambühl um ein Wort unter vier Augen, stotterte einige Silben und sank dann dem Chef zu Füßen, das Geständnis herunterplappernd, er habe die Summe und noch ein paar hundert Mark unterschlagen. Er weinte, bat, ihn nicht fürs Leben unglücklich zu machen, entschuldigte sich mit der Krankheit seiner Frau, mit Wucherschulden, und versprach Ersatz durch einen wohlhabenden Schwager. Während Hans eintrat und ganz bestürzt ward, meldete jemand, daß einer der Herren in der Buchhalterei verdächtige Miene mache sich zu entfernen. Man ließ ihn sofort anhalten, nahm den Kassierer scharf ins Gebet und dieser gestand endlich mit dem zweiten Buchhalter, der die Eintragungen fälschte, unter einer Decke gespielt zu haben. Der Schuldige, ein gewisser Bornstein, ein großer, hübscher, eleganter Mensch ward sofort herbeigeholt, aber statt um Verzeihung zu bitten gebärdete er sich äußerst frech, erklärte von dem Hundelohn, der ihm gezahlt werde, nicht existieren zu können, und als man drohte, die Polizei holen zu wollen, rief er höhnisch, dann sollten nur gleich mehrere Kriminalbeamte bestellt werden, denn mit seiner Verhaftung würde die Sache nicht erledigt sein. Man drängte ihn Namen seiner Mitschuldigen zu nennen, und nach einigem Sträuben sagte er mit grenzenloser Patzigkeit: „Na, fragen Sie doch mal bei Herrn Griekow nach — vielleicht kann der Ihnen Auskunft geben!"

„Das ist eine Lüge! Sie sind ein ehrloser Lump!" donnerte sogleich Ambühl ohne sich einen Moment zu besinnen. Hans nahm seinen Vater flüsternd beiseite:

er schien an die Möglichkeit der Wahrheit der Anklage doch zu glauben, während der Alte auch nicht den Schatten eines Verdachts auf seinen langjährigen Mitarbeiter fallen lassen wollte, und die Bemerkung seines Sohnes, er traue Griekow alles Mögliche zu, mit kurzem verächtlichen Lachen und den Worten abwies: „Wagt er gar nicht!“ Griekow, der sich gerade in einer der Werkstätten auf der Runde befand, wurde sofort geholt; als er die Beschuldigung vernahm, die gegen ihn gerichtet worden, ward er kreidebleich vor Erregung, die Tränen traten ihm fast in die Augen. „Sie ... Sie ... Sie Schuft!“ rief er kreischend. Er fand kaum die Worte, er war fassungslos, griff sich in die Haare — aber als er seine Besinnung endlich wiedergefunden, gelang es ihm in wenigen Augenblicken den ganzen Wahnwitz der Anklage zu erweisen. Der Buchhalter zuckte frech die Achseln, sagte zu Ambühl: „Sie wissen ja, wo ich wohne!“ und wandte sich zur Tür. Hans trat ihm entgegen: „Sie wollen durchbrennen!“ rief er, worauf der Verbrecher hochnäsig anwortete: „Wegen der lumpigen paar hundert Mark? Das wär ein Geschäft!“ Hans beschwor seinen Vater leise sofort den Staatsanwalt zu verständigen: Ambühl aber flüsterte scharf: „Ich denke nicht daran Lärm zu schlagen, damit die Zeitungen morgen aus der Mücke einen Elephanten machen und die Konkurrenz sich die Hände reibt.“ Er trat vor den Buchhalter, wies ihm die Türe und sagte: „Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie Halunke — gehen Sie zu dem Mensch, mit dem Sie das Geld wahrscheinlich verpraßt haben, und treten Sie mir nie wieder vor

Augen!" Er kannte seine Leute. Der Buchhalter blies ein trocknes „Hm!" durch die Nase und entfernte sich — Ambühl schüttelte Griekow die Hand und warf seinem Sohn einen langen, ernsten Blick zu. Hans klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und trat zum Fenster, durch das man auf den Hof und die langgestreckten rauchenden Schuppen der Werkstätten hinausblickte.

Was war das?

Dort, wo das kleine hellgraue Rauchwölkchen aus dem schmalen Schornstein der Löterei in regelmäßigen kurzen Zwischenräumen herauszupaffen pflegte, war vollständiger Stillstand — zwischen den Schuppen standen einzelne Arbeitergruppen in den schweren Stiefeln, den dicken Schutzjacken, wie sie von den Öfen und Herden weggetreten waren, in erregter Unterhaltung, mit lebhaften Blicken und Bewegungen nach dem Kontor.

Hans zuckte die Achseln. „Was geht sie das an?" dachte er, und „sie werden sich schon wieder beruhigen."

Als Griekow sich nach der Dreherei begab, flogen ihm zwischen den kleinen herumstehenden Trupps der Arbeiter beleidigende Worte zu, von „Tintenaffen, die sich um ungelegte Eier bekümmerten", und als er vor einer Drehbank den Arbeiter auf eine kleine Absplitterung am Mantel eines Rohres aufmerksam machte, das gerade in Bearbeitung war, erhielt er eine so unhöfliche Antwort, daß er empört zurücktrat.

Die Mittagspause ging ohne Zwischenfall vorüber. Aber als die Glocke wieder geschrillt hatte, erschienen zwei Arbeiter, harmlose, unbedeutende Män-

ner, von ihren Genossen offenbar absichtlich gewählt, die im Auftrage ihrer gesamten Kollegenschaft einen seltsamen Schriftsatz überreichten. In ihm ward gesagt, die Arbeiter des Hauses seien einmütig der Ansicht, daß an den begangenen Rechtswidrigkeiten, die sie aufs schärfste verurteilten, Herr Griekow nicht unbeteiligt sei, und es gehe wider ihre Ehre mit einem Manne, auf dem ein solcher Verdacht laste, noch länger zusammen tätig zu sein.

Ambühl war starr über ein solches Unterfangen. Wie? Leute, die bei ihm in Brot und Lohn standen, wagten es sich in seine Kontorangelegenheiten zu mischen? Er wollte zunächst die Männer ohne ein Wort der Entgegnung fortweisen — dann überlegte er es sich um Griekows willen, gab ihnen ihre Schrift wieder, sagte, sie seien falsch berichtet, auf Griekow laste nicht der Schatten eines Vorwurfs und schickte sie an ihre Arbeit zurück.

Eine Viertelstunde verging, da sah man von allen Seiten Männer in Arbeitskleidung aus den Gassen der Fabrik zusammenlaufen. In Gruppen strömten sie nach dem Kontorhause, ballten sich dort haufenweise aneinander und das wirre Durcheinander ihrer Stimmen drang bis zu Ambühls Pult.

„Da haben wir den Salat!!" rief der Alte mit zornigen Blicken zu seinem Sohn am Gegenpult hinüber. „Sei so gut, geh' mal hinaus und bring' die Leute zur Raison!"

Hans zeigte sich auf den Stufen des kleinen Hauses und fragte, was man eigentlich wolle?

Erst folgte eine dumpfe Stille, dann ein knurren-

des Murren, dann ein nicht sehr klares Geschrei, aus dem die Forderung nach Entlassung Griekows heraustönte. Hansens Ersuchen ruhig wieder an die Arbeit zu gehen ward von einzelnen mit grellem Gelächter beantwortet. Hans erklärte nochmals, sie seien im Irrtum, Griekows Charakter sei absolut unbefleckt — man könne niemand entlassen, der sich nichts habe zu Schulden kommen lassen — die wirklichen Missetäter seien bereits entfernt. Er merkte aber selbst, daß seine Erklärung nicht den geringsten Eindruck machte: hinter den drohenden Mienen mußte also etwas anderes stecken. Er kehrte zu seinem Vater zurück. „Ich will dir sagen, was dahinter steckt," rief ihm der mit Bitterkeit zu. „Die Furcht vor deinen amerikanischen Ideen, vor neuen Maschinen, Entlassungen, neuer Arbeitsordnung, erhöhten Anforderungen. Gerade jetzt, wo etwas zu tun ist, wo ein paar süddeutsche Brauereien Mälzereitrommeln bestellt haben! Den Augenblick hast du großartig gewählt. Wenn wir zum Liefertermin nicht fertig werden, nimmst du die Konventionalstrafe hoffentlich auf dein Privatkonto!" Der Alte schien eine Freude daran zu haben den Sohn erst zu ducken, bevor er ihm eine leitende Stellung überließ.

„Das ist Unsinn, Papa!" rief Hans. „Die Leute wissen, daß Bestellungen da sind und benutzen die Gelegenheit eine Lohnerhöhung herauszuschlagen. Es ist eine infame Erpressung, gar nix weiter. Du hast mir ja selbst schon früher gesagt, daß du einen Zusammenstoß erwartest!"

Ambühl erwiderte gereizt; die Spannung zwischen

Vater und Sohn wuchs. Man bemerkte jetzt, wie draußen die vorn stehenden Arbeiter von den rückwärtigen unter Schimpfen immer weiter gegen das Kontorhaus gedrängt wurden. Jetzt standen sie schon auf den Stufen, von denen aus Hans eben gesprochen — nun hatten sie die Tür erreicht — einige Augenblicke später, und sie drangen in den Flurgang. Die Worte „Griekow" — „entlassen" — „unterschlagen" — schallten deutlich aus dem Gedröhn des Stimmenwirrwarrs.

„Das ist doch zu frech!" sagte Hans. „Wollen wir die Polizei holen lassen?!"

„Das mag ja im Lande der Freiheit so Mode sein," erwiderte Ambühl ironisch — „in meinem Hause bin i ch Polizei!" In Hans schlug immer wieder der deutsche Herrenjüngling durch.

Von draußen dröhnte es: „Der Chef! Der Chef!" — sie wollten Ambühl sprechen. Hans meinte: „Ich werde mir mal den Hornemann langen — das ist ein vernünftiger Mensch — und deinen berühmten Seuffert!" Ambühl zuckte die Achseln.

Hans ging hinaus, um nach den beiden zu fragen. Er passierte das Bürozimmer, in dem Griekow arbeitete. Hans sah sein Gesicht nicht: der alte Mann stand hinter der Gardine versteckt am Fenster. Die Angestellten, die das Zimmer mit ihm teilten, schienen sich scheu zurückgezogen zu haben, sie gebärdeten sich als säßen sie eifrig über ihren Schreibereien und wagten nicht die Augen aufzuschlagen. Griekow ließ seine Finger über die Zwergkakteen gleiten, die in einer Reihe winziger Töpfchen das Fensterbrett schmückten. Diese

Zwergkaktusse hatte Griekow gestiftet, er hegte und pflegte sie; ungeachtet des häufigen Spottes seiner Kollegen interessierte er sich für diese seltsamen Pflanzengebilde, kannte alle Arten und Spielarten, und es war, als ob er jetzt in dieser schweren Stunde seines Daseins bei ihnen, seiner einzigen Liebe, Trost suche. Seine Hände zitterten, aber er fühlte die spitzen Stacheln nicht, die sie berührten.

Hans durchschritt das Zimmer ohne ein Wort zu sprechen. Draußen fragte er nach Hornemann und Seuffert. Sie waren nicht unter den Demonstranten. Er forderte ihr Kommen: die Zusammengerotteten steckten die Köpfe zusammen, berieten — endlich ward ein junger Bursche abgesandt sie zu holen.

Nach wenigen Minuten kamen sie. Hans empfing sie in einer Art abgeschlossenen Vorraums. „Ich freue mich, daß Sie beide sich an dem Unfug nicht beteiligen," sagte er.

Seuffert begnügte sich wie gewöhnlich dem Arbeitgeber gegenüber zu grinsen, was seinen schielenden Blick jetzt nicht mehr als sonst verschönerte. Hornemann entgegnete, er habe die Petition unterschrieben, weil dies die Pflicht gegen seine Kollegen erforderte — aber sich an einem Radau zu beteiligen gehe wider seine Grundsätze. Nun begann Hans in die Leute zu drängen, die Kollegen zu bewegen sofort an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren. Seuffert in seinem harten, fremdartigen Deutsch zog sein gewohntes Register auf. Wenn sich die Firma verpflichten wolle sich künftig stets an die Organisation zu wenden und den Vorstand als Schiedsgericht anzuerkennen, so würde

er seinen Einfluß versuchen — andernfalls könne er für nichts garantieren. Er drückte und krümmte sich dabei, als würde von ihm das Opfer seines Lebens verlangt. Hornemann erklärte frank und frei, ihm scheine die Veranlassung zu dem Tumult falsch gewählt; wenn die Chefs ihr Ehrenwort gäben, Griekow sei in diesem Falle unschuldig, so müsse das genügen, wie wenig Liebe Griekow sich auch sonst — er müsse das offen sagen — durch seine übertriebene Strenge bei den Lohnabrechnungen unter den Arbeitern erworben habe. Auch er liebe ihn nicht. Aber man dürfe keinen eines Vergehens beschuldigen, das ihm nicht wirklich zur Last fiele.

„Sagen Sie mir gerade heraus," rief Hans — „ist dieser Aufstand wirklich nur Griekows wegen gekommen — oder steckt etwas anderes dahinter?"

Seuffert beteuerte sofort: „Nurr weggen Griekow!" während Hornemann die Achseln zuckte und erwiderte: „Ich kann mich nur an das halten, was ich höre und sehe. Ins Herz kann ich auch meinen Kollegen nicht gucken!"

Nicht ohne ein Gefühl der Beschämung kehrte Hans zu seinem Vater zurück. „Weißt du, ich glaube, dein Seuffert hat den ganzen Teig angerührt. Der Kerl trägt den Mantel nach zwei Seiten!" sagte er.

„Red' nicht so'n Quatsch!" unterbrach ihn der Alte grob.

„Hör' mal," fuhr Hans fort, „ich glaube das Allerbeste wäre, Griekow nähme selbst seine Entlassung. Das Beste auch für ihn. Denn wenn wir ihn auch halten — in ein erfreuliches Verhältnis mit den

Leuten kommt er doch nie mehr — und wozu ewig eine Veranlassung zum Unfrieden im Hause haben? Zahlen wir ihm meinetwegen das Gehalt solange fort, bis er eine neue Stellung gefunden —"

Der Alte brauste heftig auf. „Für alles habe ich dich gehalten, nur nicht für feig. Niederträchtig wäre das einfach. Wer mir Treue gehalten, dem halte ich sie auch. Gottseidank, so beschränkt sind wir doch noch in Deutschland — in Amerika mag man ja praktischer sein —"

Der Lärm draußen auf dem Korridor schwoll von neuem an. Man stritt um Seuffert und Hornemann, die den Gang ihrer Unterredung mitteilten. Hornemann wurde überschrien: die jungen Arbeiter waren am hitzigsten, sie wollten Ambühl ihre Macht fühlen lassen. In dem Augenblicke öffnete sich die Tür zum „Allerheiligsten", wie Ambühls Schreibraum von den Angestellten höhnisch genannt wurde, und bleich, zitternd, die wenigen Haare gesträubt, schlich Griekow wankend hinein. „Ich kann die Wirtschaft nicht mehr mit ansehen," flehte er — „ich fühle mich unschuldig — ich habe immer nur in Ihrem Interesse gehandelt, Herr Ambühl, aber das Geschäft leidet — lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie, Herr Ambühl! — ich will nicht die Ursache zum Streit sein!"

Hans blickte fragend auf seinen Vater, der ohne Zögern dem Greise mit starker Stimme zurief: „Ich werde Sie entlassen, wenn es m i r paßt, verstehen Sie! Gehen Sie sofort an Ihr Pult!"

Griekow stand noch einen Augenblick still, seine Lippen bewegten sich, aber er brachte keinen Laut her-

vor und mit zerstörten Mienen, in gebrochener Haltung, schob er hinaus. Kaum war er draußen, so sagte Ambühl zu seinem Sohne: „Jetzt werde ich dir zeigen, wie ich mit meinen Leuten verkehre!“ Er drückte auf den elektrischen Knopf, der Kontordiener trat ein. „Hommel soll zu mir kommen!“ —

Draußen auf dem Flur war es inzwischen lebhaft zugegangen. Man hatte Hornemann und Seuffert noch enger umringt und wollte Näheres über den Ausfall ihrer Besprechung wissen. Ihr ganzes Verhalten war dabei in kurzen, abgerissenen Sätzen zur Erwähnung gekommen. Heftige Entladungen der Gemüter platzten aufeinander. Hornemann wollte, als er seinen Bericht getan, sich durch die Masse der meist jüngeren Arbeiter nach seinem Schuppen begeben, als ihm ein paar Burschen mit höhnischen Blicken, die Mützen schief auf den Ohren, den Weg verstellten. „Hier geblieben!“ tönte es von mehreren Seiten.

„Was soll das heißen?“ fragte der Werkführer. „Ich weiß allein, was ich zu tun habe. Laßt mir durch.“ Die Burschen suchten seine Bestrebungen, sie zu trennen, zu vereiteln und lachten ihm höhnisch ins Gesicht. „Is nich — daß du de Motten kriegst — deine Drehbank is keen Hase, die looft nich fort —“ riefen sie ihm zu.

Hornemann wurde wütend. „Laßt mir in Frieden mit eurem Unsinn!“ sagte er derb. „Soll die Arbeit eingestellt werden, wird der Strike an der Gewerkschaft anerkannt, so bin ich der erste, der sich fügt und mitmacht — das ist meine Pflicht — aber auf euer dämliches Gegröhle und Getobe geb' ich gar

nischt — das ist keine Sechsdreier wert. So lange nischt beschlossen ist, wird jearbeetet!"

Statt aller Antwort drückten die Burschen noch fester mit Leib und Schultern gegen ihn — er suchte Luft zu bekommen — mit einem Male rief einer der Demonstranten: „So'n feiges Biest!"

Auf Hornemanns Wangen flammte es blutrot auf — am liebsten hätte er dem Unverschämten mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Aber nur für einen Augenblick überwältigte ihn der Zorn. Er dachte an sein Kind, an seine alte Mutter daheim, für die er lebte — deren einzige Stütze er war — das Bewußtsein regte sich in ihm, daß er diese Frau bekümmern würde, wenn er sich mit so grünen Burschen in einen körperlichen Streit einließe, so wenig er ihn auch fürchtete. „Ihr Lausejungen!" rief er mit drohender, aber fester Stimme — „was erfrecht ihr euch gegen einen Genossen, der für seine Überzeugung zu einer Zeit eingetreten is, als das noch eine Gefahr für Existenz und Freiheit bedeutete? Was habt ihr denn gemacht, als noch das Ausnahmegesetz bestand und die Ausweisungen — als ich in Italien das Brot des Elends aß? Was habt ihr damals gemacht? Euch in die Hosen wahrscheinlich!"

Ein paar Arbeiter schrien Bravo — Hornemann, ohne sich umzusehen, schob mit einem Griff die Gegner auseinander und schritt durch den Gang, über den Hof nach seiner Drehbank.

Inzwischen war Hommel im Kontor bei Ambühl erschienen: der älteste Arbeiter der Anstalt — seit mehr als dreißig Jahren bei Ambühl beschäftigt.

„Hören Sie mal, Hommel,“ rief ihm der Chef energisch zu — „da hat man mir einen Wisch geschickt — unter dem finde ich auch Ihren Namen. Haben Sie das hier geschrieben?“ Er zeigte ihm seine Unterschrift.

Hommel räusperte sich, kraute sich in seinem weißen Bart und sagte zögernd, in den singenden Tönen seines gemütlichen ostpreußischen Dialekts: „Aber Härr Ambiel — des is ja jar nich so beese jemeïnt. Wie soll man sich denn da ausschließen? Jeht ja jar nich — Denn sajen se ja in der Parteei: „Hommelchen is 'ne alte Nachtmitze jeworden. Des jeht ja nich!“

„Wie lange sind Sie jetzt bei mir, Hommel? fragte Ambühl kurz.

„Das wissen Herr Ambiel ja besser als ich.“

„Haben Sie in den dreißig Jahren jemals Ihren Lohn nicht oder zu spät bekommen?“

„Jott behiete, bäster Herr Ambiel — keeine Idee!“

„Zahle ich schlechtere Löhne als irgendein Fabrikant meiner Branche?“

„J nich'n Dittchen. Das wär' ja die nei'ste Entdeckung.“

„Habe ich meine Arbeiter je schikaniert — nur ein einziges Mal mein Wort nicht gehalten?“

„J was für'n Lorbaß wagt denn das zu behaupten?“

„Wieviel Enkel haben Sie, Hommel?“

„Sechs muntere Dingerchen, bäster Herr Ambiel!“

„Nun will ich Ihnen was sagen, Hommel: machen Sie 'mal ordentlich die Ohren auf! Also ich will diesen

blödsinnigen Wisch hier gar nicht gekriegt haben, und es soll alles bleiben wie bisher — aber ich erwarte, daß ihr bis morgen früh 9 Uhr in einer kurzen Schrift um Entschuldigung für das Mißverständnis gebeten habt. Aber alle müssen darunter stehen. Wenn ich die Schrift bis morgen früh 9 Uhr nicht in Händen habe, mache ich hier die Bude zu. Verstande wu?"

„Bäster Herr Ambiel, sprechen Sie im Ärnst —?"

„Haben Sie mich schon mal Witze machen hören? — Sie haben mich doch richtig verstanden, Hommel — alle Namen, die unter dem Wisch gestanden haben, müssen auch unter der Erklärung stehen, ohne Ausnahme. Wenn e i n e r fehlt — seid Ihr alle entlassen."

„Herr Ambiel, dat kann ich wirklich jar nicht glauben —"

„Das Fabrikterrain wird verkauft, als Baustellen parzelliert. Die Juden von der Handelsbank laufen mir jeden Tag die Bude ein. Ich zieh' mich als Rentier zurück. I ch habe zu leben, Hommel, glauben Sie's nur."

„Aber Herr Ambiel — wenn ich aus der Stellung komme — meine Frau schlägt mir ja mit'n Scheierlappen um die Ohren." Der noch immer starke Mann begann vor Angst zu schwitzen.

„Also sorgen Sie dafür — bis morgen um neun! Mein Sohn hier ist Zeuge."

Ein Zeichen Ambühls — und die Unterredung war beendet.

„So kommst du nicht durch!" sagte Hans kopfschüttelnd, als der Alte hinaus war. „Das glaube ich nicht." Ambühl lächelte nur.

Hans fühlte sich verstimmt durch die souveräne, ironische Art, mit der ihn der Vater sich schon ganz als Sieger fühlend behandelte. Er fand die Luft im Kontor abscheulich — er wollte hinausgehen um zu sehen, wie es mit der Arbeit stand. Er schritt unbehelligt durch die Gruppen der Arbeiter, die sich wieder bis in den Hof zurückgezogen hatten, vorüber an einsamen, unbedienten Feuern — nach dem Schuppen 12, in dem Hornemann seinen Platz hatte. Eine Sympathie, über deren Grund er sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, zog ihn jetzt zu diesem einfachen braven Arbeiter, der doch kein Dummkopf, kein Schwächling, sondern ein Mann von eigenem Willen, eigenen Gedanken war. Hornemann glaubte an die Macht der Vereinigung, aber nicht wie Seuffert, um sich durch sie selbst Stellung und Ansehen zu verschaffen, sondern sah in ihr ein Mittel das Los Aller gleichzeitig zu verbessern. Hans sprach mit Hornemann über die Vorgänge des Tages. Der Werkführer erklärte das Verhalten der Kollegen für „gräßlichen Unsinn", ihr Verlangen für „Blech und Quatsch" — und sah voraus, sie würden weder bei der Gewerkschaft noch bei der Partei Unterstützung finden. Denn die Führer der Gewerkschaften bemühten sich überflüssige Strikes zu verhüten, die nur unnötigerweise die Gewerkschaftskasse schwächten. Hans hatte den Eindruck, Hornemann glaube, ohne es auszusprechen, Seuffert habe den ganzen Rummel heimlich angestiftet — im Interesse irgend einer ihm noch verborgenen Seite. In Böhmen, sagte er, wo die Verhältnisse noch unentwickelter seien, lasse ein derartiges Auftreten sich wahr-

scheinlich rechtfertigen. Während Hornemann sprach ließ er sich nicht einen Augenblick in seiner Arbeit stören: er drehte sein Metallstück ruhig weiter: die langen Funken stoben in Winkelstrahlen, und er lächelte über Hansens Mahnung, den Kopf weiter zurückzubiegen oder die Augen durch die Brille zu schützen. Das Gespräch kam auf Hornemanns Häuslichkeit. Hornemann erzählte, daß er über Mittag daheim mit seiner alten Mutter über den Rummel gesprochen, die ganz seine Ansichten teile. Er wohne jenseits der Spree, ein kleines Quartier in einem Seitenhause der Gotzkowskystraße. „Sind Sie immer noch nicht verheiratet?" fragte Hans.

„J wo jeht denn det!" erwiderte der Werkführer in vollem Berlinisch, „ick hab' doch vor Muttern zu sorjen. Ick würde mir ja sonst von ihr trennen missen — denn Sie wissen ... zwei Weiber in einer Wirtschaft, des is wie zwee Rotkehlchen in een Keefig. Heiraten würd' ich doch nur'n Mädel, dem ich wirklich jut wäre ... und denn zu Hause allweile Krach ... nee, ick danke!" — —

Als Hans, ein unverbesserlicher Spätaufsteher, am nächsten Vormittag ins Kontor herunterstieg — sein Schlafzimmer lag im Oberstock — reichte ihm bei seinem Eintritt der Vater schon stumm den Schriftsatz der Arbeiter. Nicht einer hatte sich von der Unterzeichnung ausgeschlossen. Sie gaben zu, daß ein „begreifliches Mißverständnis" vorgelegen habe.

Hans antwortete nichts. Er biß sich auf die Lippen und zuckte die Achseln. „Die Sache scheint dich übrigens nicht sehr interessiert zu haben," meinte

der Vater nach einer Pause spitz. „Du kommst ziemlich spät herunter —." Hans fuhr fort zu schweigen und machte sich über die Korrespondenzmappe her. Auch der Vater sagte nichts weiter. Aber in dem überheizten Raume brütete eine seltsame Schwüle; es war Hans, als entwickele sich zwischen den beiden einander gegenüberstehenden Pulten eine mit Elektrizität geladene Wolke, aus der gelegentlich ein Blitz hervorzucken müsse.

Er hätte den Vater am liebsten rund heraus gefragt, zu welchem Zwecke er ihn eigentlich ins Ausland gesandt, all das viele Geld für ihn ausgegeben habe, wenn er es gleichsam als eine persönliche Kränkung empfand, daß er nun auch das daheim in Anwendung bringen wolle, was er draußen, wo die Dinge entwickelter waren, gelernt hatte? Wenn der Vater Gelernthaben mit Besserwissenwollen, mit Wichtigtuerei verwechseln wolle, so sei eigentlich dieser ganze Aufenthalt im Ausland überflüssig gewesen. Er solle ihm doch erst einmal Gelegenheit geben, sich zu betätigen. Es sei ein Zeichen von Vergreisung, wenn der Vater nur immer Recht behalten wolle, wenn er verlange, daß der Sohn sich immer nur huldigend unter seine Autorität beuge.

Aber er besann sich. Das konnte er doch unmöglich alles dem Alten ins Gesicht sagen! Die Ehrfurcht vor dem Vater war ihm von Jugend auf anerzogen. Er hatte seiner Mutter noch auf dem Krankenbette schwören müssen, nie den Respekt gegen den Vater aus den Augen zu lassen. Wie manches Mal hatte ihm die Mutter gesagt: „Hansel, du bist eigentlich ein ganz

verwöhnter Bengel; du nimmst dir deinen Eltern gegenüber Dinge heraus, die dir nicht zukommen!"

Er begann einen wichtigen Brief an einen Hauptkunden auszuarbeiten, der eine Reklamation gesandt hatte; ein paarmal setzte er an — dann warf er die Feder fort und rief: „Donnerwetter, die Hitze ist scheußlich. Der Anton ist wohl verrückt geworden — das halte ich nicht aus." Und ohne eine Antwort abzuwarten griff er nach Hut und Mantel und eilte hinaus.

Es schien, als wollte der Winter sein schlechtestes Andenken hinterlassen. Schon hatte man ihn entflohen geglaubt: die Strohhüllen von den Zierpflanzen der Vorgärten waren entfernt, die äußersten Zweigspitzen der Büsche in lichtgelbem Grün ausgeschlagen. Da kehrte er heimtückisch, über Nacht zurück — wie ein totgeglaubter Tyrann, der noch einmal zum Leben erwacht und wütende Rache an denen übt, die sich vorzeitig seines Scheidens gefreut. Über das feine grünliche Gespinst der Büsche breitete er von neuem die weiße Decke der Vernichtung, schüttete die Wege zu und ließ den Sturm in den Baumkronen und um die Giebel heulen.

Hans achtete nicht des tobenden Wetters. Den Kragen hochgeschlagen schritt er die Franklinstraße hinunter, bis zu der dunklen, mit winzigen Eisschöllchen bedeckten Spree. Die öden Linien der Häuserviertel von Alt-Moabit, die eintönige Zeile der Gotzkowskystraße, das nüchterne Gebäude der Gemeindeschule tauchten, soweit der Schneesturm zu sehen gestattete, vor seinen Blicken auf.

Er sah kaum nach ihnen. In seinem Innern fraß der Unmut. Kein Zweifel, er war diesmal geschlagen. Der Vater hatte ihm eine scharfe Lektion gegeben. Sein erster Versuch zu selbständigem Auftreten war offenkundig mißglückt. Es würde ihm schwer werden mit seinen Ideen durchzudringen. Der Alte würde sich von neuem gern ihm gegenüber darauf berufen, daß er die Lage, den Charakter der Arbeiter besser zu beurteilen verstehe, würde ihn das Übergewicht seiner Erfahrung nun doppelt fühlen lassen!... Aber sollte er darum auf seine Pläne verzichten? Die Fabrik gegen seine Überzeugung dem allmählichen Niedergang zuschleichen lassen? Denn mochte er einmal die Situation falsch abgeschätzt haben ... im Wesen hatte er doch recht!... Ein trotziges Selbstgefühl bäumte sich in ihm auf. „Jetzt gerade, gerade!“ dachte er bei sich. „Ich will ihm zeigen, daß —“

Er stand auf der alten Holzbrücke. Zur linken, am Spreeufer drängten und schoben sich niedere, enge, baufällige Baracken durcheinander, jämmerliche Kneipen, Buden von rätselhaftem Zweck, mit halbverfaulten Dächern und Wänden. Drüben, weithin zur Rechten, aus der Ferne tauchten die stolzen Prunkgebäude des Hansaviertels auf. Der Schneesturm hatte sich für einige Minuten gelegt und klar schauten die schmucken, hohen Giebel herüber über die weiten Wiesen, durch die sich schon abgesteckte, feste, gerade, wenn auch noch häuserlose Straßen zogen. Vielleicht in diesem Frühjahr würden die bescheidenen, niederen Lauben weggefegt werden, deren leichte Bretterwände da noch wucherten, und ansehnliche Wohnstätten,

Block an Block, würden emporwachsen, Heime bietend für schaffende, strebsame Menschen. Altkleinliches zögerndes Bedenken und neuer Wagemut standen hier Ellenbogen an Ellenbogen ... Auch hier draußen ...

Wie? noch ein Spaziergänger hier — bei diesem Wetter? Und gar eine anscheinend hübsche, junge Person?

Das schien sie zu sein ... Hans setzte den Zwicker auf und streifte mit einem Blick die schlanke große Gestalt, die blonden Locken, die von der feuchten Luft aufgelöst unter dem Hut hervorquollen. Ein seltsames Vergnügen, dachte Hans, jetzt hier bei diesem Wetter zu promenieren — denn dort, wo sie stand, wo das Ufer sich zum Flusse hinabsenkte und ein schmaler Gang bis an den Spiegel führte, mochte die Erde ganz besonders durchnäßt und schmutzig sein.

Hans hatte die Absicht langsam die Brücke zu überschreiten und das Mädchen anzureden. Ein Abenteuer wäre ihm nicht unerwünscht gekommen ... Er dachte an nichts Arges. Aber er hatte nun seit Jahren in vollkommener Zurückgezogenheit gelebt. Das junge Mädchen war offenbar keine gewöhnliche Person. Es war doch sicherlich reizvoll und erfreulich, eine Gefährtin zur Seite zu haben, mit der man manchen Gedanken austauschen konnte. Das ewige kaufmännische und technische Einerlei in der Fabrik wurde tödlich, wenn es nicht ein Gegengewicht nach der Seite der Zerstreuung, des Herzens fand —

Die junge Person schien Hans nicht zu bemerken. Wie in tiefe Gedanken verloren trat sie an den Pfahl am Ufer. Las sie die dort angeschlagenen Anweisungen

zur Rettung Ertrunkener? Die schlüpfrige Steilheit der Ufer, die ungeschützte Passage mochten sie an dieser Stelle nötig machen... was fiel denn der Person ein? Verrückt, den steilen Wasserpfad hinabzuschreiten... Hans bemerkte, daß sie ganz in tiefes Schwarz gekleidet war. Er wollte ihr zurufen: „He — Fräulein — seien Sie vorsichtig! Gehen Sie doch da fort..." Er wußte nicht, was ihn zurückhielt ihr zuzuschreien... In demselben Augenblick tönte von drüben, vom Schulgebäude her, die schrille Glocke der Schule... unwillkürlich blickte Hans nach dem roten Ziegelbau, nur wenige Sekunden...

Sofort aber schoß ihm wieder der Gedanke an die junge Person durch den Kopf. Er wandte sich zurück... Schreck ergriff ihn. Was war inzwischen vorgegangen?... War sie eine Irre?... Mit beiden Füßen, bis zur Höhe der Knie vielleicht, stand die junge Dame in dem kalten hochangeschwollenen Wasser... War das ein Unglück? eine Unvorsichtigkeit? war sie abgeglitten?... Nein, die Lage ließ keinen Zweifel aufkommen. Unmöglich... er sah genau... mit verstörten, großen Augen blickte sie vor sich hin... sie zuckte zusammen, ein Schauer, vielleicht von der harten Kälte des Wassers herrührend, durchrüttelte ihren Körper. In derselben Sekunde wandte sie den Kopf ein wenig zur Seite... lag es nicht wie ein verzweifelter Blick nach Hilfe in ihm... Hatte sie ihn jetzt bemerkt? Hans sah, wie es gleich einem Krampf ihren Leib durchzuckte, ein kurzer, heiserer, halblauter, aber fürchterlicher Schrei klang aus ihrem Munde... Kein Zweifel, ein Unglück... in dem Bruchteil einer Se-

kunde bemerkte er, wie die junge Person zu wanken schien, wie sie drohte bewußtlos vorn über ins Wasser zu fallen... Der Hut kippte von den Haaren nieder und stürzte voran, die Augen nahmen einen glasigen Ausdruck an... Ohne sich auch nur den kleinsten Moment zu besinnen hatte Hans laut ausgerufen: „Fräulein, geben Sie doch Acht!“ und war gleichzeitig über die Brücke und das Stück am anderen Ufer entlang gerannt, so schnell ihn seine Füße trugen. Er sprang das klitschige, halb in Morast aufgequollene Ufer hinab; es war ein Wunder, daß er nicht selbst ins Wasser stürzte, denn er glitt und strauchelte. Er achtete nicht darauf, daß ihm ein Windstoß den Hut vom Kopf riß und in die Spree sprengte... Jetzt war er am Wasserrande — beinahe wäre er gestürzt und hätte, während er den Arm lang ausstreckte um die Dame zu erreichen, sie selbst fallend mit sich ins Wasser gerissen, denn sie war offenbar selbst bewußtlos und ihr keinem Willen mehr gehorchender Körper fiel gekrümmt und haltlos um wie eine Leiche und lag dicht über der Oberfläche des Wassers, als er das Kleid erfaßte und mit gewaltsamer Anstrengung zurückriß. Er zog das Mädchen zum Ufer hin, aber von der Strömung des hochgehenden Wassers geworfen, von einer kleinen Eisscholle ans Wadenbein geschlagen fiel er, sie fest fassend, gegen das Ufer. Die Füße der beiden lagen noch einen Augenblick im kalten, strömenden Wasser. Er achtete nicht des Flusses, nicht des klebrigen Lehms, zog seine Füße hoch und riß das Mädchen ganz ans Ufer, sprang auf, wankend erst allmählich in dem Glibber Halt findend, und zog fast gleichzeitig auch das

Mädchen mit kräftigem Ruck empor. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Wangen wachsbleich. „Aber Fräulein! Fräulein!" sagte er, und seine Stimme zitterte vor Erregung ein wenig, „was haben Sie da gemacht?!" Er bemerkte gar nicht, daß sie seine Worte nicht hörte, daß sie bewußtlos gegen seine Schulter fiel und ihn fast von neuem zu Boden gerissen hätte. Er stemmte sich fester, rieb ihren Puls, blies warmen Atem gegen ihre Augen. Sie öffnete sie und kam allmählich wieder zu sich, bebte aber am ganzen Leibe.

Er wiederholte mehrmals leise die Worte: „Aber Fräulein! Fräulein! Wie kann man nur —"

Johanna bat ihn flüsternd sie allein gehen zu lassen. Aber von beiden troff Wasser herab und sie zitterten in der kalten Luft. Er sagte ihr, daß das nicht möglich sei, daß auch die Nachwirkungen des Schrecks sie leicht lähmen könnten.

„Und beachten Sie nur, wie wir beide aussehen!" sagte er. In der Tat, sie starrten von moorigem Schmutz. Einen Arbeiter, der gerade vorbeiging, rief er heran und beide Männer führten — es war halb tragen, halb schieben — das Mädchen bis zum Eingang der Fabrik in der Franklinstraße. Hans brachte sie nach der Unfallstation der Fabrik, ließ die Frau des Hauswarts rufen und zog sich dann schnell in seine Wohnung zurück, um die Kleidung zu wechseln.

Als er wieder erschien, hatte man auch die Gerettete bereits mit Wäsche und Gewändern der Hausmeisterin versehen und mit Brühe gestärkt, die aus der Fabrikkantine herübergeholt worden. Auch ein Arzt

war durch den Fernsprecher herbeigebeten worden, wenn auch das Mädchen Schaden an ihrer Gesundheit nicht gelitten zu haben schien.

Hans bewunderte jetzt die schlanke Gestalt, die edlen Züge, das lebhafte Auge — und wie vorhin wiederholte er staunend: „Aber Fräulein — Fräulein — wie konnten Sie so was machen!"

Johanna reichte ihm die Hand und dankte ihm, dann sagte sie: „Gott — was müssen Sie von mir denken! Sie vermuten sicher, ich wäre wahnsinnig — oder hätte irgend was begangen? Bitte, glauben Sie das nicht. Nichts Schlimmes. Ich bin nur unglücklich."

„Ich denke nichts Böses von Ihnen. Ich halte Sie für unfähig was Böses zu tun. Aber sagen Sie, warum Sie unglücklich sind — und Sie sollen es künftig nicht mehr sein."

„Mir kann niemand helfen." Sie schüttelte den Kopf.

„So jung — so hübsch — so verzweifelnd! Das ist ja ein Widerspruch —"

Das Gerücht von einem Rettungswerk des jungen Chefs hatte sich in schnell vergrößernder Weise durch die Fabrik verbreitet — Arbeiter kamen voll Neugier hinzu... einige guckten durch die Fenster der Baracke, andere traten unter irgend welchen Vorwänden herein. Hans entfernte sie wieder — nur die Frau des Hauswarts blieb zur Hilfeleistung da.

„Haben Sie Differenzen mit Ihren Eltern gehabt?" fragte Hans. „Gewiß lieben Sie jemanden

der ... Verzeihen Sie die Indiskretion, aber ich möchte Ihnen so gern helfen ..."

„Ich liebe keinen und ich habe keine Eltern mehr."

„Oder sind sonstige Schwierigkeiten ..." Er stockte: er dachte, daß die Erörterung von Geldangelegenheiten ihr peinlich sein könnte. Sie war offenbar eine Frau von Feingefühl.

„Ich bitte Sie, Herr ... setzen Sie Ihrem Edelmut die Krone auf, verpflichten Sie mich zu doppeltem Dank — und gestatten Sie mir jetzt ohne Förmlichkeiten zu gehen. Ich bin nun warm — die Aufregung ist vorüber ... Wenn Sie nicht weiter in mich drängen, haben Sie erst Ihr gutes Werk vollendet —"

„Undenkbar, Fräulein. Ich begreife Ihren Wunsch, aber ich könnte das nie und nimmer verantworten ein so reizendes, junges, kluges Geschöpf untergehen zu lassen. Denn ich sehe, Sie verzweifeln am Leben. Haben Sie Vertrauen zu mir. Sie sollen sich nicht täuschen. Ich glaube an Vorherbestimmungen. Wäre das nicht unvernünftig: ich sollte Sie gerettet haben, um Sie wieder allen Zufällen preiszugeben? ... Wenn ich mit dem Wenigen, was ich vermag, Ihnen helfen kann —"

Johanna sah starr zu Boden ohne zu antworten. Hans dachte einen Augenblick nach, dann rief er einen Arbeiter und bat ihn Hornemann zu holen.

„Sie sind allein," sagte er zu Johanna — „Sie fühlen sich einsam — unglücklich — Sie brauchen Gesellschaft ... Wollen Sie mir gestatten, Sie in gute Hände, unter ehrliche Menschen zu bringen?"

„Sie kennen mich nicht — woher wissen Sie, was

für Gesellschaft ich brauche?" In wenigen Worten deutete sie ihm ihr Schicksal an. Sie sagte ihm, ihre Mutter sei tot. Sie sei Lehrerin, aber ihr Beruf sei ihr unerträglich geworden. Sie sei verpflichtet ihre Schülerinnen statt zu freien Menschen zu Sklavinnen zu erziehen — ihnen angebliche Wahrheiten einzudrillen, die ihr selbst längst als Lügen erschienen. Daran ginge sie zugrunde.

„Sehen Sie," erwiderte er lächelnd, „das ist auch ganz mein Standpunkt. Wir leiden unter dem Wust von Überlieferungen, von sogenannten Pietätspflichten, die längst unserer modernen Natur widersprechen. Pietät! Gehorsam! Wenn ich schon die Worte höre! .. Ich bin ein halber Amerikaner. Ich war lange drüben. Ich bin ein Feind alles Herkommens, aller Fesseln der Persönlichkeit." Er redete sich in Eifer hinein. „Glauben Sie mir," sagte er, „Sie finden bei mir vielleicht mehr Verständnis als Sie vermuten. Aber Sie tun unrecht, sich der Verzweiflung zu überlassen. Ihr Schritt war unüberlegt."

„Ich weiß nicht ..." sagte sie — „es kam über mich wie eine plötzliche Ekstase. Ich tat es, als ich Sie sah."

„Mich?"

„Ja — verzeihen Sie, daß ich die Wahrheit sage. Als ich Sie den einen Moment so bei der Brücke stehen sah — behäbig, wohlgenährt, selbstzufrieden ... behaglich eingehüllt in Ihren schönen Pelzmantel ... das Urbild der körperlichen und seelischen Sättigung ... da in dem einen Augenblick faßte mich ein Taumel ... all der Hunger um mich drückte auf meine Seele ...

der materielle der Millionen . . . und der geistige meiner selbst —."

„Aber jetzt wissen Sie, daß nicht alles Fett ist, was oben schwimmt —" Hans lachte laut . . . „Sie hätten es nicht tun sollen —"

Hornemann trat ein. Hans nahm ihn beiseite und sprach lebhaft mit ihm. Er schilderte ihm in wenigen Worten, wie er das junge Mädchen gefunden, er sagte, daß er ihn, den ehrlichen, wackeren Meister für geeignet hielte, ihm zu helfen diese Frau der menschlichen Gesellschaft zurückzugewinnen. Er fragte ihn, ob er Platz hätte, sie gegen Bezahlung, die er leisten würde — in seinem Hause für die nächste Zeit aufzunehmen?

„Sie dürfen nicht immer allein sein!" sagte Hans zu Johanna. „Das bringt so auf bittere, trübe Entschlüsse. Sie dürfen sich solchen Stimmungen nicht hingeben — Sie brauchen Geselligkeit, eine gesunde, wohlwollende Umgebung."

Johanna hatte Hornemann einen raschen, vielsagenden Blick zugeworfen. In ihm lag eine heiße, dringende Bitte, ein inniges Flehen: Hans hatte den Blick nicht bemerkt, aber Hornemann verstand ihn auf der Stelle, und nicht mit dem leisesten Wimperzucken verriet er, daß er Johanna schon von früher her, durch sein Töchterchen, wenn auch nur ganz flüchtig kenne.

Hornemann erklärte sich bereit ihr ein Zimmer abzutreten. Es sei zwar nur klein, aber er hoffe, die Gesellschaft seiner Mutter werde sie reichlich entschädigen, denn das sei die beste Frau von der Welt. Sie

könne bei ihr wohnen und speisen: nur große Ansprüche dürfe sie nicht stellen — echte Gemütlichkeit und Häuslichkeit müsse sie über Luxus und Protzentum setzen.

„Nehmen Sie es vorläufig an!" sagte Hans. „Ruhen Sie erst ein paar Tage von dem Schreck. Das wird Ihnen gut tun."

„Und dann?"

„Sie sind ein gebildetes Mädchen. Ich bin sicher Ihnen irgend eine Stellung zu verschaffen, als Sekretärin, als Gesellschafterin, die Ihren Fähigkeiten entspricht —"

„Ich weiß nicht, wodurch ich Ihr Interesse in solchem Grade verdiene?"

„Sie sind unglücklich — das genügt mir."

Dieses geschickte Wort gewann ihm ihr Vertrauen.

Der alte Ambühl erschien auf der Station. „Na — ich habe von deinen Heldentaten gehört," sagte er, mit einem Ton, in dem sich Spott und väterlicher Stolz die Wage hielten. „Du wolltest dir wohl die Rettungsmedaille verdienen?" Hans antwortete ausweichend, nervös, als sei er durch des Vaters Kommen unangenehm berührt. Johanna sprach mit schrankenloser Offenheit zum Alten: sie wäre seinem Sohn unendlich dankbar, aber sie könne das Gefühl des Peinlichen nicht los werden, daß er seine Großmut so weit treiben wolle auch ferner für sie zu sorgen. Ambühl nahm Hans zur Seite. Er warnte ihn. Die Person sehe nicht ungefährlich aus. Sie habe so seltsam funkelnde Augen. Er gehe auf eine Straße, von der er

nicht wisse wohin sie führe. Ob er nicht besser täte, ihr ein paar hundert Mark zu geben und sie ziehen zu lassen?

Hans erwiderte leise aber lebhaft: „Du bist im Irrtum, Papa; sie sieht nicht so aus, als ob sie Geld annehmen würde. Sie kommt an eine gute Stelle, Hornemann nimmt sie bei sich auf." Der Alte schüttelte den Kopf, aber innerlich war er doch befriedigt, denn er wußte, daß Hornemanns Heim der Inbegriff aller Ehrbarkeit, alles soliden Wesens war. Sie riefen den Werkmeister heran. „Was macht sie für einen Eindruck auf Sie?" fragte man ihn. „Einen ausgezeichneten!" meinte der Arbeiter. „Sie is'n prächtiget Mädel."

Johanna merkte, daß von ihr die Rede war. Sie erhob sich. „Ich gehe doch lieber —" sagte sie. Aber Hans beruhigte sie. Man hätte nur einige äußere Modalitäten besprochen. Er bezeigte fast Angst sie zu verlieren. Er bat Hornemann sie bald nach Hause zu führen, damit sie das Logis in Augenschein nähme. Der Vater empfahl sich bald wieder. Hornemann wollte sich mit Johanna auf den Weg machen. „Aber mein Hut?" fragte sie.

Hans lachte in einiger Verlegenheit. „Ja — der wird nun wohl bald in Spandau angekommen sein. Den haben wir bei der Rettungsaktion vergessen. Da werden wir jedenfalls morgen zu Wertheim müssen —"

Sie entfernte sich mit Hornemann. Er ließ, wie sie frei und anmutig zur Tür schwebte, keinen Blick von ihr. Wie gern hätte er sie begleitet! Seine Augen strahlten. Ihm war, als sei sie, die jetzt in so un-

bewußt stolzer Haltung dem Ausgang zuglitt, durch seine bescheidene Tat, die doch gar keinen heroischen Charakter hatte, ein Stück von ihm selbst geworden, auf das er einen Anspruch hätte, ein Recht. Und als sie, die Klinke in der Hand, sich umwandte und ihr blitzendes Auge seines traf, durchzuckte es ihn wie ein wonniges — und doch von Grauen nicht ganz freies Ahnen, daß sein Schicksal für die Zukunft an jenes Weib gekettet sei.

Zweiter Teil.

Sechstes Kapitel.

Eine „garden-party“ also sollte es sein!

„Man muß dem Pöbel stets was neues bieten,“ pflegte Leonie zu sagen — mit dem Ausdruck „Pöbel“ faßte sie gern ironisch die Menge derer zusammen, die in ihrem Hause verkehrten. Die neue Villa in der Grunewaldkolonie war endlich fertig und bezugsfähig — nach langen Auseinandersetzungen und Konflikten mit dem Architekten, dem Leonie ohne Unterlaß in die Pläne hineinsprach, bald eine neue Raumanordnung beanspruchend, bald eine Fensterlaibung für „unmöglich“ erklärend, so daß der Baumeister sich mehrmals zu dem Gesuch veranlaßt fühlte sein Amt niederlegen zu dürfen. Am liebsten hätte Leonie das Haus, als es fertig stand, gleich niederreißen und von Grund aus anders errichten lassen: so sehr wechselten ihre Anschauungen, ihre künstlerischen Wünsche in wenigen Monaten. Aber sie wollte es doch einmal „einweihen“, wollte ihr großes Fest haben, von dem alle Welt in Berlin spräche, als Herrin des Hauses die Huldigungen der Gäste entgégennehmen und mit strahlendem Lä-

cheln gnädig erwidern. So wurde die innere Einrichtung beschleunigt, und sie fühlte sich ganz in ihrem Wesen bei diesen fortwährenden Besprechungen mit Möbelfabrikanten, Teppichhändlern, Bilderverkäufern, Tapezierern, denen sie sich beständig zu beweisen bemühte, wie wenig sie alle von ihren Geschäften verständen, wie erhaben dagegen *ihr* Geschmack, *ihre* kunstgewerblichen Kenntnisse seien. Und wenn sie dann abends erschöpft, überreizt, nervös zu Tisch in die Stadt zurückkam, taten ihr das Bedauern und der Dank Ambühls wohl, dem sie nicht müde ward zu wiederholen: „Ja, siehst du, Charlie — nur für dich opfere ich mich auf: ich rackere mich ab, dir das gemütliche Heim zu schaffen, dessen du bedarfst." Und Ambühl floß über von Worten der Bewunderung und der Dankbarkeit.

Die „garden-party" wählte sie, weil sie damit in das Berliner Vergnügungslexikon ein fast neues Wort einführte. Ursprünglich hatte sie an ein „venetianisches Nachtfest" gedacht: bunte Lampionreihen sich von Kiefer zu Kiefer schlingend und erleuchtete Boote über den See gleitend, an den die Villa stieß, dazu Musik und Gesang einer der zahlreichen in den Italienerrestaurants Berlins spielenden Kapellchen. Allein dazu war es doch noch zu früh in der Jahreszeit, der Mai war kaum ins Land geschritten, und eine italienische Nacht in Plaids und Mänteln streifte fast an die Parodie. Darum war es besser das Fest nachmittags beginnen zu lassen, zu Stunden, in denen die Gefahr eines allgemeinen Schnupfens vielleicht vermeidbar war. Und sie konnte bei dieser Gelegenheit ihrer Vorliebe für alles Englische wieder einmal freies Spiel

lassen. Hans sollte ihr bei der Anordnung der Einzelheiten, bei der Feststellung der hunderte von Kleinigkeiten helfen, aus denen eine so große Angelegenheit sich zusammensetzt — aber er weigerte sich hartnäckig, er hatte seine ernsten technischen und sozialen Pläne im Kopf und sprach mit leisem Humor von den gesellschaftlichen Spielereien seiner Stiefmutter. „Du bist aber auch zu gar nichts zu gebrauchen!" sagte sie ihm. „Nichts weißt du, nichts verstehst du. Der richtige Tölpel. Wozu bist du so lange im Ausland gewesen, hast deinen Papa ein Vermögen gekostet, wenn du dich nach nichts umgesehen hast? Alle Last liegt wieder auf mir, alles muß ich allein machen!" ...

Die Villa war in jenem seltsamen Stil erbaut, der mit gespannter Kraftanstrengung eine neue, noch nie dagewesene Eigenart vorschützen wollte und sich darum für modern ausgab, obwohl ihm die Erinnerungen an die Bauarten aller Zeiten in wirrem Durcheinander aus jeder Ecke grinsten. Hier draußen am Grunewald, in der Kolonie der reichen Leute, suchte einer den anderen durch Verkörperung immer ausschweifenderer Hirngespinste zu überbieten und dadurch den Nachbar zu ärgern, die Wirkung des fremden Baues durch den eigenen abzuschwächen: unweit eines französischen Jagdschlosses aus dem Rokoko erhob sich die Wohnung eines Versicherungs-Direktors — ein Nürnberger Giebelhaus — nicht weit davon ein lombardischer Palazzo, dessen Gartenterrassen sich zum Teich hinabsenkten, als stände die Anlage am blauen Comersee — während jenseits der Straße der Pferdestall in Gestalt eines Westfälischen Bauernhofes errichtet

war: ein wüster Hexensabbath der Architektur, eine Probe jenes verlotterten, unerzogenen, ausschweifenden Berliner Geschmacks der neunziger Jahre des vorigen Säkulums, der unfähig war, aus dem eigenen Wesen gereifte Formen zu gebären und Stützen suchte, wo er gerade hintastete. Die alten Eichen aus der Heidenzeit, die hier noch den Bär und den Luchs hatten hetzen sehen, und die viel jüngeren Kiefern schüttelten an manch stillem Abend die Kronen und tauschten im Rauschen respektlose Bemerkungen ...

Haus und Garten waren am Einweihungsnachmittag von Menschen überfüllt. Wer nur irgend in Beziehung zu Ambühls stand war eingeladen, Fabrikanten und Kaufleute, ein paar Ministerialräte, Offiziere, Landgerichtsräte und Ärzte mit ihren Frauen, sogar einige Komödianten. Ambühl stand an der Gartenpforte und empfing jeden Eintretenden mit warmem Händedruck, Leonie in einer herrlichen braunseidenen Toilette mit einem Kragen von echten Malteser-Spitzen rauschte hin und her, fortwährend die Ankömmlinge einander vorstellend: „Herr Präsident Ypsilon — Frau Oberleutnant Zet — Herr Kommerzienrat Etzetera — Nein, wie ich mich freue! ... — Na, wie gefällt Ihnen unser ländliches, stilles Heim? — Wir fürchteten schon, Sie wären noch in Rom — Ganz schlicht und einfach, Sie werden sich überzeugen, Bauer unter Bauern ... mein Mann will hier den Cincinnatus spielen ... Von Geheimrat Stülpnagel erbaut, ja wohl ganz recht — dem Hofarchitekten S. M.'s ..."

Der Herr Hofarchitekt stand drinnen in der Bi-

bliothek, in der von Dienern in scharlachroten, mit Silber bestickten Livreen Tee und kleines Backwerk gereicht wurde. Er war im Frack und hatte sämtliche Orden angelegt, ein großer Kreis von Gästen umdrängte ihn, denen er Aufklärung über seine „leitenden Ideen" bei diesem Bau gab, nach neuen Opfern in der Menge ausspähend, reichen Bankiers besonders, die ihm den Bau künftiger Villen übertragen sollten. Bei den Bauten für den Hof verdiente er nichts Nennenswertes: die hohen Herrschaften „handelten" zu sehr „wie die Israeliten", aber seine Tätigkeit für sie gab ihm Relief; es galt für „vornehm" ihm Bauten zu übertragen, und der Ruf der „Vornehmheit" war das, was diese Börsen- und Industrieprinzen am meisten erstrebten — nicht einmal so sehr die Männer als die Frauen. Stülpnagel ging forsch auf sein Ziel los, und wenn eine der seidenrauschenden, parfümierten Damen, die mit Juwelen behängt war wie ein russisches Muttergottesbild, ihm ein Kompliment zurief — ein „Entzückend, lieber Geheimrat! So was stilvolles, so was trauliches, so was kokettes!" — scheute er sich nicht ihr sofort zu erwidern: „Ich würde Ihnen mit Vergnügen ein ebenso reizvolles Heim schaffen, Frau Kommerzienrat — ich wüßte hier in der Nähe einen ganz famosen Platz — und so billig! — sprechen Sie doch einmal mit Ihrem Herrn Gemahl" — Der Platz war natürlich Eigentum eines Spekulanten, mit dem er insgeheim in Verbindung stand und der ihm hohe Provisionen zahlte. Stülpnagel war nach dem Urteil aller Damen ein entzückender Mensch: er machte jeder von ihnen den Hof, katzbuckelte, erschöpfte sich in

Schmeicheleien. Vom Bauen verstand er nicht viel, das überließ er seinen angestellten Architekten, aber er warf mit modern klingenden Worten um sich her und war ein ausgezeichneter Dekorateur, der gelernt hatte, bunten Trödel aus allen Ecken der Erde an einer Wand malerisch zu arrangieren, Buddhafiguren, Rhodusstickereien, spanische Gobelins, arabische Azulejos, japanische Kakemonos und was die Mode des Tages zusammenhäufte: ein Durcheinander des Kunstgewerbes aller Zeiten und Länder. Er setzte sich jetzt an die Spitze eines Damentrupps und führte ihn treppauf, treppab, kreuz und quer, um den Neugierigen das Haus zu zeigen, mit seiner süßlichen flötenden Stimme Erklärungen gebend. Die Damen knifften die Röcke ein wenig empor und folgten ihm trippelnd. Bald im Speisesaale, bald im Keller begegneten sie anderen Trupps, der eine von Ambühl, der andere von Leonie geführt, die gleichfalls das Haus besichtigten, und wenn die Trupps aneinander vorbeipassierten — zumal auf den etwas engen Treppen, gab es ein Kichern, Rufen, Winken, ein gegenseitiges Sichbegrüßen unter Hallo. Stülpnagel ersparte seinem Gefolge nichts, er legte besonderen Wert auf die technischen Einzelheiten, die den Komfort betrafen, die Zentralheizungsanlage, die elektrischen Ventilatoren für den Hochsommer, die Wasserzuführung im Baderaum, die Aufzüge aus der Küche, die nicht nur die Mahlzeiten in den Speisesaal, sondern sogar den Morgenkaffee in jedes einzelne Schlafzimmer beförderten. Überall wies er auf seine eigenen Erfindungen hin, für die er natürlich Patente hatte, die er sich, was er wohlweislich verschwieg, schwer

bezahlen ließ. In jedem Zuge trat bei ihm diese Verquickung von Geselligkeit und geschäftlicher Eigensucht auf, die dem Leben des Berliner „Westens" seinen befremdlichen Charakter gibt. In dem ganzen Hause vom Keller bis unters Dach war durch Stunden eine ungewöhnliche Unruhe, ein unablässiges Rauschen seidener Frauenröcke, ein Stimmengewirr, ein Lachen Explosionen abgerissener Sätze, nicht selten in Kreischen auslaufend. Man sagte dem Architekten, den Besitzern des Hauses die zuvorkommendsten Schmeicheleien, wobei man sich den Anstrich der Kennerschaft zu geben versuchte: „Köstlich! — Ein himmlisches home!... Das Problem der Raumdisposition ist meisterhaft gelöst... Das ist Ihnen wieder einmal gelungen, Geheimrätchen!... Wirklich, Ambühls sind zu beneiden!"... Insgeheim drehte sich eine zur andern um: „Wie finden Sie das Labyrinth, gnädige Frau?" — „Gräulich, gnädige Frau . . . ein Stall . . ." „Haben Sie bemerkt? Lauter Löcher? nicht ein ordentlicher Raum, in dem man sich umdrehen kann..." — „Leonies Toilettenzimmer! Meiner Kammerjungfer würde ich das nicht anbieten." — „Aber ich bitte Sie auch, wie kann man sich von Stülpnagel — — Ein Faiseur! Ein Dilettant! Kann gar nichts! — Wir wollen uns doch in Wannsee ankaufen. Den nehmen wir auf keinen Fall —" „Ja, solch eine Besichtigung hat doch ihr Gutes, gnädige Frau —" „Natürlich, gnädige Frau: man lernt, wie man's nicht machen soll!" — „Haha, sehr richtig, gnädige Frau! —" Das Gespräch verlor sich in dem allgemeinen Auf und Nieder.

Inmitten des großen Gewühls traf Hans Ambühl mit Walter Benhay zusammen. „Wo steckst du denn?" rief Hans sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Ich sah euern Wagen draußen halten und suchte dich ... Freilich, wie soll man in dem Toben jemanden finden?"

„Ich werde mir wirklich wie Diogenes eine Laterne anzünden um einen Menschen zu entdecken. Mein Wort, in der lybischen Wüste ist es mir nicht so einsam vorgekommen."

„Wie gefällt dir die Wohnung?"

„Scheußlich, mein Junge, scheußlich. Da ist ja nicht ein Stuhl, auf dem man sitzen kann. Was tu' ich mit kunstgewerblichen Experimenten? Ich will den Sessel für den Hintern und nicht fürs Auge. Hier wage ich nicht mich anzulehnen, aus Furcht, die ganze zierliche Geschichte bricht ab. Die einen Möbel haben Gichtknoten, andere sehen aus, als hätten sie die galoppierende Schwindsucht. Alles ist heutzutage krank und pervers in Berlin — bis auf die Schränke und Tische von Vandervelde und nach Chippendale."

„Die Menschen kommen ja auch nur hierher um sich auszuschimpfen. Da fühlen sie sich in ihrem Esse. Dafür bezahlt man noch, dafür füttert man die Leute mit kalten Schüsseln und begießt sie mit Sekt. Ist das Leben nicht ein Narrenhaus? ..."

Im Erdgeschoß spielte eine Wiener Kapelle. Der Prinzipal legte von Zeit zu Zeit den Bogen nieder um mit stupidem Grinsen Couplets vorzutragen, in die kein Forscher einen vernünftigen Sinn hätte hineinlegen

können. Im Garten fiedelten Zigeuner in buntgestickten Jacken, im ersten Stockwerk strichen Italiener drauf los — an einzelnen Stellen des Treppenhauses klangen alle drei Kapellen schrill durcheinander, so daß gräuliche Mißtöne das Ohr verwundeten. Die elektrischen Lichter flammten auf: sie warfen blitzende Huscher über die seidenen Gewänder der Damen, ließen die großen Brillanten in ihren Ohrläppchen funkeln und strahlen — die weißen Westen der Herren schimmerten wie verklärt, und die roten Gesichter erhielten einen aufgelösten, müden Ausdruck, wie bei Menschen, die unter Leiden lächeln. Man schob und drängte aneinander vorbei, die Arme am Körper lang hinuntergepreßt, um durch den engsten Spalt im Gewühl vorwärts zu schlüpfen, und wo zwei Bekannte zufällig für einen Augenblick sich näher kamen ohne einander anders als mit den Augen erreichen zu können, nickten sie nur stumm mit den Köpfen, und in ihrem Lächeln lag Bedauern, Dulden, Ermuntern. Niemand vermochte lange einen bestimmten Platz zu behaupten, wie von rätselhafter Gewalt wurden die Massen hin und hergeschoben. Nur an den Büfetts standen lebendige Mauern vier Reihen stark, und während die Arme sich so weit wie möglich nach vorn streckten, fühlten sich die Körper in die Höhe gehoben und gepreßt, drei, vier Zoll über den Boden. Die Hauptschwierigkeit begann erst, wenn man sein Sandwich, sein Glas Champagner erobert und in der Hand hatte: dann galt es mit List, Ellenbogenkraft und flehentlichen Bitten die Beute durch die rückwärtigen Massen in Sicherheit zu bugsieren. Zwar gingen Diener mit Schüsseln und

Flaschen in den Zimmern umher, doch waren sie im Augenblick ihrer Lasten beraubt. Von draußen schallte Peitschenknallen und Huppentuten herein, noch immer die Ankunft neuer Gäste zu Wagen und Auto meldend.

Hans und Walter in ihrem Bemühen, die fast zusammengebackenen Fleisch- und Kleidermassen zu durchbrechen, gelangten schließlich ins Musikzimmer. Dort war es nicht weniger voll und heiß. Alles drängte bis dicht an den prachtvollen Steinway — — Labouchère stand dahinter und sang: er hatte nur einen ganz engen freien Raum vor sich, und die Tonwellen seiner Stimme peitschten den Nächsten mit ungemilderter Gewalt an die Trommelfelle, geradezu physische Schmerzen erzeugend. Am Flügel saß ein blasser, schmalwangiger, bartloser Mensch, ein Australier von jenem unbestimmbaren Alter, das die angelsächsischen Männer sich zu geben lieben. Die dunkelblonden Haare fielen ihm bis auf die Schultern, die Art, in der er den Oberkörper steif hielt, den Kopf in den Nacken warf und die Hände auf die Klaviatur fallen ließ, sprach von grenzenloser Anmaßung: wie das Zerrbild einer Gestalt aus dem einstigen Lisztkreise saß er da. Hans sah das alles nur mit gelegentlichen, momentanen Blicken, wenn die Mauer der Hörer sich öffnete, einen hinauszulassen, dem in der Hitze übel wurde. Im Gesicht krebsrot mußte dieser sich dann mit den Ellenbogen ins Freie arbeiten.

„Komm' eiligst weiter," sagte Walter. „Ich vertrage diese moderne Musik nicht. Ein wüstes Geschrei, das sich psychologisch nennt, weil es auf die Nerven fällt. Diese gräßlichen, melodielosen Intervalle, dieses

Springen und Grimassenschneiden des Tons — diese dicken Wellen des Stimmklangs, die ich auf meine Haut prallen fühle ... und dann die sengenden Hitzestrahlen, der Moschus ... Das mag für die Weiber was Aufregendes haben — mich widert es an."

Von neuem bildete sich ein schmales Gäßchen: ein Herr, dem der Schweiß in dicken Tropfen die Wange hinunterrann, bohrte sich keuchend vorwärts. Durch den engen Spalt traf Hansens Blick auf eine Gruppe, die sich in dieser Minute gebildet haben mochte. Der Tenor, der gerade unter rasendem Beifallsgebrüll ein Lied von Richard Strauß beendet hatte, saß auf einem Stuhl zur Seite des Klavierspielers: er wischte sich mit dem Taschentuch dicke Tropfen von der Stirn und fächelte sich Luft zu — neben ihm stand Leonie; der Tenor redete jetzt eifrig zu ihr hinauf und seine Rechte faßte dabei ihre Hand, drückte sie fest und tätschelte sie.

Hans wandte sich sofort zu Walter und sagte in kurz abgebrochenem Ton: „Komm!" Er ärgerte sich über die schlechten Manieren dieser Theatermenschen, deren Gewohnheit er kannte, jedem, mit dem sie gerade sprachen, hart auf den Leib zu rücken und ihn mit den Händen zu betasten. Die gute Erziehung war keine Pflanze, die zwischen den Kulissen gedieh, wo sich die plumpe Vertraulichkeit breit machte. Aber, so fand er, man sollte diese Leute auch gar nicht in die Salons der bürgerlichen Gesellschaft lassen — man sei in den letzten Jahren in Berlin viel zu nachsichtig geworden. Anderwärts bezahlte man diese Leute und gab ihnen den Laufpaß, wenn sie ihre Leistung erledigt hatten. In

Berlin ließ der Wunsch überhaupt nur den Salon dicht zu füllen, zu leicht über die wohlberechtigten Schranken hinwegsehen.

Walter trennte sich von Hans. „Ich muß doch 'mal nach meinem Alten sehen," sagte er lachend. „Sicherlich läßt er sich wieder irgendwo von Richter das Geld abnehmen. Ich kenne meine Pappenheimer. Es ist schrecklich einen leichtsinnigen Papa zu haben — er verspielt mir noch die ganze Erbschaft." Und mit seinem hellen, kurz hervorgestoßenem „Hähähä!" sprang er davon wie ein übermütiger Junge — der Millionärsohn, für den der Begriff Geld kaum existierte.

Als Hans sich umkehrte, unschlüssig, wohin er seine Schritte wenden solle, und gelangweilt von all dem lautbunten Treiben in seinem Elternhause, stand Frieda vor ihm. Sie sah entzückend aus in einem Pariser Modellkleide, das ihr der Papa vor wenigen Tagen hatte kommen lassen — weißlich grün und duftig, wie der neue Frühling, der draußen das feine Gehänge der Birken tönte und die langen Fäden des Goldregens in den Villengärten mit hellgelben Blüten schmückte.

„Sie sind ja ein netter Kavalier!" rief sie ihm zu. „Man könnte sterben, Sie kümmerten sich nicht um einen. Nicht fünf junge Mädchen sind im ganzen hier — lauter verheiratete Frauen — und die vier sind langweilige Gänse. Ich verkehre viel lieber mit Frauen, aber die lassen einen ja doch fühlen, daß sie unter sich sein möchten. Die Fiktion soll bleiben, als ob wir ... na! kommen Sie, wir wollen uns 'mal den Tennisplatz ansehen, der im Garten angelegt ist. Wollen wir ein Match versuchen?"

„Sie wissen ja, ich mache mir wenig aus Tennis. Ich bin zu faul."

„Das scheint beinahe. Sind Sie auch zu faul zum Tanzen? Ein Walzer ..."

„Tanzen? Entsetzlicher Gedanke! Man ist doch am Ende kein Primaner mehr ..."

„Scheusal! Bauer! Soll ich Sie erziehen?" Sie legte die Hände auf den Rücken und sah ihm lachend in die Augen. „Wenn Sie glauben, daß Sie ein junges Mädchen so nimmt, sind Sie mächtig auf dem Holzweg. Das wäre etwas, sich in der Ehe mit Ihnen herumzuärgern! Mir wenigstens fiele das nicht ein —"

Hans war in guter Necklaune. „Sie werden überhaupt nicht gefragt," sagte er.

„Haha!" erwiderte sie. „Ich möchte den sehen, der mich zwingen wollte! Ich heirate gar nicht. Meine Freiheit zu opfern für einen Mann — so dumm! ... Lieben Sie mich denn überhaupt?"

„Bis zur Bewußtlosigkeit."

„Sie haben jedenfalls ein hervorragendes Talent es zu verheimlichen."

Hans war das Scherzen jäh vergangen. Er blickte Frieda nachdenklich und durchdringend an. Wieder fragte er sich: wie stimmte diese dreiste eitle Sprache zu der zarten duftigen Mädchenerscheinung, der zierlichen Gestalt, den harmlos in die Welt blickenden Augen, auf deren Grund die volle Unberührtheit mit einer Deutlichkeit zu liegen schien, die nicht täuschen konnte? War das alles nur angenommene Maske, nur Spiel mit einer Fratze, die sie vielleicht reizte, weil sie sie bei anderen beobachtet hatte, und die sie gern nach-

ahmte, weil sie im Grunde fühlte, daß sie ihrem Wesen nicht entsprach? Es war der Ton der verheirateten Berlinerin des Westens, den sie anzuschlagen liebte.

„Sie haben sich sehr verändert!“ sagte er langsam.

„Ich bin frech geworden, meinen Sie?“ antwortete sie lachend und ihm wie vorher groß in die Augen blickend. „Nicht? Aber glauben Sie, das muß man heutzutage sein. Mit der Bescheidenheit kommt man nicht weit.“ Sie schien einen Augenblick ernster zu werden. „Da bleibt man ewig ein Gänschen, das ausgelacht wird. Ich will, daß man mir den Hof macht. So hübsch und so intelligent wie die anderen Weiber hier bin ich längst. Sehen Sie doch — wie geschmacklos sie alle angezogen sind — nicht einmal kleiden können sie sich. Leonie ist doch die einzige elegante Frau in Berlin. Vor der — Hut ab! Ich muß sie suchen — sie ist wenigstens amüsant — ihr seid mir alle hier zu stumpfsinnig. So — küssen Sie mir die Hand — schnell! — a rivederci! bessern Sie sich!“ Ihm mit dem Finger drohend, hüpfte sie wieder lachend davon. Er stand und blickte ihr nach, als das Gewühl der Gäste schon längst wieder hinter ihr wie eine Wolke zusammengeschlagen war.

„Verstellung oder Natur?“ fragte er sich. Aber wenn alles das gespielt war — welche Zwecke verfolgte sie damit? Gab es wirklich Männer, denen solch ein Ton, solch Gebaren imponierte? Er fühlte sich nicht mehr jung genug dafür. Sprach aus ihrer selbstgefälligen Blasiertheit nur ihre bei allem Luxus traurige, mutterlose Jugend, die verkehrte Erziehung durch einen

Vater, der von je jede ihrer Ungezogenheiten angebetet hatte? Sie tat ihm leid — und er bedauerte den Mann, der einst ihr Gatte sein würde. Lieber ein alter, grämlicher, verknöcherter Junggeselle werden! . . . Wie würde sie mit ihrem Manne spielen! Er müßte eine Puppe in ihren Händen sein, sich jeder ihrer ausschweifenden und unendlich kostspieligen Launen fügen, oder er hätte die Hölle auf Erden. „Wer ist das?" würde man in der Gesellschaft fragen „Der? Wissen Sie nicht? Friedas Mann." Ein Achselzucken hier und da. „Ach so . . . Natürlich. Ich weiß schon . . ."

Neue Flutwellen von Gästen strömten herein: Eingeladene, die bisher im Garten verweilt hatten und die die Kühle des anbrechenden Abends in die Zimmer trieb. Man hatte doppelt so viele Gäste gebeten als das Haus fassen konnte — man hatte auf Absagen gerechnet; aber die Leute waren neugierig zu sehen, wie Ambühls sich eingerichtet hatten, und durchmusterten nun das Haus von den Küchenräumen, die nach englischer Sitte unter der Erde lagen, bis zu den Dachkammern. Das Durcheinander der verschiedensten Parfüms der vordringenden Damen umnebelte fast Hansens Hirn, er fühlte sich wie von einer Wasserwoge bespült und weiter getragen — gleich als kehre ihn eine Flut fremder Menschen zum väterlichen Hause hinaus.

Er stand plötzlich im Herrenzimmer und sah Walter wieder neben sich, der seinem Papa über die Schulter guckte. Durch den starken blaugrünen Rauchnebel der Zigarren bemerkte Hans, daß an einem halben Dutzend Tische eifrig Karten gespielt wurde. Da wo er Walter getroffen hatte, saßen der Vater, der alte

Benhay, Richter und ein vierter, graubärtiger Herr, der sich sehr laut gebärdete. Man spielte Skat den Point 3 Mark — „unter dem hat es kein Interesse," pflegte Richter stets zu sagen, und als Hans seine Augen erst an den Qualm gewöhnt hatte, fielen ihm die roten erregten Gesichter der Spielenden auf.

„Die drei letzten Runden, meine Herren!" sagte der Herr mit dem langen Bart, der gerade ausgesetzt hatte und nun wieder an die Reihe kam, während Benhay pausierte. Richter protestierte, aber der Langbart erklärte: „Nein wirklich — es geht nicht, ich muß ins Geschäft!"

„Sie sind im Gewinn, Doktor — das ist keine Art abzuziehen, oller Drückeberger!" rief Ambühl halb ärgerlich, halb lachend.

„Wollen Sie mein Geschäft übernehmen?" schrie der als Doktor Angeredete — — „ich gebe es Ihnen gern ab."

„Ist es schwer?"

„Na — 'n paar kalte Duschen werden Sie wohl noch zustande bringen."

„Danke — die Gesellschaft ist mir zu unruhig."

„Dann man immer'n tüchtigen Klapps druf!"

„Wer ist der Mensch?" wandte sich Hans leise an Walter.

„Kennst du ihn? Der bekannte Doktor Sternthal." Er war der Besitzer einer Heilanstalt in Charlottenburg, dem Salzufer gegenüber, die gerade von den Bewohnern des Potsdamer Viertels gern für ihre nerven- und gemütsleidenden Angehörigen gewählt wurde.

„Der Kerl redet von seinem Sanatorium wie von 'ner Käsehandlung."

„Aber er hat mächtig Moneten — er nimmt's von den Lebendigen."

Am Spieltisch entstand jetzt ein lebhafter Disput. Ambühl, behauptete Sternthal, habe einen Fehler gemacht und Benhay wurde als Schiedsrichter angerufen.

„Gegen den eig'nen Mann schneiden — ich bitte Sie, Kommerzienrat — wir sind doch keine Kadetten ..."

Auch an den anderen Tischen ging es laut her. Man schrie durcheinander, die Erregung des Spiels, der reichliche Biergenuß, das Nikotin vereinigten sich zu anstachelnder Wirkung, kräftige Worte kreuzten sich in dem beißenden Dampfe, ohne daß man immer gleich wußte woher sie kamen. Als Sternthal ausschied, hörte man Richters Stimme: „Meine Herren — wir wollen doch zusammenschmeißen und ein kleines, solides Poker riskieren —" Dann trat der Sprecher auf Hans zu: „Na, Sie müssen doch brillant pokern, Sie haben es doch an der Quelle gelernt ..."

„Ich spiele nie," sagte Hans — „mir ist es widerlich nur eine Karte anzurühren."

Der alte Ambühl lachte: „Wenn ich endlich bloß wüßte, wozu ich den Bengel nach Amerika geschickt habe?" sagte er.

„Nicht spielen," meinte Richter, „ist heutzutage beinahe ein Mangel an gesellschaftlicher Bildung."

„Da hörst du's," rief Ambühl. Es sollte launig wirken, aber sein Ton klang fast drohend.

Von einem Nebentische, wo man auch gerade pau-

sierte, erhob sich ein schlanker, junger Herr in tadellos weltmännischer Kleidung, aus der sich eine wundervolle grauseidene Weste besonders hervorhob, faßte Richters Arm und zog ihn zur Seite. Es war ein Rechtsanwalt Heise. Hans kannte ihn. Er gewann zwar nie einen Prozeß, aber von Hause aus wohlhabend war er als treibende und gründende Kraft bei allerlei Terrain-, Bau- und Kolonialgesellschaften bekannt. Er redete eifrig gestikulierend mit Richter. „Siehst du," wandte sich Ambühl an seinen Sohn, „er wird dir noch Frieda wegschnappen — paß auf!" Hans wandte sich ab ohne ein Wort zu entgegnen, bei sich dachte er: „so mag er mit ihr selig werden!" Welche Welt trennte ihn doch von allen diesen Menschen, sogar von dem eigenen Vater!

Der Pokertisch hatte sich inzwischen gebildet. Richter war hier Matador und Ambühl schien beständig im Pech zu sitzen. Das Spiel trennte alle Bande persönlicher und freundschaftlicher Beziehungen. Ambühl, sonst so besorgt um das gute Einvernehmen mit Richter, ihm bei jeder Gelegenheit zustimmend und nachgebend, daß Hans nicht selten seine Verwunderung äußerte, schien heut sein erbittertster Feind, und einer suchte den anderen durch ironische Bemerkungen zu schrauben. Eben hatte Richter den Kommerzienrat aus seinem prächtigen full hand zu einem aussichtslosen royal flush aufgeblufft, obgleich er so gut wie nichts in den Karten hatte. Der Alte war wütend und wandte sich in seinem Ärger gegen Hans, der hinter ihm stand. Er behauptete, Hans störe ihn, er stände ihm im Licht. „Geh' doch 'mal und sieh zu, was in der Kegelbahn los

ist — wenn du sonst zu nichts zu gebrauchen bist!" Während Hans sich abwandte, von Walter gefolgt, bemerkte er um Richters Lippen ein feines, satirisches Lächeln, das sich mit den Wölkchen seiner Manuel Garcia in die graue Luft zu verlieren schien, die den ganzen Raum erfüllte, während ihn ein rascher aber böser Blick des alten Ambühl traf, in dem Hans etwas wie Furcht vor Richter und Mißtrauen gegen ihn zu bemerken glaubte.

„Kannst du mir sagen, wozu diese Menschen eigentlich spielen?" fragte Hans, als er mit Walter das Zimmer verlassen hatte und sich in einer Art Vorraum befand, wo sie ein wenig Luft schöpften. „Der Gewinn der paar hundert Mark kann bei keinem eine Rolle spielen, und wenn sie verlieren, und sei es noch so wenig, ärgern sie sich stets. Und das sich Aufregung verschaffen? Mein Gott, als ob man nicht Tag für Tag Aufregung genug im Geschäft hätte. Ich verstehe diese Leute nicht — auch nicht meinen Alten."

„Sie sind eben schon so vergiftet, daß sie ohne Aufregung nicht leben können, wie der Trinker nicht ohne Alkohol. Entziehe ihn ihm und die tiefste Niedergeschlagenheit bemächtigt sich seiner. Sie suchen Abwechslung nur in der Form der Aufregung, um wieder andere Gehirnzentren zu beschäftigen. Das ist eben der Reiz des Spiels: man kann sich selbst einreden Erholung zu suchen, und entbehrt doch die Aufregung nicht; man mildert sie nur. Es ist ein Mittel sich auf gute Art selbst zu betrügen — und das suchen ja wohl überhaupt die Menschen. Sie haben oft genug keine anderen Interessen. Wenn sie nicht vom Geschäft spre-

chen — und das tun sie untereinander nicht gern, weil sie wissen, daß keiner dem anderen die Wahrheit sagt — so können sie sich nur Zoten erzählen. Weiterhin ist ihnen die Welt mit Brettern vernagelt und ihnen bleibt nichts als die Karten."

„Und zu denken, daß man eines Tages, wenn man alt ist, vielleicht selbst nichts besseres kennen wird... Fürchterlich!"

„Warum heiratest du nicht? Opfere dich doch! Nimm Frieda Richter."

„Et tu Brute? Du redest klug. Als ob Heiraten vor Stumpfsinn schützt! Als ob die Frauen nicht mit uns älter würden! Wenn du so viel von der Ehe hältst — warum heiratest denn du selbst nicht?"

Walter schwieg und runzelte die Stirn. „Dein Vater scheint sich sehr dafür ins Zeug zu legen," sagte er nach einer kurzen Pause.

Hans lag es auf der Zunge zu erwidern: „Hast du das auch schon bemerkt?" aber eine unerklärliche Stimmung des Augenblicks schien ihn zu warnen dies auszusprechen, er glaubte damit seinen Vater herabzusetzen: warum, war ihm selbst nicht klar. Um seiner Verlegenheit Herr zu werden, griff er zur Selbstpersifflage und sagte: „Der Adler und die Gans — ich glaube, das ist ein schlechter Bund!"

„Du; halte Frieda nur für kein Gänschen. Sie ist alles andere — eher das Gegenteil... Ein bißchen hysterisch vielleicht, blutarm... möglicherweise mimt sie auch nur die Symptome der Hysterie, weil sie glaubt, das mache interessant... diese jungen Mädchen sind ja heut so raffiniert... sie wollen um jeden Preis aus

der Menge auffallen und spielen die Zynikerinnen, die Blasierten ..."

Jetzt waren die Freunde wieder mitten drinnen im menschendurchwogten Treiben des Salons. Die Düfte scharfen Parfüms, der menschlichen Haut, der in Überfülle verstreuten Rosen, der schweren Rheinweine und der gewürzten und gesülzten Speisen schlangen sich durcheinander und betäubten das Gehirn. Die beiden passierten das Billardzimmer, wo auf dem grünen Tuche die junge Gattin eines lebenslustigen und kunstfreundlichen Regierungsrats ein Match mit einem starkbeliebten Frauenarzte ausfocht. Schon im Nebenzimmer wurden die Freunde wieder aufgehalten; diesmal war es Walter, der von einer ganzen Damenschar umringt wurde.

„Ach, Doktorchen — kommen Sie, setzen Sie sich her — mein Mann und ich wollen nächsten Winter nach Ägypten. Ist Cairo wirklich so schick? Was muß man da an Toiletten mitnehmen? . . ."

„Sagen Sie, liebster Doktor — ist Ihnen unten in der Wüste nicht zu heiß gewesen? ..."

„Die Araber sind doch wohl furchtbar schmutzig, Herr Doktor?"

Eine kleine niedliche Frau, sehr tief ausgeschnitten, die Gattin eines Hofzahnarztes, hüpfte auf Benhay zu. „Doktor ... laufen Sie uns doch nicht davon! ... Das ist ja häßlich von Ihnen, Hans, uns Ihren Freund zu entführen ... Sagen Sie doch, Doktor ... wer versteht nun die Liebe besser, die Beduinenfrauen oder die Berlinerinnen?"

Die Umstehenden lachten hell auf, Benhay verbeugte sich und sagte scheinbar sehr ernsthaft: „Mir fehlt die Möglichkeit eines Vergleichs, gnädige Frau. Die Berlinerinnen haben mich noch nie zu einem Versuch gereizt."

Die Frau Hofzahnarzt wandte sich entrüstet ab. „Pfui!" rief sie, „sind Sie ungezogen! Sie haben sich offenbar zu lange bei den Schakalen aufgehalten!"

Benhay kehrte sich zu Hans:

„Mein Freund, das lerne wohl verstehn —

Das ist die Art mit — Berlinerinnen umzugehn — wenn man nicht deutlich wird, wird man sie nie los!"

Die beiden kamen dann weiter durch den Damensalon. Dort saß ein als Schöngeist und musikalisches Genie ausgeschrieener Assessor am Piano und paukte auf die Tasten; er verwob Motive aus Wagnerschen Opern durcheinander, den Brautzug aus Lohengrin, Tannhäusers Venushymne und Kurvenals Tristanballade, und bildete die Melodien keck verhöhnend und derb in die Breite ziehend aus dem Wirrwarr der Motive schließlich einen wüsten Kakewalk: Leutnants und Regierungsreferendare tanzten vor einem sie umgebenden Damenkreise, der in unbändige Heiterkeit ausbrach, den Marsch der betrunkenen Neger, mit weit weggeschleuderten Armen und hochgeworfenen Beinen die Sitten der Varietébühne nachahmend; sie sangen mit quäkenden Stimmen dazu Worte, die die Urterte Wagners entstellten und verhöhnten, und wenn einem ein recht hoher, affenmäßiger Sprung gelang, klatsch-

ten die meist noch recht jungen Zuschauerinnen lauten Beifall. Dann mischte der Künstler am Piano plötzlich triviale Gassenhauer des Tages in die verzerrten Wagnerschen Weisen, und je rascher diese Wechsel kamen, desto höher stieg die Begeisterung. Benhay, ein begeisterter Verehrer des Meisters von Bayreuth, zog mit finsterer Miene Hans schnell zum Zimmer hinaus. „Rasch!“ sagte er, „rasch!“ und rüttelte an seinem Arme. Hans sah ihm ins Gesicht: das Blut schien daraus gewichen, und er biß die Lippen aufeinander. „Himmel!“ sagte er achselzuckend — „es sind junge Leute ... vollständig gedankenlos ...“ Walter antwortete nicht, er zog ihn weiter, über den Flur und die Treppe. Dort war die Luft ein wenig freier und reiner; das Gemisch von Menschen-, Tabak-, Wein- und Parfümhauch, das den Aufenthalt drinnen erschwerte, war hier durch den Zuzug frischerer Luft von außen ein wenig gemildert.

„Wir wollten uns ja die Kegelbahn ansehen,“ sagte Hans. „Komm, die wird dir gefallen. Ganz amerikanisch — im Keller — und mit gefirnißten ebenen Bohlen ausgelegt, ohne Erhöhung — das ist viel praktischer.“

Sie stiegen die halbdunklen Stufen hinunter. Die Luft war da um ein paar Grad wärmer und weit schwerer. Eine einzige elektrische Birne, ganz am Eingang verbreitete ein spärliches, zerstreutes Licht über den Keglerstand. Es war Walter, als höre er durch die Dämmerung reden, leise mit verhaltener Stimme. „Sagtest du was?“ fragte er den Freund. Der schüttelte den Kopf. Aber er hörte ganz deutlich — er un-

terschied nun zwei Stimmen, zwar beide hoch ... Der Architekt hatte, ohne es zu beabsichtigen, ein akustisches Kunststück zustande gebracht: die Wölbung der Decke wirkte wie eine Schalleitung, man verstand deutlich, was am anderen Ende geflüstert wurde ... Hans lächelte, als er die Worte vernahm — aber das Auge, das sich indessen an die Dämmerung gewöhnt hatte, unterschied nun mehr die zwei Gestalten, die hinter dem Schutzbrett des Kegelaufstellers Deckung gefunden hatten. Das Gespräch ward plötzlich abgebrochen ... aber er sah, wie der feiste Tenor den Arm um den Gürtel der Begleiterin geschlungen hatte ... Er verspürte einen Schmerz unter der linken Brust wie den scharfen Schnitt eines Messers. „Eine Luft, das hier!" sagte er halblaut, und zog Walter mit sich fort, der taktvoll genug gewesen war, sein Auge mit der technischen Einrichtung des Standes zu beschäftigen ...

Sie schritten zum Tor hinaus. „Nur fort aus diesem Hause!" rief es in Hans. Im Verlauf einer Minute war alles in ihm zusammengebrochen, was seinem Empfinden Halt und Stütze gegeben. Er glaubte die Wände müßten über ihm einstürzen, diese kaum aufgerichteten, kaum trockenen, den teuersten Luxus umschließenden Wände, an denen sich der Schall des Jubels einer von allen äußeren Gütern strotzenden, im Bewußtsein ihrer äußeren Korrektheit von Selbstgefühl aufgeblähten Menge brach — dieses Haus, das erfüllte, was das Leben an Genuß und Wohlstand bieten konnte, und das ihm jetzt eine verfemte Stätte der Schmach schien, die durch einen unüberspringlichen Abgrund jene Drei von ihm trennte, die ihm die

Liebsten hätten sein sollen, den Vater, die Mutter, die anbestimmte Verlobte ...

Walter sagte sich, daß auch das freundschaftlichste Wort Hans nur aufregen, reizen, in Zorn bringen würde. Er folgte ihm stumm. Sie traten hinaus vor die Villa, auf die dunkle, menschenleere Straße. In einiger Entfernung standen ein paar Dienstmädchen und Hausmeister nachbarlicher Villen und kritisierten gleich gediegenen Sportleuten die Automobile und die Gespanne der Gäste. Durch die Fensterscheiben lockte der Schein der Glühlichter von drinnen heraus in die Dunkelheit der feuchtschweren Frühlingsnacht. Wie eine endlos hingestreckte, feste Masse starrte noch schwärzer als die Nacht der Grunewald, und die Kiefernbäume sandten ihren kräftigen, säuerlichen Hauch herüber. Aus den Vorgärten der Landhäuser duftete es lieblich und süß nach Veilchen. Ab und zu klangen losgerissene Töne und Bruchstücke von Melodien aus den Orgien des Festes heraus, gedämpft und verhalten wie aus angemessener Entfernung, und von weit her, aus einer anderen Straße, antwortete das Bellen eines Hundes. Der Himmel war klar: der große Wagen leuchtete in feierlichem Zittern, und Hans glaubte zu bemerken, wie sich immer mehr, immer neue Sterne aus der Finsternis lösten, bis zu den weichen, verschimmernden Nebeln der Milchstraße, die eben grau und flockig schimmernd hervorzutreten begann.

Hans steckte die Hände in die Hosentaschen, schloß die Augen und atmete tief und schwer. Es löste sich etwas in ihm wie die Kruste über einer vernarbten Wunde, die seit Wochen gedrückt und gespannt hat.

Ihn fröstelte, er schüttelte sich in leisem Schaudern. Dann wandte er sich zu Walter. „Fährst du mit?" fragte er.

„Wohin?"

Hans wußte im Augenblick keine rechte Antwort. Er stand in unbeweglichem Sinnen. Aus dem Garten eines der Nachbarhäuser klang leise ansetzend, in immer längeren und lauteren Trillern der Liebesgesang einer Nachtigall, hell jauchzend, sehnsuchtsvoll schluchzend — als hätte die Nacht selbst eine Stimme bekommen und locke zu geheimnisvollen, unaussprechlichen, tief verhüllten Wonnen. Und vor Hansens Augen stand ein kleines, enges Zimmer mit ganz alten, einfachen Möbeln aus Tannenholz ... aber so still, so sauber ... Die baumwollenen Vorhänge und Decken frisch und weiß .. eine alte grauhaarige Frau saß in einem Sorgenstuhl, mit milden Zügen, die keinem Rauhfrost des Lebens zu verbittern gelungen war — und sie spielte Domino mit einem jungen, schlanken, blondlockigen Weibe, das von Zeit zu Zeit verstohlen nach der Tür blickte ... und er meinte die Alte mit ihrer hellen lustigen Stimme rufen zu hören: „Aber Johanneken, mein Kind, setzen Se doch richtig an — Sie sind heute so zerstreit ..." Und ein blondes Kind spielte vor ihnen am Boden ...

„Frieda wird auf ihren Tänzer warten!" sagte Walter.

Hans antwortete nur durch ein leises Murren.

Er schauderte wieder zusammen in der weichen Frische der Frühlingsnacht — dann rief er den Wagenführer. Wenige Worte, wenige Handgriffe und die Freunde sausten dahin, der Stadt zu. Sie

freuten sich der köstlichen Nachtluft, sie lächelten über den Flammenschein, den die große Wagenlampe vor ihnen her auf den Weg warf, über die Hunde, die von rechts und links mit wütendem Bellen gegen die Gitter der Landhäuser vorbrachen, durch das Geknatter aus ihrer Ruhe aufgestört. Und je weiter sie sich von dem Villenviertel entfernten, je rascher sie den langen Kurfürstendamm hinuntersausten, desto freier fühlte Hans sich, desto deutlicher ward ihm bewußt, welche Sternweiten zwischen ihm und jenen Leuten lagen, die da hinten ächzend, schwitzend, grinsend sich einbildeten sich zu unterhalten und ihr Leben zu genießen — — — er fühlte, daß das Zentrum seiner Sinne weit entfernt war, auf der anderen Seite jener ungeheuren Stadt, die jetzt aus der Dunkelheit vor ihm auftauchte mit ihren Steinpalästen und Riesenmassen, mit ihrem brodelnden Leben, ihrem nie rastenden Kampf und ihren Myriaden Flammen.

Siebentes Kapitel.

„Nee, nee, Freil'n Johanna," meinte die alte Frau Hornemann gutmütig lächelnd und den Kamm wieder feststeckend, der aus ihrem grauen Haar herauszurutschen drohte, „das mit dem Zeitunglesen machen Se sich man ab. Dazu hat Mutter keene Zeit nich — wat da drin steht, erzählt mir schon mein Fritze allens beim Abendbrot. Jetzt muß det Wasser zugesetzt werden, damit de Kartoffeln uf'n Tisch stehen, so wie Fritze von de Arbeet nach Hause kommt und sich gewaschen hat. Sie sind 'n jutet Mächen, aber mit die neien Moden wird det nischt mehr bei uns ollen Leiten — Fritzen jeht seine Ordnung über allens."

Johanna lächelte mit dem Ausdruck milden Verzichts und half der Mutter des Oberwerkführers beim Kochen. Sie goß das Wasser aus der braunen Steingutschüssel ab, in der die schon geschälten Kartoffeln zur Nachreinigung lagen, dann begann sie den Heringen die Haut abzuziehen. Sie hatte sich Zeit ihres Lebens wenig um Küche und Wirtschaftsführung gekümmert — früher hatte das ihre Mutter besorgt, nach

deren Tode speiste sie in einem bürgerlichen Restaurant, „billiger Mittags- und Abendtisch", denn das Korrigieren der Schulhefte, die Vorbereitungen auf den Unterricht beraubten sie der Zeit zu eigner Wirtschaftsführung. Jetzt war sie der Last ledig und die neue Tätigkeit machte ihr zunächst Vergnügen. Wenn sie auch natürlich den Aufenthalt in der Hornemannschen Familie bezahlen wollte (sie gedachte durch Privatstunden etwas Geld zu verdienen), so wollte sie doch durch ihre bereitwillige Mithilfe im Hause ihre Dankbarkeit für die entgegenkommende Güte, die sympathische Form kund tun, mit der man ihr Gastfreundschaft bot.

Mutter Hornemann hatte mit ihrer scharfen, hellen Berliner Stimme, mit dem leichten Anklang ihrer Berliner Volksmundart die Streichhölzer erbeten, die Gasflamme summte in der Kochmaschine unter dem eisernen Topf, und das Wasser bewegte sich leise in den ersten Wallungen. Vor dem Fenster und im Zimmer ward es trüber und grauer, und die Flamme begann von Minute zu Minute stärker zu leuchten.

Einen Augenblick lang saß die alte Frau Hornemann auf dem niederen Schemel vor dem Fenster, den Kopf gesenkt und in der Hand verborgen. Doch nicht lange konnte sie sich des Ausruhens freuen. Johanna, die für einen Augenblick die Küche verlassen, trat jetzt, die kleine Martha an der Rechten führend, wieder herein und sagte, das Kind sanft zu einer kurzen Verneigung beugend: „Marthchen jetzt artig schlafen gehen — Marthchen jetzt Omama Gutnachtküßchen geben — ja?!" Das letzte „Ja" klang wie gesungen aus. In einem solchen Augenblick wirkte Johanna gewandter

und echter denn als Kochhelferin. Frau Hornemann aus ihrem Sinnen gerissen, sah erstaunt auf, um sogleich mit jubelndem: „Mein Putthühneken! mein Goldmarthchen!“ das Kind an sich zu ziehen. Marthchen fand aber die Situation gar nicht nach ihrerm Geschmack, sie protestierte: „Mattchen erst Pappa Duttnacht sagen!“ Die Alte seufzte: Jeden Abend dasselbe Lied! Der Fabrikangestellte, der nur am Sonntag dazu kommt, sein Kind persönlich mit einem Kusse aufzuwecken und zu Bett zu bringen! Und jeden Abend dieselbe Sehnsucht des Kindes! ... Ja, wenn sie noch selbständig wären, wie früher — da konnte Fritz sich eher einmal in der Woche zeitig freimachen! Die alte Frau zog das Kind an sich, strich ihm leise durchs Haar. „Artige Kinder müssen immer gehorchen!“ und Johanna bugsierte die Kleine trotz alles Schreiens und Strampelns geschickt hinaus. Als sie zurückkam — sie hatte durch eine Geschichte das Kind zum Schlafen gebracht — begann sie von Marthchens Mutter zu reden. Frau Hornemann kam da rasch ins Feuer des Erzählens. Was die große Martha für ein hübsches, feines, blondes Mädchen gewesen! Hornemanns Vater, der Mann der Alten, der Drechslermeister, lebte damals noch. Er wollte mit dem Sohne hoch hinaus, selbst ans Polytechnikum in Charlottenburg dachte er. Sein Fritz eine Bonne heiraten? Er drohte ihn zu verstoßen. Lange Zeit waren die beiden zusammen gegangen, ohne daß etwas Arges zwischen ihnen geschehen wäre. Aber Jugend hat nun einmal keine Tugend. Die Alte lächelte schmerzlich. Und als das kleine Marthchen plötzlich da war, wurde die große Martha immer blasser

und schmaler, magerte ab bis zum Schatten — bis sie eines Tages ganz auf und davon ging ... Die alte Frau schluckte eine Träne hinunter ... Und nicht lange darauf starb der Meister ... und sie verloren ihre Selbständigkeit und Fritz mußte des reichen Ambühl Brot essen ... Frau Hornemann erhob sich geschwind und wollte wie um die Erinnerungen abzustreifen ins Nebenzimmer. Da auf einmal fuhr sie mit der Hand nach dem rechten Oberschenkel ... das abscheuliche Reißen meldete sich wieder. Geschwind griff Johanna ihr unter den Arm, brachte sie behutsam und tröstend hinein, bettete sie auf dem Sofa und eilte wieder zur Küche um nach den Kartoffeln zu sehen, die bedenklich an den Deckel des Kochtopfes pochten. Da trat Hornemann ein. Eine kurze Begrüßung, ein freier, ruhiger Händedruck, dann ging Hornemann ins Zimmer der Mutter hinein, um ihr durch ein paar arge Kalauer über die Schmerzen des Augenblicks hinwegzuhelfen und nachher küßte er sein schlafendes Mädel. Johanna deckte inzwischen den Tisch. Als Hornemann aus dem Nebenzimmer herauskam, in dem es ihn nur eine kurze Weile gelitten, sah er still ein paar Minuten Johannas regem Hantieren zu und seine Augen leuchteten dabei in sanften, freundlichen Flammen. Er suchte nach Worten der Anerkennung, aber er fand keine — in dem Augenblick, in dem er eines aussprechen wollte, erschien es ihm leer, die Fülle seiner Empfindung nicht erschöpfend. Fast gewaltsam riß er sich los und wandte sich mit einem erkünstelt lustig klingenden: „Komm, Lora — wollen 'mal sehen, was du gelernt hast," dem Graupapagei im Käfig zu, den er herausholte, ihm

zehn- und zwanzigmal die Worte „'n Abend, Mutter!" vorsprechend, während ihn der Vogel verständnislos anstarrte, bis er endlich sein „Lore! Lore!" mechanisch vom Stapel ließ.

Die dampfenden Kartoffeln standen auf dem Tisch, an dem auch Mutter Hornemann mit Platz genommen hatte, nachdem Fritz ihr gut zugeredet. Aber als sie zu essen begonnen, hatte der Werkführer fast mehr Aufmerksamkeit für den Gast als für die Alte. Er schalt sie freundlich, daß sie im Zugreifen so lasch sei und ersuchte sie, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen. „Sehen Sie sich meinen Appetit an!" sagte er. „Sie haben auch arbeiten dürfen," erwiderte Johanna, „während ich —"

Die Mutter wurde fast eifersüchtig und bat ihren Fritz, doch etwas von dem zu erzählen, was er tagsüber erlebt habe. „Is ja nischt los!" sagte er, ein wenig ärgerlich, weil er sein Gespräch mit Johanna unterbrechen mußte. „Immer das Eenerlei egal weg! Wenn der Seuffert nich 'mal 'ne neue Niederträchtigkeit sich ausheckt, mit der er mir schikanieren kann — jetzt hat er wieder so lange gebohrt und gebohrt, bis er beim Alten durchgesetzt hat, daß ich zwei meiner besten Leute an ihm abgeben mußte, den Lenzke und den Dustrow. Tüchtige Kerle sind das — die kriegt er nu — und die beeden, die mir blühen, die scheinen mir jut zum Wurschtessen aber nich zum Eisengießen. Und wat wa'n det für nette Menschen, ruhig un nüchtern, un vernünftig, un dachten an Geldverdienen un Familie un'n blauen Deuwel an Zukunftsstaat. Aber die will nu der Seuffert natürlich gründlich kathol'sch

machen. Un die Parteiräudels, die er mir auf'n Pelz gesetzt hat, die sollen mir natierlich piesaken, bis ich mir ganz mit die Gewerkschaft zerschmeiße und nur noch in die hohe Politik mache. Na, det kann ja 'n lustiger Sommer wer'n!"

Die Mutter beruhigte ihn und riß allerhand derbe Witze, um die aufsteigende schlechte Laune ihres Sohnes zu vertreiben. Als er sich teilnahmsvoll nach ihren Schmerzen erkundigte, scherzte sie in ihrer derb drolligen Art selbst über das Reißen. „Paß 'mal uf, Fritze," sagte sie, „ick danze noch uf Freil'n Johannas Hochzeit mit den jungen Ambühl!" Das Mädchen wurde rot bis über beide Ohren, Hornemann erblaßte, stand plötzlich auf, sagte: „Die eene Kartoffel is ganz klietschig!" trat ans Fenster und starrte hinaus in die Dunkelheit. Um die peinliche Stille zu unterbrechen, fragte Johanna: „Herr Hornemann — haben Sie heut wieder Vorstandssitzung?"

„Gottseidank, heit nich!" erwiderte der Oberwerkführer. „Heit bleib'n wir zu Haus und spiel'n Lotto um Hasselnüsse. Mutter, hol' 'mal die Blätter un den Sack rin!" Er hatte seine Heiterkeit wiedergewonnen und rief das letzte in scherzhaft befehlendem Ton. Bald saßen sie, nachdem die Frauen den Tisch abgeräumt hatten, vereinigt um das harmlos kindliche Spiel. Aber wer zuerst seine Karte mit den Glasplättchen voll besetzt hatte, freute sich wie ein Jobber, der an der Börse ein Vermögen verdient hatte, und suchte durch harmlos-satirische Bemerkungen, durch triumphierendes Sticheln seinen Sieg über die anderen zu feiern.

Mie einem Male ertönte von unten, vom Hofe

her ein etwas verstimmter Leierkasten: alte Opernmelodien aus dem „Freischütz“ und dem „Troubadour“, der Dessauer Marsch, die Kreuzpolka. Das Spiel wurde unterbrochen, die Alte sang mit seltsam gezogenem Pathos die Texte der Arien, die schöne Erinnerungen aus ihrer Jugend anklingen ließen, selige Stunden der Liebesschwärmerei im abendlichen Grunewald, und dann tanzten die leichtfüßige Johanna und der schwerfälligere Hornemann im Zimmer umher. Das Mädchen schwenkte den Partner tüchtig und lachte hell. Der Künstler unten schlug eine neue Note an: ein empfindsames Lied aus den vergangenen Tagen Wilhelm I., die Verherrlichung der angeblich diesem teuren Kornblume: die Mutter stimmte mit grellem Organ, falsch einsetzend, den Text an und obgleich Hornemann wie Johanna sich von jeder Spur dynastischer Begeisterung frei wußten rührte sie doch die süßliche Melodie und sie fielen mit ein:

„Unser Kaiser liebt die Blumen,
Denn er hat ein zart Gemüt,
Doch vor allem liebt er eine,
Die in keinem Garten blüht:
Eine kleine, blaue Blume . . . .“

Bei den guten Taktteilen überschlugen sich fast die Stimmen und die Schultern zuckten höher.

Sie saßen noch nicht lange wieder um den Tisch vereinigt und fuhren im Spiel fort, als die Klingel ertönte. Mit den Worten: „Na, da bin ick doch neigierich, wer jetzt noch — —“ erhob sich die Mutter etwas schwerfällig und humpelte hinaus. Hornemann, der gerade am Ausrufen war, hielt den Holzknopf ver-

deckt, die Nummer nach unten und blickte gespannt nach der Tür. „Ich danke Ihnen, Fräulein Johanna," sagte er dann plötzlich, „daß Sie meiner Mutter so vieles abnehmen —"

„Aber das geschieht gern!" erwiderte sie.

„Nu denkt euch bloß, Kinder —" hörte man draußen die Stimme der Alten: die Tür öffnete sich und zu der Beiden Staunen trat Hans Ambühl herein.

„Ich muß mich doch 'mal nach dem Befinden unserer jungen Dame erkundigen," sagte er, seiner Stimme einen möglichst harmlosen Ton gebend. Als sich das Erstaunen der Drei gelegt hatte, wetteiferte man ihm die beruhigendsten Versicherungen zu erteilen, und Hans beeilte sich Johanna zu fragen, ob es ihr auch an nichts fehle, ob sie noch irgend welche Wünsche habe? Eine kleine Verlegenheitspause entstand, als er günstige Antwort erhalten hatte — dann rief Hans: „Aber bitte lassen Sie sich durch mich in keiner Weise stören! Sie spielen alle Lotto, wie ich sehe? Wissen Sie was? Ich spiele ein bißchen mit." Er setzte sich sogleich an den Tisch. Hornemann Mutter und Sohn wußten noch immer nicht recht, was sie dazu sagen sollten. „Ach — et is so'n dummes Spiel . . ." meinte die Alte verlegen.

Hans nahm eine der Zahlenkarten in die Hand und starrte auf sie. „Gott, wie lange ist es her, daß ich das gespielt habe!" sagte er. „Wie ich ein Junge war . . . als meine selige Mutter noch lebte — die spielte es so gern . . ." Seine Stimme klang weich, er verdeckte mit der Rechten die Augen, und die äußere Nacht ließ um so deutlicher in seinem Gedächtnis das

Bild ferner Zeiten aufsteigen, da der Haushalt seines Vaters mit seinen Zerstreuungen noch klein und einfach gewesen. Er fühlte für einen Augenblick all das Glück, all die arbeitsfrohe Genugtuung wieder, die damals in den engen Räumen des gelben Häuschens am Salzufer geherrscht hatten — er sah die Gestalt seiner verstorbenen Mutter vor sich, die feine Figur mit den gescheitelten Haaren, in dem schlichten, violetten Wollkleid, das sie mit Vorliebe im Hause trug — sah sie so klar, daß er ihre Lippen hätte küssen mögen. Und in einem einzigen Moment zog die ungeheure Entwicklung an ihm vorüber, die sein väterliches Haus seit damals durchgemacht ... die kokette, elegante Gestalt der Stiefmutter verdrängte die in ihrer bürgerlichen Einfachheit so vornehme Erscheinung der Toten ... Ein bitterer Geschmack lag auf seiner Zunge ... Er drehte die hölzerne Nummer in der Hand hin und her, ganz mechanisch —

Ein taktvolles Schweigen herrschte in dem Zimmer, und Johanna, neben der Hans Platz genommen, streifte, einem Instinkt folgend ohne sich der Bewegung bewußt zu werden mit den Fingern seine Schulter. Er riß gewaltsam seine Hand von den Augen, blickte erregt um sich, griff dann eine der Holznummern und rief: „23! Wer hat 23?"

Das Spiel begann von neuem. Rasch kamen alle in die beste Laune, muntere Scherze begleiteten das Ausrufen. Niemand schien sich mehr über die ungleichartige Zusammensetzung des Kreises zu wundern. Sie waren alle Menschen, und Hans rief Hornemann ein über das andere Mal zu: „Nein, ist das bei Ihnen

gemütlich!" Die Mutter bat Flaschenbier hereinbringen zu dürfen, Johanna nahm ihr den Weg zur Küche ab, sprang leichtfüßig hinaus und wieder herein, Hans trank und prostete dem ganzen Kreise zu — am häufigsten stieß er mit Johanna an.

„Ich komme nächstens 'mal wieder, wenn Sie erlauben — das war ein netter Abend!" sagte Hans, als er sich nach einer Stunde erhob.

Hornemann zündete bedächtig eine Stearinkerze an und griff nach dem Hausschlüssel. „Ich bringe Sie hinunter," sagte er.

Schweigend stiegen sie die ersten Treppenabsätze hinab. Erst als sie sich der Hoftür näherten, versicherte Hans dem Oberwerkführer rasch mehrmals hintereinander, daß er sich ausgezeichnet unterhalten habe. In diesem Augenblick quoll in Hornemann eine dämmernde Empfindung von Eifersucht auf, über deren Ursprung er sich selbst nicht ganz klar war. „Was würde Ihr Herr Vater sagen," meinte er, „wenn er wüßte —"

„Beunruhigen Sie sich nicht," fiel Hans abweisend ein, „ich bin wirklich längst mündig!" Am Haustor verabschiedete er sich dann flink, nicht ohne Hornemann zu bitten Fräulein Johanna noch recht herzlich zu grüßen. „Und Ihre Frau Mutter natürlich auch!" setzte er hurtig hinzu. Er ging mit schnellen Schritten davon, Hornemann stieg in schweren Gedanken die Treppe empor.

Hans hielt Wort und setzte seine Besuche in der Familie seines Angestellten fort. Er kam immer ganz unangemeldet und einige Male nahm er sogar ohne

weiteres an dem einfachen Abendessen teil. Die alte Frau war glücklich, wenn er ihre bescheidene Kochkunst rühmte, wenn er sagte, daß ihm nichts über ein einfaches, bürgerliches Essen gehe, und wenn er sich über die Delikatessen in den Moderestaurants in guten Witzen lustig machte und sie als „Schweinereien" bezeichnete. Sie verfehlte dann nie auf Johanna als ihre intelligente Schülerin hinzuweisen, obgleich das eine fromme Lüge war, denn ihre Pensionärin hatte für das Kochen nicht übermäßig viel Interesse, sie behauptete, daß die Herdhitze ihr Kopfschmerzen bereite.

Hans rechtfertigte seine Besuche, da er sich den wahren Grund zunächst selbst nicht eingestehen wollte, mit der stillen Begründung vor sich selbst, sein Haus habe doch eigentlich Hornemann noch immer etwas abzubitten, weil es einst dessen Selbständigkeit zunichte gemacht. In Wirklichkeit war der Gram darüber bei Hornemann längst verwunden, und wenn der Oberwerkführer noch bisweilen in das Bedauern zurückfiel, so beruhigte ihn die Mutter mit den Worten: „Fritze, sag' jar nischt, et is doch ooch jut, wenn man sein Sicheres und Bestimmtes hat!" Die Frage, ob Selbständigkeit oder Anstellung? wurde in den Unterhaltungen am häuslichen Herd bisweilen gestreift und auch Johanna stellte sich auf Seite derer, die in einer kleinen Selbständigkeit voll beständiger Existenzsorgen durchaus kein absolutes Glück, in ihrer Verherrlichung ein altkleinbürgerliches Vorurteil sahen.

Hornemann brachte nicht selten etwas unvermittelt die Rede auf Seuffert.

„Das müssen Sie aber selbst sagen, Hornemann,"

unterbrach Hans seine ablehnenden Worte, „er versteht seinen Beruf."

„Jejen seine Arbeit will ick jar nischt sagen," meinte der Oberwerkführer, „aber glauben Sie mir — er is falsch! Schlau is er — das is wahr. Aber 'ne Katze!"

„Nich über'n Weg möcht' ich ihm trauen!" meinte die Alte.

Seine Abstammung wurde erwähnt. Er wäre der uneheliche Sohn eines tschechischen Arbeiters und einer deutschen Köchin in Prag. Seiner Mutter sei er als 14jähriger Bursche fortgelaufen, angeblich mit allen ihren Ersparnissen — aber diese Beschuldigung war nur ein Gerücht, für das die Beweise fehlten. Aus den Skodawerken in Pilsen hätte man ihn entfernen müssen, weil er seinem Deutschenhasse in zu unerträglicher Weise Lauf ließ, die deutschen Arbeiter schikanierte und „hinausbiß". Aber deutsches Geld nähme er gern. Doch ein paar willkommene Handgriffe und Vorteile hatte er sich dort gemerkt, und mit den Maschinen verstand er vorzüglich umzugehen, er hatte eine Hand, die ebenso fest wie leicht war. Selten gab es an den Werkzeugen, Gußformen und Maschinen in seinem „Rajohn" (wie er es aussprach) eine Reparatur. Darum hielten die „Scheefs" viel von ihm, er ersparte ihnen Kosten.

Johanna schwieg zu diesen Auseinandersetzungen. Sie gingen ihr zu sehr in die technischen Einzelheiten. Lebhafter beteiligte sie sich an der Unterhaltung, wenn das Gespräch auf die Lebensführung der Arbeiter oder auf die Erziehung der Kinder kam — daß die Religion,

besonders die Biblische Geschichte aus der Schule herausmüsse war eine ihrer Lieblingsthesen, die Mutter Hornemann aber entschieden bekämpfte, denn „'n bisken Reljohn muß schonst sind, sonst wer'n die Jöhren zu rüdig!" Am meisten erhitzten sich die Frauen, als einmal das Gespräch auf die Liebe kam.

„Liebe ist eine Schwäche, die man sich abgewöhnen kann und muß!" sagte Johanna. „Dumm kommen wir alle auf die Welt: es kommt nur darauf an, daß wir nicht so bleiben, wie wir von Hause ausgestattet sind. Einfältige Menschen lieben am leidenschaftlichsten — das Leben wäre wertlos, wenn es uns nicht die Kraft zur Selbstbeherrschung gäbe."

„Aber die Liebe, Fräul'n Johanna, gibt doch oft die Kraft mehr zu leisten als gewöhnlich!" erwiderte Hornemann. Johanna antwortete nichts und ein herber Zug des Leidens legte sich um ihre Mundwinkel.

„Die Liebe, Kinderkens!" sagte die Alte. „Wat wißt ihr denn! Ihr seid alle noch zu jung davor. Ick kann eich sagen: die Liebe is wie so'n feinet Parfeng. 'n paar Droppen jeniegen for'n janzet Kleed. Ießt de aber de halbe Flasche druf, dann kennstet vor Jestank jar nich aushalten. Wennste aber sparsam mit die Flasche umjehst, reicht se lange, lange —" sie machte mit den Händen eine bezeichnende Bewegung — „und wenn schon jar nischt mehr drinne is, denn riecht et manchmal noch nach Jahren."

Die allgemeine Heiterkeit unterbrach Hans. „Ich bin Physiker, meine Herrschaften," sagte er, „ich stelle mir die Liebe vor wie eine elektrische Kraft. Und ich glaube, auch bei ihr giebt's zwei Entstehungsformen,

durch Magnetismus und durch Induktion. Ich meine, der Magnet bleibt ganz kalt und unbewegt und man merkt ihm gar nichts an, wenigstens äußerlich, und das Stück Eisen fliegt auf ihn zu. Der Dynamo aber, der dreht sich und dreht sich und dreht sich immer schneller und dadurch entwickelt sich die Macht in dem Anderen — auf der anderen Seite ..."

Nun wurde noch stärker gelacht als vorher, und Johanna meinte unter allgemeiner stürmischer Heiterkeit, wenn sie schon lieben solle, dann sei das bei ihr nur auf dem Wege der Induktion möglich, denn sie verlange, daß sich wenigstens erst der Andere um sie bemühe: der reine Magnetismus möge für Backfischchen passen, die auf Offiziere oder Schauspieler zufliegen.

Oft nahm das Gespräch von solchen, drollig gemeinten wissenschaftlichen Bildern ausgehend einen etwas höheren Flug, man erörterte wichtige Probleme, dann zogen sich Hornemann Mutter und Sohn bescheiden aus der Debatte zurück und überließen sie den beiden anderen, die sich beinahe in sie verbissen und oft eine Stunde lang im Meinungsaustausch verharrten, bis Hans sie endlich mit den Worten abzubrechen pflegte: „Na, wir lösen heut die soziale Frage doch nicht mehr, und wenn wir die ganze Nacht aufbleiben — also gehen wir lieber rechtzeitig schlafen!"

Als er sich so eines Abends erhob, fühlte Hornemann, der ihn hinunterbringen sollte, plötzlich einen stechenden Schmerz im rechten Fuß, von einem falschen Tritt, den er nachmittags auf einer Treppe der Fabrik getan. Er knickte ächzend zusammen und Johanna er-

griff Licht und Hausschlüssel und sagte, daß sie ja Herrn Ambühl hinunterbringen könne.

Als sie vor dem geschlossenen Tor standen und Johanna schon den Schlüssel eingeführt hatte, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Wir sind eigentlich zum erstenmal unter vier Augen seitdem — seit Sie mich da am Wasser fanden ... Ich möchte Ihnen für alles danken, was Sie seither für mich getan haben —"

In dem feinen Luftzug, der durch das Schlüsselloch hauchte, flackerte die Lichtflamme seltsam durch den sonst ganz finsteren, einsamen Flurraum.

„Ich wüßte nicht, wieso," erwiderte Hans nicht ohne Verlegenheit. „Das bißchen Geld für die Pension ist nicht der Rede wert. Das erstatten Sie mir 'mal zurück —"

„So wie ich eine Privatstellung habe, natürlich! Nächste Woche werde ich mich umsehen. Aber Sie haben viel mehr getan. Ihre Freundlichkeit hat mir wieder etwas Lebensmut gegeben. Ich glaube wieder ein wenig an die Möglichkeit noch einmal glücklich zu werden —"

„Danken Sie dafür den einfachen Leuten, bei denen Sie jetzt wohnen. Die haben Sie mit ihrem naiven Glauben an das Leben angesteckt. Und hören Sie auf mich: man soll nicht immer so hohe Forderungen an das Dasein stellen. Es ist gar nicht so reich, wie es sich den Anschein gibt. Ich finde das Wort aus der Grillparzerschen „Medea" so richtig:

Laß uns
Die Götter bitten um ein einfach Herz,
Gar leicht erträgt sich dann ein einfach Los!"

„Die Güte der Leute da oben," erwiderte das Mädchen, „tut mir sehr wohl. Ich bin ihnen dafür auch dankbar. Aber es freut mich doch noch mehr, daß Sie so viel Interesse an mir nehmen. Es beruhigt mich, auch in der höheren Klasse einen wirklichen Menschen gefunden zu haben."

Hans lachte kurz und leise auf: „Mein Vater hätte für so etwas freilich wenig Verständnis. Aber wir Jüngeren sind doch anders. Wir wollen doch in erster Linie Menschen sein und glauben nicht mehr, daß der Mensch erst mit der Einkommensteuerstufe anfängt. Das war einmal. Wir rechnen auch, aber wir rechnen auch mit dem rein menschlichen. Ich bin unglücklich, daß mein Alter das nur in seinen besten Ausnahmestunden begreift."

„Ja, das ist eben die alte Schule," sagte Johanna, „die im anderen nur den Posten sieht, der in die Berechnung eingestellt wird."

Hans brach das Thema ab und sagte plötzlich: „Wissen Sie, wir wollen doch mal nächstens zusammen einen Ausflug machen, durch den Grunewald, nach Potsdam. Die Tage sind jetzt so wunderschön. Mein Auto ist augenblicklich kaput, die Bremse muß repariert werden — so wie es wieder fertig ist, darf ich Sie dann 'mal abholen?"

Johanna sah in ihrer Phantasie, mitten aus dem halbdunklen, unfreundlichen Flur heraus den herrlich duftenden Kiefernwald, durch dessen lückenreiches grünes Dach die Sonne Goldlichter warf; sie empfand das Vorgefühl jenes freien, übermütigen Dahingleitens,

und sie reichte Hans die Hand wie einem Befreier. „Natürlich, gerne!“ sagte sie.

Oben saß Hornemann seiner Mutter gegenüber und wartete, etwas ungeduldig die Handflächen gegen einander schlagend. „Johanna bleibt so lange!“ sagte er mit gerunzelter Stirn. Zum ersten Male hatte er „Johanna“ gesagt: sonst sprach er von dem Gast nie anders als von „Fräulein Wiebel“. Das Mädchen trat bald wieder ein und legte sich auf dem Feldbett zur Ruhe, das jeden Abend in der Küche für es aufgeschlagen wurde. Hornemann bat die Alte noch einen Augenblick bei ihm zu bleiben, und aus dem Augenblick wurde eine lange Unterhaltung. Es sei doch notwendig dem kleinen Marthchen eine Mutter zu geben, meinte er. „Ich hab' auch schon d'ran gedacht,“ meinte die Alte, „denn ich werde doch 'mal eines Tages abkratzen.“ Fritz beruhigte sie und kam dann auf Johanna zu sprechen. Es schien, als habe Johannas langer Aufenthalt am Haustor unbewußt Hornemanns Heiratspläne ausgelöst. „Nur etwann nich Freil'n Johanna!“ sagte die Mutter. „Die paßt jar nich vor dir — so'n jutet Mä'chen sie is — die hat ville zu sehr ihr'n eignen Kopp! Det würde nie im Leben 'ne glückliche Ehe. Die gibt dir ooch'n Korb!“

Fritz war erstaunt über Mutters Abraten, die trotz aller seiner Einwürfe nicht müde ward, ihm „die Dummheit aus dem Kopp zu reden!“ Ohne Ergebnis trennte man sich: die Mutter ging zu Bett, Fritz, der sich des Kragens und des Rockes entledigt hatte, saß auf einem Schemel noch lange, die Stirn gegen die Handhöhlen gedrückt und sann nach. Er fühlte, daß

er ohne Johanna ferner nicht würde leben können, daß ihr feines gebildetes Wesen zu ihm wie eine verheißende Kunde aus einer vornehmer organisierten Welt drang, die es sich zu erobern lohnte.

Er suchte auf jede mögliche Weise Johannas Vertrauen zu gewinnen. Er berührte ihre Familienverhältnisse und hätte ihr gern mit Rat und Tat beigestanden, Johanna aber wußte mit feinem Taktgefühl seinen Fragen auszuweichen ohne ihn zu verletzen. Er merkte indessen bald, und nicht ohne Schmerz, daß sie diesen Gegenstand nicht ins Gespräch gezogen wünschte und unterließ nun auf ihn einzugehen. An schönen Sonntag-Nachmittagen forderte er sie zu gemeinsamen Radpartien auf, und da Johanna eine leidenschaftliche Radlerin war, folgte sie nicht selten seinen Einladungen. Gewöhnlich ging es nach Tegel und den Ufern der nördlichen Havel. An die Radfahrt schloß sich dann eine Ruderfahrt auf dem Flusse, zwischen all den Werdern und Inseln. Sie waren vergnügt, sie sangen Volkslieder, sie machten einander aufmerksam auf die Reize der Landschaft, auf die herrlichen Bäume, die ihre Zweige zum Wasserspiegel niedersenkten, auf die blinkenden Schwäne, die mit stolz aufgerichteten Hälsen neben ihnen her segelten. Hornemann riemte gewöhnlich und Johanna steuerte. Er war Mitglied eines Arbeitersportvereins und ein tüchtiger Ruderer — sie lernte mancherlei von ihm. In solchen Stunden kam eine freundliche Hoffnung über ihn, als werde mit der Zeit sich doch ein innigeres Band zwischen ihnen knüpfen, das zu dem Ausgang leiten sollte, den er ersehnte. Er beschloß in seinem Werben um sie nicht

nachzulassen, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß dieses Mädchen seinem Leben einen neuen geistigeren Inhalt und feinere Formen geben würde. Aber er hatte noch nicht den Mut gefunden einen Antrag vorzubringen, denn er fürchtete, daß mit einer Ablehnung Johannas Aufenthalt in seinem Hause sein Ende finden würde. Die Warnungen der Mutter machten ihn bedenklich und er wagte kaum einer so in sich geschlossenen Persönlichkeit zuzumuten ein Kind zu erziehen, das nicht ihres war — andererseits aber fragte er sich, ob hinter den Reden der Mutter nicht vielleicht nur die Eifersucht stecke, Marthchen, das sie vergötterte, einer Fremden überlassen zu müssen.

Er war in etwas gereizter Stimmung, so oft er abends, wenn Hans zu Besuch kam, das Haus verlassen mußte, um an einer Sitzung des Gewerkschaftsvorstandes teilzunehmen. Er sollte dem das Feld räumen, in dem er den Nebenbuhler als zweifellos erkannt hatte — und was tauschte er dafür ein? Ärger und Verdruß durch Seuffert, der ihm bei jeder Gelegenheit Opposition machte und die Kameraden mit allen Mitteln in die schärfere Tonart zu drängen suchte. Er hatte in der Fabrik schon einmal etwas von Niederlegung des Vertrauensmannamtes fallen lassen, war aber bei dem Teil der Kollegen, die zu ihm hielten und gleich ihm für ruhiges Verhandeln mit den Arbeitgebern waren, nur auf ein derbheiteres: „Fritze, du bist doch sonst 'n nichterner Mensch!" gestoßen.

Hornemann bat, wenn er abends fort mußte, zwar stets die Mutter, den beiden ja freundliche Gesellschaft zu leisten, aber die Alte, müde von der Tagesarbeit

ging trotzdem bald zu Bett, nachdem sie sich mit dem stereotypen „Freil'n, Sie bringen woll den Herrn 'runter?" verabschiedet hatte. Es schien fast, als begünstige sie die Beziehungen der beiden, um Fritz zu verhindern Johanna zu heiraten, die sie liebte, aber nicht zur Schwiegertochter wollte.

Bei der kleinen Petroleumlampe saßen Johanna und Hans dann stundenlang nebeneinander. Sie gaben einander Rätsel auf, die seit den frühen Schultagen jedermann vertraut sind:

„Das erste ist ein Diebeszeichen,
Das zweite ist ein „i",
Das Dritte ist ein Diebeszeichen:
Das Ganze, das sind Sie —"

und jeder nahm die Lösung, die ihm der andere gab, mit gespannten Mienen entgegen, als sei sie die Offenbarung eines der tiefsten Probleme der Weltweisheit. Sie erzählten einander uralte Anekdoten, und der hörende Teil folgte der längst bekannten Pointe mit starren Augen und geöffneten Lippen. Sie lauschten einander mit einer Teilnahme zu, als erzählten sie sich von Reisen nach dem Monde oder ins Erdinnere, begierig immer neues zu vernehmen, sie rückten ganz nahe aneinander, ihre Hände berührten sich, und zuletzt, ohne auf den Sinn der Worte zu achten berauschten sie sich schon am Klang der Stimmen. Wie war Hornemann überrascht, als er sie einmal, es war lange nach Mitternacht, aus der Sitzung heimkehrend, noch auf dem Kanapee in angeregter Unterhaltung beieinander fand!

Als Hansens Automobil wieder repariert war,

holte er die Freundin gern zu Ausflügen ab. Es bereitete ihr ungeheures Vergnügen, den langen Königsweg hinab durch den Grunewald nach Wannsee zu fliegen, mühelos rasch, an der Seite des Freundes, oder von ihm gesteuert, während sie die Geschicklichkeit bewunderte, mit der er die Kurven nahm. Sie lachte laut auf, wenn der Wagen über den die Straße querenden kleinen Graben oder eine Brücke gleichsam hüpfte, sie erfreute sich an der Höflichkeit des jungen Chauffeurs. Bisweilen sah Hornemann aus dem Fenster des vierten Stockes dem dahineilenden Auto nach, aus dem noch Johanna grüßend zu ihm emporwinkte, und betrachtete dann, in das Zimmer zurücktretend, melancholisch sein bescheidenes Zweirad. Die häufigen Abholungen gaben in der Nachbarschaft Anlaß zu allerlei Tratsch, und nach einer Unterredung mit der Alten schlug Johanna Hans selbst vor sie an der Charlottenburger Brücke in den Wagen zu nehmen. Hornemann gewann also nichts — er kam nur um das Vergnügen sie abfahren zu sehen und ihren Gruß zu erhalten.

Bisweilen nahm Benhay an den Ausflügen teil. Hans hatte ihn mit Johanna bekannt gemacht. Sie benutzten nicht selten auch den Wagen, den Benhay von seinem Vater zum Geschenk erhalten. Diese Partien zu Dreien vergnügten Johanna ungemein. Sie lehnte sich dann in eine Ecke und animierte die beiden Herren viel von ihren Reisen zu erzählen, sie spannte ihre ganze Phantasie an all das Erstaunliche, was sie hörte, mitzuerleben. Hans schilderte das rasende, lebensgefährliche Treiben in den rush hours morgens und abends an den Enden der Brooklynbrücke und dann als Ge-

gensatz die heilige Ruhe seiner Ostertage am Niagara, wo er in dem allein geöffneten kleinen Hotel als einziger Gast weilte und sich ganz einsam dem verödeten Fall gegenüber befand, ein kleiner Mensch vor der zur Hälfte noch erstarrten, zur Hälfte entfesselten Urkraft der Elemente. Welch erhabene Weihe war damals über ihn gekommen! Benhay sprach von den Wundern der lybischen Wüste und den Schönheiten der Beduinenkarawanen, die im grell spiegelnden Sonnenglast mit würdevollem Gleichmut zwischen Dschebeln und Dünen dahinziehen, und gab ihr dann berauschende Bilder von dem glänzenden Welttreiben auf den Terrassen der Hotels von Kairo, wo Ladies in knisternden Gewändern mit ägyptischen Offizieren in goldstrotzenden Uniformen flirten. Johanna lauschte, sie trank förmlich die narkotische Flüssigkeit dieser Beschreibungen in sich hinein.

Dann waren sie wieder sehr ausgelassen, erzählten sich die harmlosesten Geschichten und trieben tollen Unfug wie die Kinder, rissen einander die Mützen vom Kopf und drohten sie zum Wagen hinauszuwerfen.

Benhay sprach auch viel von seiner Volksuniversität, entwarf mit Hans Lektionspläne, Dozentenlisten, und beide suchten nach einer praktischen Form das Humanistische und das Realistische geschickt zu verteilen. Sie stellten lange Rechnungen über die Kosten der Einrichtung von Laboratorien und Bibliotheken auf. Johanna schlug vor Hornemann für die Idee zu interessieren, damit er in Arbeiterkreisen für den Besuch würbe. So wurde der Werkführer eines Abends von den beiden Herren ins Restaurant eingeladen. Nur

langsam war er für den Gedanken zu gewinnen und er stellte die ausdrückliche Bedingung, daß ein gewerkschaftlich organisierter Arbeiter ins Kuratorium berufen werden müßte. Nachdem dies zugestanden war, versprach er den Plan in einer Vorstandssitzung zur Sprache zu bringen. Aber da kam er übel an. Seuffert brüllte ihn sogleich nieder. „Du Ochse! Du Rhinozeros! Siehst du denn nich ein, daß die Kapitalistenblase dich nur benutzen will um uns Arbeiter dumm zu machen? Schwächen wollen sie uns Proletarier, uns geistiges Gift einträufeln!... Fritz, manches sitt man dir nach, weil du nich wie wirr von unten herauf gekommen bist! Aber einmal wird's Zeit, daß die Logik bei dich sitzt — ewick kann man nich als unsicherer Kantonist 'rumlaufen. Entweder bist du Proletarier odder bist du nich!" Und der Vorstand war sich einig, die Sache mit der größten Behutsamkeit zu behandeln, wie alles, was nicht aus dem Schoße der Arbeiterschaft hervorgehe. Sollte sich die Notwendigkeit einer solchen Anstalt einmal später herausstellen, so müßte sie „aus dem Schoße der Arbeiterschaft selbst" heraus begründet werden.

Johanna verstand auch ruhig zuzuhörern, wenn die beiden Herren über ihre gemeinsamen Bekannten sprachen. Aus halbdunklen, ironischen Andeutungen, die sie sich machten, entnahm sie einmal, daß sie ein paar Tage vorher einer lustigen Gesellschaft in einem Hotelzimmer beigewohnt hatten, zu der auch Schauspielerinnen eingeladen gewesen waren. Ein Freund, ein reicher Dramatiker, der das Dichten mehr aus Neigung als aus Berufensein betrieb, hatte sie hingeführt.

„Na, wie hat dir denn deine Tischdame gefallen, die Rügdorff?"

Hans verzog den Mund. „Ach, diese fetten schwarzen Ungarinnen sind mir unangenehm. Und verrechnet hat sie sich auch in mir. Sie wollte mich durchaus mit ihrer Freundin verkuppeln. Den halben Abend hat sie mir von ihr erzählt. Die Dame sehnt sich so nach einem anderen Freunde; ihr gegenwärtiger wäre ihr verhaßt. Er ist ein Potsdamer Offizier. Das einzig gute an ihm wäre, daß er nur alle drei Tage nach Berlin hereinkommen könne. Er habe die Gewohneit, im Bett zu rauchen und bisweilen mit der Zigarette Löcher in die seidenen Kissen zu brennen. „Wenn das Mädchen dann weint, wirft er ihr beim Weggehen verächtlich einen Tausendmarkschein vor die Füße und stolziert hohnlachend hinaus..." Benhay schüttelte sich vor Widerwillen. Hans lachte. „Und ich sollte der Nachfolger eines solchen Subjekts werden! Diese Theaterweiber sind ja unglaublich: sie verhandeln sich und Andere wie ein Stück Tuch!"

Johanna blickte fort: so peinlich ihr diese Erzählungen waren, so gespannt hörte sie unter Wahrung des Scheins der äußeren Teilnahmslosigkeit zu, denn sie tat wie durch ein Guckfenster Blicke in eine Welt, die ihr sonst völlig verschlossen blieb.

Eines Tages begann Benhay: „Kinder, ich habe was erlebt. Ich habe eine Bekanntschaft gemacht."

„Eine weibliche?" riefen Hans und Johanna sofort lachend wie aus einem Munde.

„Natürlich! Sonst wäre sie ja nicht der Erwähnung wert. Gestern wollte ich dich besuchen, Hans

— du warst aber nicht zu Hause. Wie ich am Ufer entlang zurückgehe, sehe ich aus der Telephonfabrik neben euch zwei Mädel Arm in Arm kommen, Arbeiterinnen. Eine war sehr hübsch, die beiden lachten, und die hüsche warf mir einen Blick zu — es wäre unverantwortlich gewesen, darauf nicht zu reagieren."

„Aber, Herr Doktor!" sagte Johanna.

„Nee, nee, Fräulein Johanna, was Sie denken, is nich — ganz anständig natürlich. Also wir kommen ins Gespräch, und die Kleine war sehr munter. Ich fragte sie, ob sie einen Schatz hätte? „Na, wat denken Se denn von mir?" sagte sie vorwurfsvoll — „wo wer' ick nich? Det wird sich woll so jehören?" Also es stellte sich nach einigem Zögern heraus, der Schatz war ein Schiffer aus Zehdenick, der mit den Ziegelkähnen immer den Kanal hinauf und hinunterfuhr, bis nach der Lausitz und wieder zurück ... Betty hieß sie, damit ich's nicht vergesse ... Im Sommer sehen sie sich selten, da blüht die Schiffahrt, aber im Winter macht der Kahn fest, gewöhnlich am Salzufer, und da blüht die Liebe ... In Halensee beim Tanze, und in der Freien Volksbühne „zum" Theater. Macht ihm sein Beruf Freude und verdient er ordentlich? fragte ich. — „Der ... der kann das Schifferleben nicht ausstehen!" sagte sie. Der Kahn, der gehört ihm natierlich nich selber — er is bloß vom Schiffer angenommen, als Bootsmann. Den ganzen Dag von de Morgendämmerung an, immer ruddeln, det paßt ihm schon lange nich mehr. Auf mehr wie hundert Mark den Monat kommt er nie. Und die Nacht in der engen, schmalen Butze vorn, wo man sich nich 'mal richtig

ausstrecken kann! Man wächst doch uf wie so'n Wilder, sagt er oft, wie so'n richtiger Indjaner. Wat ma' als Junge im Winter in die Schifferschule gelernt hab'n, dett hatt' ma' im Sommer wieder vergessen, und den een Weihnachten war ma' gerade so dämlich wie't Jahr vorher. Und der Reismerdismus, den ma' nie los wird — und die Brust immer eingedrückt durch das Halfter, daß ma' nie richtig atmen kann ... seh'n Se, so denkt er über das Schifferleben — erzählte das Mädchen."

„Will er sie denn heiraten?" fragte Johanna, „und mag sie ihn?"

„Das hat mich ja alles furchtbar interessiert," erwiderte Benhay, „das ist ein ganzer Roman. Sein Vater, der auch Schiffer ist, will, daß er die Tochter eines Berufsgenossen in Zehdenick heiraten soll. Aber er mag nicht das Mädchen — Betty macht ihm sehr gut nach, mit seiner langsamen, schwerfälligen, dumpfen und märkischen Sprechweise, zu der ihr flinkes, helles Berlinisch in schönem Kontrast steht. „Ne Schiffersche? Nich in de Tüte! Langweiliges Frau'nzimmer! Die soll sich der Alte sauer kochen lassen. Überhaupt in Zehdenick verkommen? Na! Das is der Dod" ... Kinder, wir müssen da 'mal 'ne Partie hinaus machen, das muß ja ein haarsträubendes Nest sein ... Det bisken Geld — sagt der Bursche — macht alleene ooch nich glücklich, wenn 'ne Frau langweilig is!"

Die Drei lachten herzlich, Benhay fuhr fort die Bedenken des jungen Menschen zu schildern, wie sie ihm das Mädchen dargestellt hatte, das glücklich war, sich einmal mit einem Mann von Weltkenntnis aus-

zusprechen. Er möchte ja gern 'raus aus der Schifferei: „Wissen Sie, Herr, sind tut's ja ooch nischt. Uf'n grünen Zweig kommt so'n Schiffer ooch nich, wenn er manchmal acht Dage stille liegen muß, bis er von der Genossenschaft seine Fracht zugewiesen kricht — in der Zeit verbummelt der Mensch ja — und jetzt mit die elektrischen Ziegelkähne, da kann der Schiffer bald pleite gehn ... und wenn ma' Glück hat, fällt ei'm 'mal 'n Ladestück uf de Foten und ma' muß vier Wochen in't Krankenhaus ..."

„Na, hat denn das Mädchen den Burschen gern?" fragte nun Hans noch einmal.

„Ach, wißt ihr," antwortete Benhay gedehnt, „ich glaube, sie spielt mehr mit ihm. Ich hatte so den Eindruck — seine naiven und plumpen Huldigungen kitzeln ihre Eitelkeit ... Große Tugendbolde werden sie natürlich beide nicht sein ... was ordentliches hat ja das Mädel auch nicht gelernt. Als ich sie fragte, ob sie schneidern und kochen kann, lachte sie. Dazu hat Buchholz keene Zeit nich, sagte sie; ick muß schon seit meinem fufzehnten Jahr in die Fabrike. Na, viel kann da nich bei rauskommen. Tanzen geht sie natürlich. Und die paar Spargroschen von dem Burschen gehen dabei zum Teufel, wie sie mir selbst erzählt hat. Denn Putzen, darauf legt sie Wert. Sie war selbst am Wochentag ganz propper gekleidet ... Daß so'n Mädel den armen Burschen mehr reizt als seine bäuerischen Zehdenickerinnen, das versteh' ich. Sie lachte und kicherte in einem fort. Eigentlich machte sie sich lustig über den Burschen, sie kopierte ihn, seine hochgezogene Achsel, sein breites Gehen, verhöhnte seine Geschenke

— Apfelsinen kauft er ihr immer — aber im Grunde is er'n anständiger Kerl, sagte sie."

„Und was wollte sie —? "

„Tja, das kam wohl zuletzt. Sie möchte fort aus der Fabrik. Es würde schlecht bezahlt und bei der Arbeit zerkratzt man sich die Fingerkuppen, und das viele Stehen auf einem Platze — und auf die Dauer wäre es so eintönig, immer dieselben Menschen — — in ein Geschäft in der Leipzigerstraße möchte sie —" Benhay lachte — „Das könnte ihr so passen! Dumm ist sie nicht... Sie hatte mich offenbar für einen Ladenbesitzer gehalten und rechnete darauf, daß mir ihr hübsches Gesicht gefallen würde . . . ich sollte mir nur nichts dabei denken, sagte sie, sie wohne bei ihren Eltern..."

„Ich möchte das Mädchen einmal kennen lernen," meinte Johanna.

„Ach, Sie würden enttäuscht sein," erwiderte Benhay, „es ist doch, wie bei den Großstadtmädchen aus dem Volke, alles nur Oberfläche... Ich könnte ja mit meinem Kravattenlieferanten sprechen, der in der Friedrichstadt sein Geschäft hat... aber ich fürchte, der Weg, den man so einem Mädchen damit eröffnet, führt zu keinem guten Ziel —" setzte er ernst hinzu.

„Es wäre doch ein interessantes Experiment," schloß Johanna.

Wenn Johanna einsam ihren Gedanken nachhängend das Salzufer entlang am Kanal spazieren ging, kamen ihr manchmal böse Viertelstunden. Was sollte nun mit ihr werden? Sie war nicht so verstockt um nicht zu fühlen, daß zwei Männer Teilnahme für

sie empfanden. Aber im Grund war doch keiner von beiden der rechte. Hornemanns Absichten mochten die reinsten sein: die Welt, in der er lebte, war unter der ihren — und sie fürchtete das Hinabsteigen. Sie achtete Hornemann, aber sie liebte ihn nicht leidenschaftlich genug, um die Hoffnung zu hegen trotz des Höhenunterschieds mit ihm glücklich zu sein. Und selbst wenn Hans nur das Beste mit ihr beabsichtigte — sie würde in der Welt, in der er zu leben gezwungen war, nie als ebenbürtig anerkannt werden, und damit war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine Ehe mit Hans sehr unglücklich ausgehen würde. Sie verwünschte die Erziehung, die sie genossen, den Beruf, den sie einst ausgeübt, weil sie sie mit Ansprüchen erfüllten, zu deren Erreichung ihr die Kräfte fehlten. So stark war die Liebe zu keinem der beiden, um ihr über alle äußeren Unterschiede, alle drohenden Konflikte hinaus sichere Aussicht auf dauerndes inneres Glück zu bieten. Es tat ihr leid, daß sie sich von Hans hatte überreden lassen von ihrem Vorsatz von damals abzustehen! Wäre sie nur ihrem Instinkt gefolgt! Dann wären ihr alle diese Aufregungen erspart geblieben! So wie jetzt konnte es auf keinen Fall bleiben. Sie mußte heraus aus der falschen Lage, mußte Hornemanns Haus verlassen, den Verkehr mit Hans abbrechen.

Der Entschluß stand fest, aber sie verschob die Ausführung von einem Tage zum anderen. Wohin sich wenden? Was unternehmen? Und die Gemütlichkeit im Hornemannschen Hause mochte täppisch und schwerfällig sein, sie war nichtsdestoweniger liebenswürdig

und anziehend. Die Plauderstunden mit Hans boten so viele Anregungen, und die Ausflüge so viele Zerstreuungen!

Trotzdem ... hatte Hans nicht gesagt, daß er nächste Woche für einige Tage von Hause abwesend sein werde, daß er eine kleine Reise mit dem Vater unternehmen müsse? Der Rauch, der aus den Fabrikschornsteinen aufstieg, die immer zahlreicher in dieser Gegend aus dem Boden wuchsen, gab ihr Anregung zum plötzlichen Entschluß. Dann, wenn auch Hornemann in der Fabrik war, wollte sie es tun ... die Alte wurde mit dem Kinde spazieren geschickt, und in der Zeit verschwand sie, ungesehen, ins Unbekannte, Unausspürbare! ...

Der alte Ambühl hatte schon längst Gelegenheit gesucht zu einer neuen, eingehenden, ernsten Aussprache mit seinem Sohn. Aber in dem Hetztreiben des Alltagsgeschäfts wollte sich die Gelegenheit dazu nicht einstellen. Wenn er einmal gerade mit der Einleitung begonnen, schnellte ein Telegramm, ein wichtiger Fernsprechanruf dazwischen, ein laufendes Geschäft bot ungeahnte Schwierigkeiten der Abwickelung, die sofort behoben werden mußten. Es galt sich einmal für zwei Tage völlig frei zu machen. Seit dem Abgang des Fürsten Bismarck aus dem Amte waren die Wallfahrten aller möglichen Berufsgenossen und -vereinigungen nach Friedrichsruh Sitte geworden; seit Kaiser Wilhelm II. auch dort gewesen war, hatten sie die Weihe „höherer" Billigung erhalten, und in diesem Jahre waren sie besonders zahlreich aufgenommen worden, weil ungünstige Nachrichten über den Gesundheitszu-

stand des Greises bekannt wurden und viele den großen Mann vor seinem zu erwartenden Hinscheiden noch einmal zu sehen wünschten. So lud Ambühl seinen Sohn ein, sich an einer Huldigungsfahrt der „Berliner Metallindustriellen" mit ihm zu beteiligen. Hans liebte Bismarck keineswegs, er sah in ihm den Unterdrücker des freien Worts, er verachtete seine Habgier, sein Bestreben von der Nation immer neue Geschenke herauszuschlagen; er glaubte Benhay, der ihm darlegte, daß Bismarck der Unabhängigkeit der Forschung an den Kragen wolle. Aber da er neugierig war und schließlich nicht leugnen konnte, daß durch die Bismarcksche Zollpolitik die deutsche Metallindustrie einen neuen Aufschwung erhalten hatte, nahm er an. — —

Der Empfang in dem kleinen Garten hinter dem Schlosse war vorüber, man war nach Hamburg zurückgekehrt und Vater und Sohn hatten sich zu einem üppigen Frühstück bei Pfordte niedergelassen. Der Vater war noch ganz voll von den empfangenen Eindrücken, suchte aber schon nach einer Anknüpfung für den Gegenstand, der ihm noch näher am Herzen lag. Er klopfte mit dem Rücken des Messers etwas verlegen gegen das Tischtuch.

„War das heut nicht herrlich?" fragte er dann plötzlich. „Wie er da stand oben auf der Terrasse, wie eine Bildsäule aus Erz! Ein echter deutscher Mann! Und seine Worte! Auswendig lernen müßte man sie! Man darf gar nicht daran denken, daß auch solch ein Mann einmal von hinnen gehen muß!"

Hans lächelte ein wenig verlegen. „Du bist ja ordentlich begeistert, Papa! Ich muß gestehen, auf

mich hat der Zauber lange nicht einen so tiefen Eindruck gemacht. Es war schrecklich viel Theater dabei. Wie erst die Diener mit den drei Decken herauskamen und sie über die Terrassenbrüstung breiteten — dann der Aktör, der Leibarzt alles genau untersuchte und daran herumzupfte, und weiter der ganze Operettenaufzug — erst das Gefolge, dann die Familie; und schließlich der große Mann, der doch ganz genau vorher wußte, was und wer kommen würde, mit niedergeschlagenen Augen bis an die Brüstung schreitet und da ganz erstaunt auf einmal aufblickt, wie fassungslos über die vielen Menschen ... Nee, nee, nee! Theater, Papa, Theater!"

„Aber die Rede —!"

„Herrgott: immer dieselben Redensarten: ein dutzendmal hab' ich das schon gelesen —"

Papa Ambühl wurde etwas nervös. „Weißt du, ihr jungen Leute seid aber gräßlich. An allem nörgelt ihr herum. Ihr habt keine Ehrfurcht mehr. Die fehlt euch. Ohne Bismarck hätten wir längst die Revolution, und Herr Seuffert und Herr Hornemann säßen heute wahrscheinlich da, wo Gottseidank ich und du sitzen!" Hans schwieg und lächelte. Der Vater fuhr fort: „Und dieses echt deutsche Familienleben! Das Herz muß einem ja aufgehen, wenn man ihn so sieht im Kreise seiner Söhne und Schwiegertöchter! Das ist Ehrfurcht! Gibt es was Schöneres?" Er neigte sich ganz zu dem Sohn herüber und berührte seinen Arm. „Warum willst du mir nicht das Vergnügen machen und auch bald heiraten, Hans? Gründe dir doch einen Hausstand! Mit Ruhe könnte ich dann in die Grube fahren

und mir sagen: dem kann das Leben nichts mehr anhaben!"

Aha! Nun wußte Hans endlich, worauf der Alte hinzielte. Er wollte ihn überlisten, ihm eine Zusage abpressen — und da galt Vorsicht.

„Du wirst ja auf einmal sentimental, Papa!" sagte er. „Das ist man an dir gar nicht gewöhnt, das steht dir auch gar nicht. Mit dem „in die Grube fahren" mußt du mich nicht schrecken. Wer so kräftig ist, wie du, bei dem hat das gar keine Gefahr."

„Ich bin nicht kräftig. Das hab' ich das vorige Jahr in Nauheim gemerkt. Ich bin bald verbraucht. Ich möchte gern mein Haus gefestigt sehen. Es gibt doch so nette Mädel. Frieda ist ein kluges Mädchen —"

„Frieda Richter? Superklug. — — Weißt du, ich mag nu' mal die Leute nicht!"

„Weil du sie nicht kennst. Verkehr' nur öfter bei ihnen!"

„Ich versteh' nicht, Papa, wie du gerade die Festigung unserer Familie auf d i e Leute gründen willst. Wenn ich in die Familie Richter hineinheirate, so wird doch der Alte versuchen auf unser Geschäft Einfluß zu nehmen. Die Katze läßt das Mausen nicht. Er will dann an uns verdienen und wird uns mit Gründungsideen kommen. Ich sehe voraus, wohin das führt. Eine Verbindung mit Richters — das wäre der erste Schritt zu unserer Depossedierung. Dann setzt er einen Direktor ein, und schließlich —"

Papa Ambühl sann einen Augenblick nach, sah auf das Tischtuch und sagte ein wenig zögernd: „Ich will

dir offen gestehen — mir wäre neues Kapital nicht unerwünscht ... Gegen das, was du befürchtest, kann man sich ja kontraktlich schützen ... Aber denke dir, wenn wir uns vergrößern könnten: du willst ja selbst verschiedenes neu einrichten ... jetzt wo sich der Weltmarkt täglich erweitert, wo in Ostasien ganz neue Bedürfnisse auftreten, wo die Chinesen anfangen Bier zu brauen ..."

„Dann müßten wir die Fabrik überhaupt weiter fortlegen, Papa. Erstens sind die Terrains in unserer Gegend schon viel zu teuer geworden. Und dann kriegen wir nie die Bauerlaubnis für das Salzufer. Die Polizei erschwert uns so schon alles —"

„Gerade Richter hat so gute Beziehungen zum Präsidenten ... Aber wir wollen das Geschäftliche ganz beiseite lassen. Frieda ist doch ein hübsches Mädchen. Reizt dich denn das nicht?"

„Im Gegenteil. Weißt du nämlich, Papa — mich hat auch in dieser Hinsicht Amerika erzogen ... Weißt du, wer die Frau von Edison ist? ... ich hab' sie drüben kennen gelernt ... ein ganz armes Büromädel war sie ... ich steh' auch auf dem Standpunkt: lieber ein Mädchen ganz ohne Vermögen heiraten, aber Herr im Hause und im Büro bleiben. Groß werden aus eigner Kraft, wenn's geht ... wenn's nicht geht, klein bleiben ... aber jedenfalls Herr im Hause!"

Der alte Ambühl wurde um einen Schatten blässer. Dann sagte er auffallend schnell: „Du redest immer so viel von aus eigner Kraft. Ich trau sie dir gar nicht so recht zu. Du bist ein viel zu weicher Mensch. Du brauchst eine Stütze."

„Ach, ich weiß schon, worauf du anspielst. Du wirfst mir wieder 'mal meine sogenannte Arbeiterfreundlichkeit vor. Ich glaube aber nun, daß, je anständiger man die Menschen behandelt, sie um so williger sind."

„Du hast 'ne Ahnung! Die Menschen wollen beherrscht sein. Sie wollen eine feste Hand über sich spüren. Sie wollen frei sein von Verantwortlichkeit. Du hast es ja selbst erlebt. Ich halt's mit meinem Bismarck. Aber dich durchschau ich jetzt. Die dreckigen stinkigen Kerls stehen dir näher als der Gedanke an deine Familie. Du hast den Popularitätsdusel. Das sage ich dir, damit macht man keine Geschäfte."

„Papa, verdreh' bitte die Tatsachen nicht. Ich handle — ich glaube wenigstens gerade im Interesse des Geschäfts zu handeln."

Der alte Ambühl goß schnell ein Glas Wein hinunter. „Wir wollen den alten Streit nicht wieder anfangen. Nach meinem Tode tu', was du willst. Treib's meinetwegen zum Bankerott — ich kann dann nichts mehr ändern. Aber jetzt — wenn du immer vom Herr im Hause sein sprichst: so lange ich lebe, werd' ich's sein — im Hause und in der Fabrik."

Hans wandte die Blicke gegen die Zimmerdecke und sagte halblaut: „Man bildet sich manchmal was ein und übersieht das Allernächstliegende!"

Der alte Ambühl überhörte die Bemerkung oder gab sich den Anschein. „Der Bummel, wie er jetzt in der Fabrik eingerissen ist, paßt mir schon lange nicht mehr. Es muß anders gearbeitet werden. Von nächster Woche werden die neuen Kontrollstechuhren ein-

geführt — die sind ja wohl auch amerikanisch? — für jedermann! Hörst du? Auch für mich und für dich."

„Na!" sagte Hans kopfschüttelnd, „das wird neue Kämpfe und neue Aufregung kosten — denn so weit sind wir hier eben noch nicht."

„Is mir ejal. Und was dich betrifft, so ist es mein dringender Wunsch, daß du Frieda heiratest."

„Liebes Papachen — wer heiratet, bin schließlich ich. Und ich versichere dir: Frieda ist gar nicht nach meinem Wunsch."

Papa Ambühl griff in die Tasche, um zu zahlen. „Na, wenn man so spricht," sagte er, „dann hängt man eben wo anders fest. Ich werd' schon dahinter kommen. Wer ist es denn? Eine Schauspielerin, vermutlich?" Er fügte höhnisch hin: „In Amerika, da heiraten ja wohl Schauspielerinnen in die guten Familien?"

„Papa, du bist ganz auf dem Holzwege. Du tust sehr unrecht mir zu mißtrauen!"

Ambühl stand auf. „Also gut — wenn es Frieda nicht sein soll — dann bring' mir 'ne andere. Ein Mädchen aus guter Familie, wie die unsere. Ich überlaß dir die Wahl. Aber bitte, beeile dich!"

Sie fuhren zum Bahnhof, und auf der ganzen Reise bis nach Berlin sprachen sie nur wenige, gleichgültige Worte miteinander.

Achtes Kapitel.

Papa Ambühl hatte bald Gelegenheit neue Nahrung für seinen Verdacht zu sammeln, daß hinter seines Einzigen Weigerung, sich mit dem Mädchen zu verloben, das bisher nur des Vaters Wahl war, die Neigung zu einer anderen steckte, mit der Hans nur vorläufig deswegen nicht heraustreten wollte, um den Vater nicht unvorbereitet zu betrüben. Seinem Grundsatz getreu einer Katastrophe zuvorzukommen tat er Schritte, sich durch ein Detektivbüro unterrichten zu lassen, wo Hans seine freie Zeit verbringe. Die Auskunft jedoch, daß sein Sohn oft im Haushalt des Oberwerkführers erscheine, dünkte ihm so unwahrscheinlich, namentlich in Anbetracht des Mangels einer Schwester oder erwachsenen weiblichen Verwandten Hornemanns, daß er den Vertreter des Büros einen „dummen Kerl" nannte und die Verbindung mit ihm abbrach. Bald darauf aber kam ihm nähere Kunde von ganz unvermuteter Seite.

Seuffert ließ durch einen der ihm unterstellten Arbeiter, einen tschechischen Landsmann, den er sich

als Vertrauten herangezogen, Hornemann ständig bespitzeln in der Erwartung einmal etwas zu erfahren, was er vor der Gewerkschaft, in der von beiden einer dem anderen mißtraute, zu dessen Ungunsten auslegen könne. Durch seinen Spion hatte er erfahren, daß eine junge Dame seit kurzem bei Hornemanns einquartiert sei und daß seit dieser Zeit Hans regelmäßig dort erscheine. Seuffert glaubte sofort etwas von Gelegenheitsmacherei zu wittern, und wenn es ihm gelang Hornemann als moralischen Heuchler zu entlarven, war es um dessen Stellung im Vorstand der Gewerkschaft geschehen. „Damit ich brech' ihm Hals!" sagte er zu seiner Geliebten, einer tschechischen Schneiderin. „Misse wir Tschesky hier zusammenhalten in Berlin, misse wir unterkriege verdammtiges Daitsches!" und so trieb er sie dazu, nach seinem Diktat an Ambühl einen anonymen Brief zu schreiben. „Wenn Sie wollen erfahren Sicheres über Verkehr von Herr Sohn mit unwirdige Leite, so wend sich an Herr Seuffert, er is absolut vertrauenswirdik!" Die stumpfnäsige, scheele Gesellschaft der Drei — denn gerade vor sich hinblicken konnte keiner — saß in Marinkas Zimmer beim Schnaps, kicherte und freute sich königlich ihres kommenden Hetzerfolges. Ambühl war durch den Brief stutzig geworden. Er ließ ein paar Tage verstreichen, machte dann wie zufällig eine Inspektionsrunde durch die Fabrik und an Seufferts Arbeitsplatz stehen bleibend und scheinbar die Metalldrehbank inspizierend, sagte er, so leise als das Surren und Sausen des Betriebs gestattete: „Was wissen Sie über den jungen Herrn? Was sind das für unverschämte Zuschriften!"

Er nahm ein Werkstück in die Hand und tat vor den anderen, als setze er etwas an der Arbeit aus.

„Ich? wieso?"

„Na — der Brief stammt doch von Ihnen!"

Seuffert legte die Hand aufs Herz, schwor, daß er von nichts eine Ahnung habe und schielte dabei um die Ecke des Verschlagbrettes nach Hornemanns neu eingebauter Bude. Ambühl ließ sich natürlich nicht irre machen und wußte nach wenigen Minuten, was er wissen wollte, dann sagte er hochmütig: „Also künftig kümmern Sie sich um Ihren eignen Dreck und nicht um Dinge, die Sie nichts angehen!" Seuffert, der nicht an Hans, sondern nur an Hornemann dachte, ballte die Faust hinter ihm her. Ambühl beauftragte nun nochmals das Ermittelungsbüro ihn sofort telephonisch zu verständigen, so wie Hans wieder im Hornemannschen Kreise weile.

Ein paar Tage später erfolgte auch pünktlich die Meldung durch den Fernsprecher.

Hans saß in gemütlicher Stimmung auf dem Kanapee und spielte mit Johanna und Hornemann „Schafkopp", während die Mutter in der Küche Geschirr reinigte.

Hornemann wurde mehrmals zum Aufpassen ermahnt, weil er falsch bediente — er war an diesem Abend unaufmerksam, denn er erlauerte einen Moment, in dem er mit Hans allein wäre, um ihn zu bitten mit seinen Besuchen sparsamer zu sein, weil zuletzt doch die Nachbarschaft Verdacht schöpfen müsse. Jedermann sah verwundert auf, als es plötzlich klingelte; die

Mutter kam mit bleichem Gesicht herein und sagte stotternd, als schwane ihr Unheil: „Herr Ambühl — Ihr Herr Vater ...“

Hans, die Karten noch in der Hand, sprang auf und rief: „Nanu?“

Ambühl Vater trat ein, bemerkte sofort die Verwirrung und sagte ruhig und sich zur freundlichsten Miene zwingend: „Guten Abend, meine Herrschaften — aber lassen Sie sich durchaus nicht unterbrechen — ich möchte nicht für einen Störenfried gehalten werden. Ich muß nur meinen Sohn einen Augenblick sprechen .... Hans, es ist telegraphisch ein sehr dringlicher Auftrag aus England eingetroffen. Du begleitest mich wohl — wir müssen unbedingt noch heute darüber konferieren, ob wir ihn annehmen können... Bitte nehmen Sie nur wieder Platz, meine Herrschaften — — Hans — —“

Hans, noch ganz verwirrt, sagte: „Natürlich, Papa!“ und trat hinter dem Tisch vor, bereit dem Vater zu folgen.

„Du läßt wohl die Karten hier?“ meinte der Alte ein wenig ironisch, als Hans in der Verwirrung die Blätter noch in der Rechten hielt. Hans wurde rot und griff nach dem Hut.

„Hornemann,“ sagte der Alte mit gleißender Scheinfreundlichkeit, „Sie können in Ihrer Abteilung noch fünf bis sechs Dreher einstellen. Nicht?“

„Gewiß, Herr Ambühl.“

„So! Na, das wird sich ja finden. Komm,

Hanschen. Auf gutes Wiedersehen, meine Herrschaften!"

Liebenswürdig grüßend ging er hinaus. Johanna beachtete er anscheinend gar nicht, hatte sie aber doch während der ganzen Szene mit heimlichen Blicken genau studiert. Daran, daß er sie schon einmal gesehen, dacht er nicht mehr; er erkannte sie nicht wieder.

Vater und Sohn gingen schweigend neben einander her, die Straße hinauf bis zum Kanal und dann am Ufer entlang gegen die Charlottenburger Brücke zu. Die spärlichen Gasflammen der Straßenlaternen versuchten mit unsicherem Schein die Finsternis zu besiegen, aber ihr mattes, gelbrotes Licht ward von den gewaltigen Schattenmassen der großen Fabrikgebäude, der Irrenanstalt, der Gärten am jenseitigen Ufer und der langen Wasserlinie fast verschlungen. Der Ort war ganz einsam, der langsame Tritt ihrer Füße schallte schlürfend durch die Nacht. Der Himmel sah düster und schwer aus; ganz drüben über Charlottenburg, im äußersten Westen lag es noch wie ein leiser dunkelgrauer Nachschimmer der abgezogenen Dämmerung des Frühsommerabends. Ambühl Vater warf von Zeit zu Zeit einen kurzen Seitenblick nach dem Kanal, aus dessen Wasser die finstren Schatten der Fabrikschornsteine des anderen Ufers drohend hervorzudrängen schienen, und sah dann von der Seite wieder nach seinem Sohne. Hans hatte die Lippen gegeneinandergepreßt. Endlich begann er scheu und ganz leise: „Was ist das ... mit England? ..."

„Ach!"

Die ganze zusammengepreßte innere Empörung

des Alten lag in dem kurzen, verächtlichen, wegwerfenden Ton dieses unterbrechenden Ausrufs.

Hans sah fast entsetzt auf. Des Vaters Zorn wandelte sich sofort in Schmerz. „Also da bringst du deine Abende zu!" sagte er mit umflorter Stimme.

Hans suchte nach einer Erklärung. „Ich bemühe mich um Informationen über die Lebenshaltung unserer Arbeiter —" erwiderte er zögernd. „Ich will ein Buch schreiben — wie es den Arbeitern wirklich geht —"

„Halte mich doch nicht zum besten!" rief der Vater wieder schroff und barsch. „Bin ich denn ein Junge, dem man so etwas erzählt? Glaubst du, ich weiß nicht genau was los ist? Das Mädel steckt dir im Kopf. Nur das. Deswegen sündigst du auf die Autorität los, die zwischen Arbeitgeber und Arbeiter aufrecht erhalten werden muß. Du untergräbst unser ganzes Geschäft."

Hans war froh, daß der Vater die Unterhaltung abzulenken schien, er klammerte sich an das soziale Moment. „Nein, das ist nicht richtig, Vater!" sagte er. „Die Zeiten der Autorität sind vorüber. Heutzutage wird der Arbeiter um so zuverlässiger, je mehr persönliche Teilnahme der Herr am einzelnen nimmt." Er wählte den Ausdruck „Herr" absichtlich, um dem Vater entgegen zu kommen.

Der Vater ballte die Faust und lachte grimmig auf. „Haha, die Bestien! . . . Aber deine sogenannten Studien sind mir piepe. Weniger das Verhältnis mit dem Frauenzimmer."

„Ich habe kein Verhältnis mit Johanna!" sagte Hans kurz und hart. „Wenn nur jedes Mädchen aus unseren sogenannten guten Familien so anständig wäre."

„Du bist wohl —"

„Wenn ich übrigens eines hätte, wüßte ich auch nicht wie du zu deinen Vorwürfen kommst? Ich bin doch wohl längst mündig."

„Aber du zerreißt mir alle meine Pläne."

„Was heißt das?"

„Na, das brauche ich dir wohl nicht noch einmal näher auseinanderzusetzen."

Jetzt half nichts weiter: um sich zu verteidigen, mußte Hans zum Angriff übergehen.

„Deine Pläne, lieber Vater," sagte er, „sind deine Pläne und meine Pläne sind meine Pläne. Übrigens steht dir dein Haus wohl näher als meins. Und ich will nicht das Gleichnis vom Splitter und Balken wiederholen: das steht schon in der Bibel." Er erstaunte bei sich selbst über die Energie seiner Sprache.

„Jetzt frag' ich: was soll das heißen?"

„Das soll gar nichts weiter heißen, als daß mir die Gesellschaft in der Familie Hornemann, über die du die Nase rümpfst, lieber ist und anständiger erscheint, als die, mit der ich in Villa Lonny zu verkehren gezwungen bin. Das soll's heißen!"

„Wer denn zum Beispiel?"

„Also zum Beispiel und vor allem: Herr Leubuscher. Sein Benehmen gegen Mama paßt mir nicht. Er ..."

Hans suchte nach einer Wendung, die den Vater nicht verletzte: „Er ist ein unverschämter Kerl."

„Hast du was mit ihm vorgehabt?"

„Ich? Gott soll mich bewahren. So'n Hanswurst spuck' ich nicht an. Ich sage dir ja, sein Benehmen gegen Mama finde ich frech."

„Das ist nicht wahr!" rief der Alte rasch.

„Na, dann weiß ich nicht, wo du deine Augen hast, Papa ... Wirf den Menschen hinaus!"

„Das werd' ich machen, wie i ch will."

Sie blieben auf dem Pflasterweg stehen und sahen einander in die Augen. Der Mond war aufgegangen und in dem bleichen duftigen Schimmer suchte jeder in des anderen Zügen mehr zu lesen als die gesprochenen Worte verrieten. Stumm, nur mit Blicken schien jeder dem anderen die kurze Frage zu stellen: „Weißt du? — — ? —" Wohl zwei Minuten, eine lange Zeit, standen sie sich so gegenüber.

Endlich murmelte der Vater: „Mir Vorschriften machen lassen von einem dummen Jungen, der auf jede Schürze hineinfällt!" Damit kehrte er kurz um und ging fort.

Als Hans sich von seinem Erstaunen erholt hatte, wandte er sich ab und ging heim. Dort setzte er sich erst eine Weile schweigend auf den Divan, dann läutete er Benhay durch den Fernsprecher an. Der Diener meldete aber, der Herr Doktor sei ausgegangen, wahrscheinlich sei er jetzt im Klub. Hans versuchte zu lesen, warf aber das Buch bald wieder beiseite. Auf einmal ertönte draußen die Glocke und gleich darauf

stand der Alte wieder vor seinem Sohn. Hans hatte sich von seinem Staunen noch nicht erholt, als jener begann: „Hör' mal, das mit dem Labouchère ... wenn du irgend etwas weißt, bist du verpflichtet es deinem Vater zu sagen." Hans versuchte ein wenig deutlicher zu werden, ohne seinem Vater die eigene Schmach direkt ins Gesicht zu schleudern. Nach den ersten Sätzen wehrte Ambühl mit der Hand ab, ging dann schweigend im Zimmer umher, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, und Hans glaubte, als er eine Wendung machte, im Auge des Vaters leise etwas Feuchtes glänzen zu sehen. Endlich, nach geraumem Zögern, begann der Alte: „Na, da die Sachen einmal so weit sind, muß ich dir schließlich reinen Wein einschenken. Du bist ja mein Einziger, und auf dir ruht alle meine Hoffnung. Wenn ich mich auch nicht alt fühle — werden tu' ich's doch. Leicht wird's mir nicht dir das alles zu sagen — aber — na —! — ...

Daß es mit dem Geschäft schlecht geht, weißt du —." Er vertiefte sich in die Darstellung der geschäftlichen Lage: es schien ihm eine Erleichterung zu gewähren das Gespräch von den Dingen in der Familie abzulenken. Er schilderte die Schwierigkeiten, die durch die Erhöhung der amerikanischen Zölle entständen, die Steigerung der Preise des Eisens und der Kohle, die Unmöglichkeit gegenüber den immer stärker werdenden Vereinigungen der Arbeiter die Löhne herabzusetzen, die strengeren Vorschriften der Polizei für den Schutz der Arbeiter im Betrieb, die Kosten der Arbeiterversicherung, die die neuen Gesetze vorschrieben, die erhöhten Steuern. Große Bankbrüche bisher an-

gesehener Firmen in Italien hätten das Geschäft um Zehntausende geschädigt. „Die Hallunken wollen nicht zahlen. Der Deutsche ist ihnen ein Barbar, den man betrügen darf, wie der Pelzjäger den Indianer." Es gelte neue Absatzquellen zu suchen: Der ostasiatische Markt müsse unbedingt erobert werden, und es sei nur allmählich möglich dort gegen die Engländer aufzukommen, für die der Respekt vor ihrer mächtigen Flotte werbe. Man müsse für die gelben Länder erst neue Modelle schaffen: für Japan müsse alles kleiner sein als bei uns, für China und Siam müsse man alles einfacher machen, jeder Apparat dürfe nur aus wenigen Teilen bestehen, die für die naiven, ungeübten Arbeiter leicht auswechselbar und einsetzbar sein müßten: denn nicht jedes Unternehmen dort könne sich einen europäischen Monteur halten — der sei zu teuer und ergebe sich in längeren Perioden des Beschäftigungsmangels bald dem Trinken. Alle diese Dinge machten die Beschaffung neuen Kapitals unerläßlich. In Deutschland sei es im Augenblick nicht so leicht Geld für ein mittleres Unternehmen zu bekommen, da die Riesenunternehmungen alles an sich zögen. „Auf der Deutschen Bank lachen sie mich aus mit meinen paar mal hunderttausend Mark: die haben nur Interesse für die Bagdadbahn, Untergrundbahn, Westend, Siemens & Halske, und alle ihre Millionengeschäfte. Es ist ein Glück, das größte Glück meines Lebens, daß ich an Richter herangekommen bin. Glaubst du, er würde sich um unser Geschäft kümmern, um unser kleines Geschäft, wenn sich Frieda nicht so für dich interessierte? Was pfeifen würde er mir. Und jetzt willst du mir einen

Strich durch die Rechnung machen? Ist das recht, ist das dankbar von dir, das Mädel so zu behandeln, das mit ihres Vaters Gelde jeden Gardedukorps-Leutnant haben könnte, jeden Baron, jeden Grafen — und an dir hängt? Geh, Hans ... sei doch bloß ein bissel vernünftig!" ... Er hatte sich auf das Sofa gesetzt, neben seinen Sohn, und legte seine Hand um dessen Rücken.

Hans wandte sich rasch um, so daß die Hand hinabglitt, und fragte schneidend: „Und Herr Leuscher — ?—"

Der Vater rückte näher an ihn heran. „Gott, Hans, du marterst mich," sagte er zögernd. „Herr Labouchère ist ein großer Künstler, ein reicher Mann .. Er verdient mindestens hunderttausend Mark das Jahr ... Mehr also als wir! ... Er frägt mich und Richter oft um Rat, wie er seine Gelder anlegen solle? .. Wenn er sich verpflichtet einen größeren Posten Obligationen oder Aktien zu übernehmen, wenn er von seinen Kollegen und Freunden einige heranzieht, dann ist die Sache mit Richter sehr leicht zu machen" ... Er brach rasch ab und holte tief, fast seufzend Atem. „So ... nun hab' ich dir alles gesagt . . ."

Hans schüttelte den Kopf. Ihn schauderte. Ihm kam in diesem Augenblick eine solche Erklärung geradezu widerwärtig vor. Darum stellte der Vater sich blind! ... Er streifte den Gedanken ab wie eine ekle Raupe. Er sprang auf das geschäftliche Thema zurück, das doch nicht ganz so widrig war.

„Laß dich nicht so tief mit Richter ein, Papa!" sagte er. „Wenn die Bank uns gründet, will sie auch

dort befehlen, wo wir bisher herrschten. In dem Augenblick da es ihr passen wird, wird sie uns rücksichtslos absetzen!"

„Lieber Sohn — wer Geld braucht und Geld nimmt, muß auch 'mal ein kleines Zugeständnis machen. Das habe ich mir überlegt, darüber bin ich mir längst einig. Das Absetzen geht nicht so einfach. Ich bleibe immer Großaktionär, den man nicht so ohne weiteres beiseite schieben kann, selbst wenn sie mir 'mal ne geflissentliche Baisse machen. Du bleibst technischer Leiter und ich kaufmännischer — also wir haben sie mindestens ebenso in der Hand wie sie uns ... Laß dich doch endlich überzeugen. Es geht nicht anders ..."

Hans starrte vor sich hin auf den Boden. In ihm wogte es heftig. Einen Moment lang empfand er das tiefste Mitleid mit seinem Vater, der in den letzten Zeiten unendlich gelitten haben mochte. Mit einem Male sprang er gleich einem Wilden auf, rannte durch das Zimmer, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und schrie: „Verschachere du deine Frau — ich laß mich nicht verschachern!"

Der Vater stellte sich, als habe er das schlimme Wort nicht gehört. „Was soll werden, Hans?" fragte er.

„Hm!" Hans ging eine Weile im Zimmer umher. Endlich sagte er scheinbar ruhig: „Wenn du glaubst, tun zu sollen was du nicht hindern kannst, dann müssen wir uns trennen, Vater. Mein mütterliches Erbe ist hypothekarisch eingetragen. Ich will mich zunächst mit den Zinsen begnügen — davon kann ich bescheiden leben, so lange bis ich eine Stellung ge-

funden habe.“ Er setzte sich vom Vater abgewandt in einen Sessel am Fenster. Es war ihm peinlich dem Alten in die Augen zu blicken.

„So weit hat dich das Mädel!“ sagte der Vater ganz gebrochen. „Mein Gott, hätte ich das bloß früher erfahren!“

„Vater, lassen wir d a s Moment aus dem Spiel. Für mich handelt es sich hier um Ehre, nicht um Liebe!“

Der Alte erhob sich um noch einen Versuch zu machen. Er trat dicht an den Sohn heran, küßte ihn auf die Stirn, legte die gefaltenen Hände auf seine Schulter und suchte seinen weichsten Ton. „Hans verlaß mich doch nicht!“ sagte er. „Ich habe auf deine Hilfe gerechnet. Mutest du mir zu, daß ich in meinem Alter mich noch an ein fremdes Gesicht in meiner nächsten Nähe gewöhnen soll? Mit einem neuen Menschen zusammen arbeiten — ich kann das nicht mehr. In meinen Jahren läßt man manches gehen. Ich habe ja vielleicht einseitig gehandelt, ich gebe es zu: ich hätte dich früher in alles einweihen sollen ... Meine ganze äußere Strenge war Maske — das gestehe ich dir heute offen —“

Hans wandte sich rasch um. „Also Herr Leubuscher wird unser Haus nicht mehr betreten? —“

Da brauste der Alte auf. „Ich lasse mir von meinem Sohn keine Bedingungen vorschreiben. Ist das kindlich von dir deine Mutter zu verdächtigen — die Frau des eigenen Vaters zu beschmutzen?“ Der Alte fühlte ohne es sich einzugestehen, daß er Leonie gegenüber, die ihn trotz seiner Jahre geheiratet, zu

schwach sein würde um irgendein Verbot aussprechen zu können. Leonie würde ihm getrotzt haben.

„Ich weiß, was ich sage," erwiderte Hans trocken. Eine lange Pause entstand, in der man nur das Summen einer Bremse hörte, die sich ins Zimmer verflogen, und ein ganz feines Surren, das von den Gasflammen ausging. Endlich sagte der Alte, zögernd, mühsam eine Träne unterdrückend: „Hans, du wirst es dir ja noch überlegen. Aber wenn unsere Wege wirklich auseinander gehen ... man muß im Leben viel verwinden ... versprich mir wenigstens eins: daß du immer an die Ehre unserer Familie denken wirst, an die Reinheit des Namens Ambühl. Heirate das Mädel nicht!" Er sprach die letzten Worte mit einem wahren Abscheu, als rede er von einem ungeheuerlichen Verbrechen.

Hans machte eine abwehrende Bewegung. „Vater, du weißt ja garnicht, wer die junge Dame ist," erwiderte er in ruhiger sachlicher Weise, denn innerlich empfand er Mitleid mit dem alten Manne. „Du kennst sie gar nicht. Sie ist das achtbarste Mädchen, das mir je vorgekommen. Sie ist so rein und keusch wie der Mond. Sie ist aus anständiger Familie, sie ist Lehrerin, sie ... aber du willst das ja alles gar nicht wissen. So höre über die Geschäftsfrage mein letztes Wort. Ich will arbeiten wie ein Kuli. Ich setze meine ganze unverbrauchte Kraft ein, und ich glaube, der gehört die Zukunft. Aber wir müssen aus eigenem Können wieder hochkommen. Wir müssen — das ist mir jetzt klar — den Betrieb, die Arbeiterzahl einschränken und nur noch für einen bestimmten, eng umgrenzten Markt arbeiten. Mein Emaillierwerk gebe ich auf. Sich verkleinern

ist doch keine Schande. Meinetwegen nur für Bierbrauereien in Südostasien, in China und Indonesien arbeiten! Wenn es nötig ist, will ich selbst dahin reisen, die Bedürfnisse der Länder studieren und neue Absatzgelegenheiten suchen. Eventuell muß man sich an neuen Gründungen mitbeteiligen und einen Teil der Zahlungen für die Lieferungen in Aktien übernehmen. Wir werden unsere Lebenshaltung einschränken. Ich gebe mein Auto auf ... Wir müssen aus eigenem wieder hoch kommen! ..."

Der Vater schüttelte skeptisch den Kopf, sagte aber: „Und wenn ich mit allem einverstanden wäre ..."

„Also — ich will das alles tun ... Aber wir geben auch unseren bisherigen Verkehr auf — wir stellen die großen Abfütterungen ein — wir lassen Richters Richters sein und Herrn Leubuscher Herrn Labouchère ..."

„Alles, was du willst, Hans — aber davon sprich nicht mehr, ich bitte dich drum. In bezug auf mein Haus laß ich mir keine Vorschriften machen, von niemandem. Ich kann das deiner Mutter nicht zumuten — ich will es auch nicht — dazu habe ich sie viel zu lieb —"

Hans erhob sich mit einer schmerzlichen Gebärde und stieß einen tiefen Seufzer aus. Der Vater blieb noch einen Augenblick im Zimmer stehen, dann ging er schweigend. Er fühlte, daß in das Tischtuch zwischen ihm und seinem Sohn ein starker Schnitt getan war, daß es nur noch an einem schmalen Rande zusammenhing.

Hans saß eine geraume Weile nach des Vaters Weggang wie in sich gekauert da, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in die Hände vergraben, als brüte er über einem großen Gedanken. Aber er fand nichts. Es war ihm zu dunkel im Zimmer, er machte noch mehr Licht. Ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit überkam ihn für einen Augenblick. Er war mit dem Vater zu hart gewesen. Der war doch schließlich ein alter Mann, mit dem man Mitleid haben mußte. Er verteidigte den Vater vor sich selbst, er begann sich anzuklagen. Es war ganz natürlich und berechtigt, daß er kein Wort gegen Lonny duldete: das war edel. Und die Stiefmutter war jung — der Vater den ganzen Tag im Geschäft ... konnte man ihr einen Vorwurf machen, daß sie ihr Leben genießen wollte? In ihrem Elternhause hatte sie gewiß nicht sehr viel vom Leben gehabt ... Hans sprang auf, er wollte Hut und Stock nehmen und noch jetzt, in der Nacht, hinaus zum Vater fahren: noch einmal mit ihm sprechen — vielleicht fand sich doch ein Mittelweg —

Da hörte er, daß draußen die Klingel gezogen wurde. Wer kam jetzt noch —? — fragte er sich. Der Diener trat ein und meldete Fräulein Wiebel.

„Johanna?"

Sie sah blaß und verstört aus. Sie habe plötzlich große Angst bekommen, daß sie ihn nie wiedersehen würde. Denn der alte Herr sei doch ihretwegen gekommen: das sei ihr ganz klar ... Sie habe mehrmals zu telephonieren versucht, von der Postanstalt aus, aber die Verbindung habe versagt.

Hans war ihr entgegengetreten und hatte ihre

Hand ergriffen. „Beruhigen Sie sich nur, Johanna," sagte er, „von Ihnen ist zwischen dem Vater und mir gar nicht die Rede gewesen."

„Sie wollen es mir nur nicht sagen. Aber ich fühle es, ich weiß es. Ach, ich wäre sehr unglücklich."

„Lieben Sie mich denn, Johanna?" fragte Hans weich.

„Sie wissen, ich schätze Sie über alles. Sie waren so gut zu mir. Sie haben sich nicht begnügt mich einmal zu retten. Jeden Tag haben Sie Ihr Werk neu getan. Ich kann Ihnen das nie vergelten. Ich wollte fort ... Sie nie wiedersehen ... aber es geht nicht ... Ich habe keinen Menschen auf der Welt als Sie. Wenn ich Sie auch noch verliere ... ich ertrage das Leben bestimmt nicht mehr."

Sie sank weinend an seine Brust. Er küßte sie auf die Stirn und zog sie neben sich auf den Divan. „Also Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit!" sagte er. „Mein Vater will mich durchaus verheiraten, und ich habe bestimmt abgelehnt. Erstens mag ich das Mädchen nicht — und dann laß ich mich nicht als geschäftliches Tauschobjekt behandeln — und dann drittens und hauptsächlich: ich liebe dich."

Sie küßten einander, und nach einer Pause fragte Johanna: „Sie ist wohl sehr hübsch?" —

„Ich habe nicht gesagt, daß sie häßlich ist."

Johanna sah zu Boden, „Hans," sagte sie unter Tränen, „vergiß mich! Jeder Traum hat sein Ende. Dein Vater meint es gut mit dir. Man soll seinen Eltern folgen. Ich bin meiner Mutter einmal unge-

horsam gewesen — und ich werde mein ganzes Leben lang daran schwer zu tragen haben. Ich weiß, ich habe sie dadurch ins Grab gebracht."

Hans sah überrascht auf. „Du rätst mir das — du? Ach, wenn das mein Vater hören könnte! ... Daß du mir das sagst, ist mir ein Beweis, daß du mich wirklich liebst ... Also, dann sollst du alles wissen. Ja, ich habe mit meinem Vater über dich gesprochen ... lange gesprochen ... wir sind sehr aneinander gekommen ... und es ist aus zwischen uns. Wir trennen uns."

Ein heißes Feuer brannte auf Johannas Wangen. „Hans!" rief sie, umarmte ihn stürmisch und preßte ihre Lippen auf seinen Mund. Dann, nach einer kleinen Weile ließ sie die Arme kraftlos sinken und sagte: „Hans — das geht aber nicht — du kannst dich nicht meinetwegen mit deinem Vater überwerfen. Das darfst du nicht. Das gäbe ein Unglück. Das kann und darf ich nicht verantworten. Dazu hab' ich dich zu lieb."

Hans bemühte sich sie zu beruhigen. Er sei auf seinen Vater nicht angewiesen. Er könne selbst genug. Im Gegenteil, der Vater brauche ihn, er müsse den ersten Schritt tun.

„Es ist nicht das!" sagte Johanna. „Ich zweifle nicht, daß du mehr verstehst als er, daß er dir unterlegen ist. Aber das gibt nichts Gutes, wenn Vater und Sohn sich hassen. Dessen möcht' ich nicht die Ursache sein; das würde mir schwer auf dem Gewissen liegen. Das Bewußtsein würde mir das Leben verbittern, mir das Glück vergällen, das mir deine Liebe schafft. Wenn es deinem Vater nun in Zukunft schlecht ginge — ich

trüge ja doch die Schuld!" Hans bestaunte ihr feines Ahnungsvermögen. „Hans, du mußt dich mit ihm aussöhnen!" schloß sie. „Um jeden Preis! ... Ach, ich bin schon zum Unglück geboren!"

„Im Gegenteil!" tröstete Hans die Weinende. „Das Glück soll erst anfangen: deins und meins! Wir haben doch das ganze Leben noch vor uns, sieh' mal. Wie's auch kommen mag, wir werden keine Not leiden. Und wenn sich mein Vater zehntausendmal auf den Kopf stellt — ich heirate keine andere als dich! Verstehst du?" Er hatte sich zu ihr niedergeneigt und flüsterte voll Innigkeit, seinen Kopf dicht an ihrem. Sie jauchzte und schluchzte laut auf, und sie küßten einander von neuem. Die Tränen stürzten in Strömen aus ihren Augen.

„Ich kann das Glück kaum fassen!" hauchte sie. „Sieh', ich will dir's offen gestehen — in meinen Träumen hab' ich mir's manchmal so ausgemalt ... wie ein Ideal — an die Möglichkeit hab' ich nie gedacht ... wenn wir zusammen gingen ... ganz abgesehen von unserem eignen Glück ... ich weiß ja nicht, ob ich dir das schaffen könnte, Hansel ... aber wieviel Gutes könnten wir stiften! Wie vielen Leuten helfen! Was könnten wir für die Arbeiter tun — für ihre armen Kinder, die so alle Freude am Leben entbehren, die ihre Eltern nur immer im Husch sehen ... Wenn sie zum Beispiel jeden Nachmittag eine Stunde auf den Fabrikhof kämen, und die Väter sich immer für zehn Minuten ablösten ... ach, na, es ließe sich so viel tun! — ich habe so hundert Ideen — —"

„Was bist du für ein gutes Geschöpf!" sagte

Hans sinnend. „Im höchsten Glück denkst du an andere!" Er küßte sie wieder. „Das, was du sagst, ist ja auch ganz mein Standpunkt. Das will ich ja auch. Das ist ja auch einer der Gründe, warum es zum Krach zwischen mir und meinem Alten gekommen ist. Der will von so was nichts hören. Der ist ganz vieux jeu!... Wir wollen das alles zusammen tun. Ich weiß, an dir habe ich eine Stütze, auf die ich mich verlassen kann —"

„Das kannst du, Hansel!"

Die beiden fühlten sich wie beseligt von einem ungeheuren Rausch. Sie blickten einander innig in die Augen, gaben sich Schmeichelnamen und küßten sich immer von neuem. Sie preßte sich eng an ihn und flüsterte: „Ach, könnten wir doch immer so bleiben."

Hansens Blick fiel auf die Uhr. „Bei deinen Hornemanns werden sie sich wundern, wo du bleibst," sagte er. Sie machte eine abwehrende Bewegung. Er rückte ein paar Zoll von ihr ab. „Wir sind von heut abend an Verlobte," sagte er. „So wollen wir auch leben. Mein Vater soll nicht das Recht haben, uns nur so viel nachzusagen!" Er schnippte mit den Fingern. „Damit bekomme ich ihn am ehesten. Ich werde meinen Willen schon durchsetzen. Er soll sich wundern!"

Sie waren beide aufgestanden und blieben stumm. Johanna reichte ihm die Hand, die er küßte, um ihren Körper dann noch einmal an sich pressen. Da mußte sie ihr Gesicht abwenden, um nicht laut aufzuschreien. Wenn Hans alles von ihr wüßte! Er brachte ihr die Liebe eines ahnungslosen, edlen, reinen Menschen. Sie preßte ihre heißen, glühenden Lippen nochmals rasch

auf die seinen. Dann eilte sie hinaus, mehr stürzend als gehend. Die Hunde schlugen an, Hans beruhigte durch Zuruf die Tiere. Sie stolperte fast bis zum Gitter. Hans, der ohne Hut neben ihr stand, öffnete. Die Luft kühlte seine glühende Stirn. Er wollte sie zum Abschied nochmals küssen; sie entzog sich ihm rasch, sprang auf den Straßendamm und eilte heim. Sie flog mehr als sie ging. Sie wollte fröhlich sein und fühlte sich tief unglücklich. Mutter Hornemann war noch auf. Ganz bestürzt fragte sie: „Mein Hühneken — wat is denn passiert?" Da rollten die Tränen stromweise aus Johannas Augen, schluchzend stotterte sie: „Hans und ich haben uns eben verlobt —," und ohne die Antwort der Alten abzuwarten lief sie in die Küche und warf sich in heiße Tränen gebadet über ihr einfaches Lager. — —

Der alte Ambühl war den ganzen weiten Weg zu Fuß bis zum Grunewald hinausgegangen. Der Spaziergang hat ihm wohlgetan, wesentlich beruhigt kam er in seiner Villa an. Es wird ja alles nicht so schlimm werden, sagte er sich, kein Brei würde so heiß gegessen, wie er aufgetragen sei: der Junge würde das Mädel bald satt haben und dann Raison annehmen. Der Diener öffnete, er war schon in der leinenen Jacke. „Meine Frau ist wohl nicht mehr zufällig auf?" fragte er.

„Die gnädige Frau ist doch in Berlin!" antwortete der Diener verwundert. „Aber eine Depesche ist für den gnädigen Herrn angekommen."

Ein wenig stutzig eilte Ambühl in sein Arbeitszimmer, öffnete mit eiligen Fingern das Telegramm

und las: „Eugène singt in der nächsten Woche den Tristan an der Großen Oper in Paris. Er sagt, er könne ohne mich nicht hin, ich sei seine Mascotte, er müsse mich bei sich haben, sonst würde es kein Erfolg. Ich muß also der Kunst das Opfer bringen. Du entschuldigst, Charlie! Auf Wiedersehen! Lonny."

Das Papier fiel, kleine Spiralen beschreibend zu Boden. Ambühl stützte die Hand auf die Tischplatte und versuchte sich mit gespannter Energie aufrecht zu erhalten; aber die Möbel tanzten und flimmerten vor seinen Augen; er stieß einen kurzen, röchelnden Schrei aus und lag dann neben der Depesche auf dem Teppich.

Dritter Teil.

Neuntes Kapitel.

Johanna hatte die Hornemannsche Wohnung verlassen — die Annahme einiger Privatunterrichtsstunden in Charlottenburg diente als Vorwand: sie wollte in der Nähe ihrer Schülerinnen sein. In Wahrheit war es ihr peinlich, in unmittelbarem Verkehr mit dem Werkführer zu bleiben, nachdem sie dessen geheime Hoffnungen nun für immer enttäuscht hatte.

Hornemann war sehr ungehalten darüber; er fühlte sich einsam in seinen vier Wänden, denn er hatte sich an die abendlichen Unterhaltungen mit dem klugen, ihm an Bildung sehr überlegenen Mädchen doch gewöhnt, sie fehlten ihm. Er machte seiner Mutter ernste Vorwürfe, und es kam Johannas wegen fast zum Zerwürfnis zwischen beiden.

„Bloß wejen dir is se weg!“ rief er ihr zu. „Von Anfang an hast du ihr nich jemocht. Natierlich, weil sie feiner is und jebild'ter als wie unsereener. Du hast se wegjebissen. Weeßt de, Olle, uf dem Resultat kannste ooch nich sehr stolz sind — 'ne Heldentat haste damit nich jetan, det bild' der man nich in.“ Wenn er erregt war, sprach er stark Berlinisch.

Die Mutter suchte ihm diese Ansicht auszureden. Johanna hätte sich überhaupt nie etwas aus ihm gemacht: sie habe von Anfang an nur Augen für den jungen Herrn gehabt, die Übersiedelung sei ein Vorwand gewesen, um der Welt Sand in die Augen zu streuen. Die Mutter wurde härter in bezug auf Johanna als ihre Überzeugung war, weil sie den Sohn trösten wollte. „Die schlag' dir man aus dem Koppe, Fritze! Die is voll Mucken und Dünkel und Hochmut wie die mehrsten Lehrerinnen. Die bilden sich alle Jottweeswat in. 'ne Lehrerin mußte nie heiraten, mein Sohn!"

Auch das kleine Marthchen war sehr unruhig und fragte den ganzen Tag nach „Tante Johanna". Sie wollte beständig wissen, wohin Tante Johanna gegangen sei und wann sie wiederkomme? Als man ihr antwortete, die Tante sei verreist, wollte sie genau wissen, was das sei „verreist", warum man verreise, wie lange das gewöhnlich daure? und mehr Wißbegierde derart, hinter der sich aber immer die Sehnsucht nach der guten Tante verbarg, die es ihr durch ihre ruhige Freundlichkeit angetan hatte. Das Kind schlief unruhig und fiebrig und hatte schlechten Appetit. „Siehste, Olle," sagte Hornemann, „det Jöhr hat mehr Gefiel als wie du. Du bist verstockt und eigensinnig!" Er war so ärgerlich, daß er die Frau in dieser Zeit immer nur „Alte" nannte, niemals „Mutter". Die Frau nahm sich die Verstimmung ihres Sohnes zu Herzen: es schmerzte sie ihn leiden zu sehen. Sie versuchte alles ihn in bessere Laune zu versetzen. Sie kochte ihm täglich seine Lieblingsgerichte, aber eines abends

schob er den Teller mit Widerwillen zurück und sagte ärgerlich: „Weeßte, Olle, nu koch' aber schonn 'mal wat andert: ick kann die verfluchten Boletten mit Quetschkartoffeln nicht mehr runterbringen!" Und ohne einen Bissen anzurühren stand er auf, ging aus dem Zimmer und steckte sich draußen eine Zigarre an. Die Mutter machte sich selbst die schwersten Vorwürfe, daß sie zu Johanna nicht freundlich genug gewesen sei. Sie wälzte sich nachts unruhig in ihrem dünnen Bett umher und schlug sich mit ihren Gedanken herum, um zuletzt immer wieder zu dem Ergebnis zu kommen: „Nee, nee! Ick hab' doch recht! Et wär' doch nischt recht's jewor'n. Et is besser so!" Sie war von der Furcht erfüllt, Johanna hätte als Fritzens Frau die Herrschaft im Hause an sich gerissen, und wie klein auch der Haushalt war, sie wollte seine Führung nicht aus der Hand geben. Sie versuchte ihren Sohn zu zerstreuen; sie bat ihn sie ihres Reißens wegen auf ihren abendlichen Besorgungsausgängen zu begleiten: Fritz sollte mehr unter Menschen kommen. Aber da kam sie schön an! „Jeh man alleene!" sagte Fritz. „Ick wer' mir noch von meine Kollegen veruzen lassen, det ick meiner Mutter an de Schürze hänge, wie 'n Schuljunge! Hä!" Ein Kneipengänger war er nicht und das Radeln und Rudern ohne Johanna machte ihm keine Freude mehr.

Einige Zerstreuung fand er abends im Gewerkschaftshause. Aber zwecklos war's, wenn's keine Sitzung gab, dahinzu„türmen" und darauf zu warten daß er im Restaurant zufällig einen Bekannten träfe; dazu war der Weg zum Engelufer, durch halb Berlin, zu

weit. Immerhin war er jetzt genötigt ihn öfter als sonst zurückzulegen, und die Spaziergänge, die Beratungen im Vorstand der Vereinigung der Metallarbeiter gewährten ihm einige Abwechslung. In den Sitzungen gab es häufig heiße Köpfe.

Die amerikanischen Kontrollstechuhren, eine damals für Berlin noch ziemlich neue Einrichtung, die höchstens für die Nachtwachen benutzt wurden, waren am Eingang der Ambühlschen Fabrik angebracht worden. Im Rheinland und Westfalen waren sie schon eingeführt und hatten den Beifall der Arbeiter selbst gefunden. In Berlin waren die Ansichten noch geteilt. Bei Ambühl machten die vorbeipassierenden Arbeiter vorläufig noch ihre Witze darüber — „Aujust, stich man nich daneben," war in den Werkstätten ein geflügeltes Wort geworden, das bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gebraucht wurde. Aber die Bummelei, die sonst namentlich am Montag vormittag eingerissen war, hatte doch ein Ende, denn Verspätungen kosteten Strafe und mit Griekow war nun einmal nicht zu spaßen. Die ersten paar Male murrte man — später verbreitete sich vielfach die Überzeugung, dergleichen dürfe man sich nicht gefallen lassen. Die Arbeiter sammelten sich am Sonnabend abend in Gruppen vor dem Fabrikeingang, und besonders Seufferts Leute gingen dann erregt am Salzufer auf und ab oder füllten die kleinen Kneipen in der Gotzkowskystraße, wo sie mit Kameraden aus den anderen Fabriken vom Salzufer und vom Charlottenburger Ufer ihre Ansichten austauschten. Seuffert ließ mancherlei von „kapitalistischer Frechheit" fallen, aber die

Hornemannschen waren sich einig, daß man in einen Streik keinesfalls auf eigne Faust eintreten könne, sondern daß dieser sich nur wagen ließ, wenn man des Schutzes und der Geldmittel der gesamten Metallarbeitergewerkschaft gewiß wäre.

In einem Zimmer des mächtigen Ziegelbaus am Engelufer war der Vorstand der Gewerkschaft eines Abends versammelt. Die Sitzung hatte noch nicht begonnen; man wartete noch auf den ersten Vorsitzenden, der in einem entfernten Vorort wohnte und sich daher etwas verspätete. Seuffert stand mit der Mehrzahl der Vorstandsmitglieder beisammen und redete in eifrigem Flüstern auf sie ein, heftig mit den Händen gestikulierend und verstohlene Blicke verbissen auf Hornemann werfend, der sich etwas abseits hielt, allein, den einzigen Wandschmuck des Zimmers betrachtend — seltsamerweise eine Vervielfältigung der erschütternden Szene eines Barrikadenkampfes, Goyas gewaltigen „Dos de Mayo“. Langhans, der Vorsitzende, war weit in der Welt herumgekommen: um den ganzen Gang der Bearbeitung des Eisens im menschlichen Kulturbetrieb kennen zu lernen, hatte er auch eine Zeitlang in Erzgruben und Hütten gearbeitet; Krupp, bei dem er in Essen arbeitete, hatte den Mann, der ihm wegen seiner starken Intelligenz aufgefallen war, nach Bilbao zur besonderen Ausbildung geschickt. Dort hatte er wohl einmal die Reproduktion jenes Bildes gesehen, die die Kunstbeilage einer billigen illustrierten Zeitschrift gebildet haben mochte. Der gewaltige und erhabene Ausdruck der Leidenschaft für die Freiheit hatte ihn gefesselt. Seine radikalen politischen Ansichten hatten ihn

später in Zwiespalt mit der Leitung der Kruppwerke gebracht, er war nach Berlin übergesiedelt. Das Bild hatte er der Gewerkschaft, als er zu ihrem Vorsitzenden aufgestiegen war, als Erinnerungsstück gestiftet, und da hing es nun eingerahmt als ein Gedächtniszeichen an eine (wie Langhans im Parteijargon zu sagen pflegte, wenn er es einem Fremden erklärte) „vordem berechtigte, heut überwundene Form des Aufkampfes des Proletariats um wirtschaftliche Rechte und politische Freiheit."

Jetzt kam Langhans, der in seiner breiten Erscheinung, mit seinen langen Beinen, seinem braunen Kinnbart mehr einem Seemann als einem Metallarbeiter glich: nur die blutlose Farbe des Antlitzes verriet den wirklichen Beruf. Er begrüßte die Genossen, hing den Schlapphut an einen Wandnagel und nahm Platz, die langen Beine weit unter den Tisch streckend. Ein Kellner brachte eine Lage Bier, und die Sitzung begann. Rasch erhitzten sich die Gemüter. Seuffert war Feuer und Flamme für einen Streik. Man dürfe den Arbeiter nicht zum Kuli herabwürdigen lassen: die neue Kontrolluhr sei nichts als eine zivilisiertere Form der alten Negerpeitsche. Seuffert fand zunächst bei den Genossen ein skeptisches Lächeln und man nickte Hornemann zu, als er erwiderte, die Uhren seien in einem Teil der westdeutschen Fabrikbetriebe widerstandslos angenommen worden, bei Unternehmungen mit großer Arbeiterzahl sei mit der üblichen Blechmarkenkontrolle wenig erreicht, weil zu viel Schwindel und Durchstecherei damit getrieben würde und eine Agitation gegen die Neuerung könne von der Presse der Arbeit-

geber leicht als Hetzerei ausgelegt werden. Seuffert wurde alsbald heftig: Ambühl führe das große Wort im Arbeitgeberverband und man müsse jede Gelegenheit willkommen heißen, um ihn zu ducken, worauf Hornemann ruhig erwiderte, das habe nur einen Zweck, wenn von Anfang an Aussicht auf Sieg sei — eine Niederlage in einem Kampf, in den man mit der Überzeugung von der Wahrscheinlichkeit des Verlusts gehen müsse, könne vernichtend wirken. „Unser Nutzen muß uns leiten, nicht unser Haß!" sagte er. Ein beifälliges Brummen war rings zu hören.

Seuffert verbiß sich mit der Hartnäckigkeit seiner Rasse in seinen Lieblingsplan, dem beneideten Ambühl einen Denkzettel zu geben, und er fühlte, daß er Hornemann reizen müsse persönlich ausfallend zu werden, da er in dieser Sache selbst angesichts der Kühle der anderen — Langhans hatte überhaupt noch kein Wort gesprochen — unterliegen würde.

„Das ise Ansicht eines politischen Dilettanten," sagte er. „Das ise deitscher Buchhalterstandpunkt! Wir misse Arbeitergeber beunruhigen. Misse sie in ewige Aufregung versetze, sie so nervees mache, daß sie immer haben Angst vor Steerung und sie bewillige jede Forderung von Arbeiter, aus Furcht, kennte komme widder Streik." Er begleitete seine Worte mit Drehungen der ausgespreizten Finger.

Über die Taktik des Klassenkampfes herrschten in jenen Jahren bei den Arbeitern noch nicht die heutigen klaren Vorstellungen.

„Det scheint mir eher Dilettantismus," sagte

Hornemann, schon ein wenig erregter. „Denn am Ende wern nich bloß die Arbeitgeber nervös, sondern ooch die Arbeeter, die sich jar nich mehr auskennen, wann un wie. Und schließlich kost's nich bloß die Arbeetjeber ihr Jeld, sondern erst recht unser't — und wenn der Mensch sein Jeld ausjiebt, muß er ooch wissen, wovor! So dicke ha'm wir't nich."

„Fritze, da haste janz recht!" bestätigte einer der Beisitzer im tiefsten Baß, und allgemeines Gelächter erklang.

Die Vorstandsmitglieder waren geteilter Meinung. Ambühl war unbeliebt und da Seuffert zu wissen behauptete, daß er sich in Geldschwierigkeiten befinde, schien einigen jede Gelegenheit willkommen ihn zu schwächen. Seuffert hatte seine persönlichen Freunde, mit denen er kneipte und die mit ihm durch dick und dünn gingen. Er lud sie bisweilen zu sich zu einem Fläschchen echt böhmischen Byloschnaps, den ein Landsmann herüberschmuggelte, und diese „Sitzungen" galten als besonders gemütlich. Er hatte seine Getreuen mit Abneigung gegen Hornemann angefüllt, mit dem Verdacht, er spiele ein Doppelspiel und sei als ehemaliger selbständiger kleiner Fabrikant nicht ganz „dicht", und man erwerbe sich ein Verdienst, wenn man ihn aus dem Vorstand hinausdränge.

Hornemann hatte im Verlauf der Diskussion, infolge der beständigen Unterbrechungen durch Seuffert einen roten Kopf bekommen. Er wüßte so gut wie sein Gegner, es ginge „um die Wurscht", wie die Genossen zu sagen pflegten. Unter den Mitgliedern der Gewerkschaft, die in anderen Fabriken arbeiteten, war

man entschlossen, nicht mehr zwei Genossen aus derselben Fabrik in den Vorstand zu wählen, sondern ein Mandat jedenfalls an eine andere Fabrik fallen zu lassen. Seuffert oder Hornemann — einer von beiden würde bei der nächsten Vorstandswahl bestimmt ausscheiden müssen. Hornemann besaß hinlänglich Ehrgeiz, nicht hinter dem Kollegen, von dessen Schädlichkeit und Unredlichkeit er im Innern überzeugt war ohne sie beweisen zu können, klanglos in die Versenkung fallen zu wollen: er wie sein Nebenbuhler nahmen also die volle Kraft zusammen, um jeder das Feld zu behalten. Was jeder im Innern vom andern dachte, konnte und durfte er nicht offen aussprechen, aber hinter den praktischen Erwägungen, den verstandesmäßigen Gründen, mit denen sie einander bekämpften, kochten und pochten die Leidenschaften. Wenn Seuffert in diesem Kampf bei Ambühl siegte, den er plante und allein durchführen wollte, so war ihm nicht nur die Wiederwahl sicher, sondern er konnte dann auch den ganzen bisherigen Vorstand stürzen, seine Getreuen an dessen Stelle setzen und als der kleine König der Berliner Metallarbeiter schalten. Ein Ziel heißen Ehrgeizes für einen Tschechen, denn seinen Landsleuten mußte er dann als Triumphator gelten.

Hornemann ließ sich von seinem Eifer hinreißen, Seuffert zu sagen, derlei Unüberlegtheiten möchten in Ländern mit politisch noch mangelhaft geschulten Arbeitern wie Böhmen üblich sein, nicht in Berlin. Die Mehrheit des Vorstandes witterte hinter diesen Worten etwas von Verleugnung jenes internationalen Solidaritätsgefühls, auf das die deutschen Arbeiter stolz

sind. Als Seuffert scharf erwiderte, Hornemann röche noch immer ein bißchen nach dem Zwergunternehmer von früher, stimmten ihm mehrere Vorstandsmitglieder bei. Hornemann verbat sich persönliche Anspielungen, verfiel aber selbst in den Fehler Seuffert vorzuwerfen, er verfolge mit dem Plane vielleicht Absichten persönlicher Rachsucht gegen Ambühl. Lautes Geschrei erhob sich; man rief Hornemann zu, Seuffert habe der Gewerkschaft eine Menge neue Mitglieder zugebracht und sein Interesse für die Sache stehe über jedem Zweifel. Man rief hinüber — herüber — endlich legte sich Langhans ins Mittel, der im Innern längst erkannt hatte, was hinter der ganzen Angelegenheit stecke und der nur den richtigen Augenblick erwartete, um seine Überlegenheit geltend zu machen. Er kraute sich am Kinn und sagte mit phlegmatischer Ruhe: „Kollegen — da die Kontrollstechuhren in anderen Betrieben schon widerspruchslos eingeführt sind, so können wir einen offiziellen Krieg deswegen unmöglich anfangen. Wir kriegen die Generalversammlung einfach nicht mit und sind dann die Blamorten. Wird die Geschichte bei Ambühl aber besonders rigoros gehandhabt und sind namentlich die Strafabzüge parteiisch, so können wir gegen einen partiellen Ausstand natürlich nichts einwenden. Nur muß Freund Seuffert sich dann bewußt bleiben, daß er ihn auf eigene Faust und auf eigene Verantwortung veranlaßt. Er hat dann auch allein die Verantwortung für die Durchführung. Wenn du die riskierst, Seuffert —“ Langhans machte eine fragende Bewegung. Er wußte sehr wohl, daß Seufferts Idee eigentlich gegen ihn selber, gegen seine

Stellung gerichtet war: er hatte also keine Ursache ihn besonders kräftig zu unterstützen.

Seuffert besann sich einen Augenblick. Alle seine Beziehungen zu Ambühl schossen ihm durch den Kopf. Ambühl hatte aber nicht eine geschriebene Zeile von seiner Hand, alles je Gesprochene konnte er ableugnen. Der Streich ließ sich wagen — —

„Die Verantwortung natürlich vor dem Vorstand, nicht vor der Generalversammlung; denn die wird ja nicht einberufen", sprang einer der Beisitzer Seuffert zu Hilfe.

„Natürlich!" bestätigte Langhans.

Seuffert schlug mit der flachen Hand leicht auf den Tisch. „Na also, bei mir wird sich Arbeit eingestellt!" sagte er entschlossen.

Hornemann, der ihm gegenüberstand, schlug auch mit der Hand heftig auf den Tisch. „Und bei mir wird gearbeetet!" rief er.

Seuffert lachte höhnisch. Das würde sich finden, dachte er. Immer abwarten. Er würde dafür sorgen, daß die Geschichte dem Nebenbuhler über den Kopf wüchse. „Streikbrecher werden jedenfalls nicht angenommen!" sagte er.

„Ick nehme an, wer mir paßt!" rief Hornemann heftig, „so lange die Sperre nich offiziell verhängt ist!"

„Na, das werrden wir ja sehen!"

„Das wer'n ma' seh'n!"

Die Sitzung wurde geschlossen, die Mitglieder tranken ihr Bier aus. Einige begaben sich noch hinunter ins Restaurant, unter ihnen Seuffert, um mit Freunden, die sie hinbestellt hatten, beisammen zu blei-

ben; die übrigen, unter ihnen Langhans und Hornemann fuhren mit der Elektrischen unmittelbar heim. Seuffert und Hornemann hatten einander nicht die Hand gegeben, ja sich nicht einmal verabschiedet. —

Als Ambühl die ersten Nachrichten von der drohenden Gefahr durch Griekow zugetragen wurden, suchte er sich selbst zu überreden die Sache könne nicht schlimm werden. Eine schwerwiderstehliche Müdigkeit hatte sich seiner in den ersten Tagen nach dem Zusammenprallen mit seinem Sohne und Lonnys Flucht bemächtigt. Er hatte keine Freude mehr an seiner Tätigkeit: er dachte nur an die beste Art und Weise sich von der Leitung der Fabrik zurückzuziehen. Er hätte das Unternehmen gern an die Handelsbank abgetreten, aber er wußte, daß die Gründung nicht zustande kommen würde ohne die Ehe, denn über Ambühls geschäftliche Lage machte sich Richter seit langem keine Illusionen. Dann dachte er wieder daran ins Privatleben zurückzutreten und Hans schalten zu lassen. „Sie werden sich wohl daran gewöhnen müssen, ohne mich fertig zu werden!" sagte er zu Griekow. „Der neue Herr mag hier einziehen. Vielleicht hat die Jugend Glück! Wir Alten müssen ja einmal doch abdanken. Ablösung vor! heißt's eben nicht bloß beim Militär, sondern auch im zivilen Leben. Ich versteh' die neuen Ideen nicht mehr, aber vielleicht ist mit ihnen besser auskommen. Ich kann nicht mehr — ich mag auch nicht mehr."

Griekow erschrak tödtlich. Er hatte bei seinem kärglichen Gehalt nur wenig erspart, er wußte, daß seines Bleibens nicht länger war, sobald Hans hier

regierte. In ihm steckte noch der ganze Dünkel des Kaufmanns der alten Schule gegenüber dem Arbeiter. Wenn er von hier scheiden mußte — eine neue Stellung fand er nur schwer. Der ängstliche, vor dem Chef verschüchterte Mann faßte sich ein Herz; er beschwor Ambühl nicht von seinem Posten zu weichen. „Das geht ja gar nicht, Herr Ambühl!" sagte er. „Denken Sie bloß, das gäbe ja eine Revolution im Arbeitgeberverband! Der junge Herr braucht doch Ihre Erfahrung — er kennt ja eigentlich nur die Verhältnisse im Auslande, nicht bei uns! Nee, nee, Herr Ambühl — tun Sie das nicht!"

„Mein Sohn ist ein sehr tüchtiger Fachmann!"

„Gewiß, Herr Ambühl, gewiß! Aber Jugend will mit dem Kopf durch die Decke. Die amerikanischen Arbeiter — das ist ganz was anderes — das sind praktische Menschen — keine Sozialdemokraten — keine Aufwiegler —"

„Und wenn ich den Betrieb ganz aufgebe und das Terrain parzelliere —"

„Das können Sie ja gar nicht, Herr Ambühl — Sie können ja ohne Arbeit nicht leben —"

„Ich ziehe als Rentier nach Wiesbaden —"

Ambühl fühlte sich matt genug um auch ohne Arbeit zu leben. Aber er wußte, daß die Aufteilung des Grundstücks nicht so einfach durchzuführen war. Er hätte mit einer Bodengesellschaft verhandeln müssen, und er wußte, daß diese Leute versuchen würden ihm den Hals zuzuschnüren, so wie sie wußten, wie es mit ihm stand. Maschinen und Installationen standen

immer noch, wenn auch niedrig, zu Buch, und hatten doch in solchem Falle nur den Wert alten Eisens. Sich zurückziehen — das war leichter gesagt als getan: er traute den Fähigkeiten seines Sohnes nicht... und wenn der ihm die Rente nicht zahlen konnte: wovon sollte er dann leben? Ermüdung und Trotz kämpften in ihm, und das Ergebnis war Unentschlossenheit. Griekow hatte ihn wegen des Ausstands zu beruhigen versucht: „Es sind ja nur ein paar bockige Lämmer, die weggeblieben sind. Mit denen werden wir fertig. Auf die Meisten können wir uns verlassen. Hornemann bleibt fest, und seine Leute hat er am Schnürchen! Sie brauchen sich um die ganze Sauce gar nicht zu kümmern, Herr Ambühl!"

Ambühl hatte auch dazu nicht die mindeste Lust. Er fand trotz narkotischer Mittel, die er gelegentlich zu sich nahm, keinen Schlaf. Der Wein schmeckte ihm nicht mehr. Sein Arzt riet zu einer Reise. „Jetzt, wo ich wieder allein bin — wie kann ich das!" antwortete er seufzend. Seine einzige Hoffnung schöpfte er aus den Mißhelligkeiten im Vorstand der Gewerkschaft, von denen er aus allerhand trüben Quellen vernommen.

Auf dem Salzufer, vor dem Fabrikgebäude kam es zu heftigem Aneinanderprallen der Arbeiter. Seuferts Leibgarde hatte dort Posto gefaßt und verhöhnte die Hornemannschen sowie die neuen Ankömmlinge, die für die Entlassenen angestellt werden sollten. „Schufte! — Jurkenfresser! — Knechtsseelen! — Olle Schielkatzken!" klang es durcheinander. „Ihr kriegt wohl von Griekow'n 'ne Extrawurscht gebraten!

— Ihr könnt ja 'nem Menschen nich 'mal gerade ins Gesicht sehen!" . . .

Selbst in den Werkstättenhallen rempelten einzelne einander offensichtlich an — dabei fiel einem Arbeiter, der ein glühendes Werkstück von einem Platz zum anderen trug, „zufällig" das Eisen zu Boden — wenige Zentimeter weiter und es hätte dem Anderen wahrscheinlich den Fuß verbrannt und zerquetscht. Wenn Griekow über den Hof ging, rief ein Arbeiter einem anderen, so laut, daß der Buchhalter es hören mußte, im Baßton zu:

„Aujust!"

„Wat denn?" rief der andere eben so tief.

„Bastich der man nich!"

Die Kontrolluhren waren eines morgens beschädigt gefunden worden und funktionierten nicht mehr. Die Polizei wurde geholt, aber der Täter ließ sich nicht feststellen. Die neu eingestellten Arbeiter, zum größten Teil „Nichtorganisierte", waren anfangs frech und dreist: sie waren sich ihrer Rolle als Helfer in der Not, ihrer Unentbehrlichkeit bewußt und richteten darnach ihre Haltung ein. Ambühl sah alledem wie durch einen dicken Schleier zu, mit einer unheimlichen Kälte, als geschähe es einem Konkurrenten, nicht ihm selbst. Gleichgültig nahm er die Berichte Griekows entgegen: mit Widerwillen eröffnete er die Korrespondenz, zögernd traf er seine Dispositionen. Er pflegte seine Briefe sonst zu diktieren ohne sich im Wortlaut nur einmal zu unterbrechen. Jetzt rief er der Stenotypistin einmal übers andere zu: „Nein, Fräulein — warten Sie 'mal — streichen Sie das

aus — schreiben Sie folgendes ..." Er unterbrach sich öfters: „Was habe ich Ihnen eben diktiert? Wiederholen Sie!" An Papieren und Briefen, die ihm zum Unterzeichnen vorgelegt wurden, mäkelte er herum, behauptete etwas ganz anderes diktiert zu haben und ließ sich selbst durch Vorlegung des Stenogramms nicht überzeugen.

Ambühl nahm Gelegenheit mit Hornemann über die Schwierigkeiten der Lage zu sprechen: er ließ ihn in sein Kontor berufen. Der Oberwerkführer begnügte sich aber durch Griekow sagen zu lassen, daß, solange die Organisation den Ausstand nicht offiziell anerkenne, er alles tun würde die Arbeiter festzuhalten und neue zu gewinnen. Ambühl spielte auf die zweideutige Rolle Seufferts an; er ließ Bemerkungen fallen, als habe Seuffert früher in seinem Solde gegen die Arbeiter gestanden. Hornemann war jedoch klug genug sich auf nichts einzulassen, sondern beschränkte sich auf die Bemerkung, daß er demjenigen, der einen Privatfeind habe, es nicht verübeln würde, wenn er alles täte ihn zu vernichten. Daraus mochte sich Ambühl nun entnehmen, was er wollte. Ambühl überlegte lange, ob er mit seinen Enthüllungen über Seufferts Verrätereien schon jetzt hervortreten solle? Er gestand sich, daß der Augenblick noch zu früh sei. Schriftliche Beweise hatte er freilich nicht. Immerhin: mißlang ihm der Aufstand, war Seufferts Ansehen bei den Arbeitern, die er verhetzt hatte, erschüttert, so war es wertvoll, eine Waffe gegen ihn in der Hand zu behalten, die ihn vielleicht für immer vernichten konnte. Für jetzt fühlte er sich zu müde dazu.

Hans hatte seinen Diener entlassen und die Villa geräumt. Er bewohnte zwei Zimmer in einer Pension der Bismarckstraße. Tür an Tür mit ihm war Johanna untergebracht. Er hatte nur wenig aus seinem Heim mitgenommen: seine Garderobe, ein paar Bücher, eine Photographie des Niagarafalles, die Abzeichen der studentischen Vereinigung, der er während seiner Zeit auf dem Polytechnikum angehört hatte, den Rauchtisch mit den hübschen Zigarrenspitzen, das Kognakservice. Bisweilen nahmen Hans und Johanna an den gemeinsamen Mahlzeiten teil. Künstler von den Charlottenburger Bühnen, Studentinnen an der Musikhochschule, Dozenten vom Polytechnikum, ein junger Maler, der noch die Kunstakademie besuchte, der Attaché einer exotischen Gesandtschaft bildeten den Kreis der Insassen. Hans vertiefte sich gelegentlich in ein ernstes, sachliches Gespräch mit den Dozenten; dann lachten Johanna und er wieder 'mal mit den Tischgenossen um die Wette. Man zog sich gern gegenseitig mit harmlosen Liebschaften auf. Johanna war als Hansens Braut vorgestellt und wurde so von allen respektiert.

Der Kreis, in den sie kamen, war für beide eine neue Welt, ganz besonders für Hans, der sich bis dahin kaum Menschen hatte vorstellen können, bei denen das Geld knapp, und oft knapper als knapp war. Und das fing bei der Pensionsinhaberin, einer Theaterdirektorswitwe an. Niemand nahm hier daran Anstoß. Wenn das Essen 'mal eine Stunde später fertig ward als gewöhnlich, weil der „Hoflieferant", der bisherige Schlächter nicht weiter hatte borgen wollen und man erst einen hilfsbereiten Ersatzmann suchen

mußte, so ward die Ankündigung mit Gelächter und allerlei schlechten Witzen aufgenommen. Hans speiste bisweilen mit Johanna gemeinsam auf deren Zimmer, namentlich abends. Kaum hatten sie ihr Mahl beendet, so erschien schon wieder der Kellner des benachbarten Restaurants, aus dem sie das Essen hatten holen lassen, und forderte das Geschirr zurück. Er weigerte sich entschieden es über Nacht in der Wohnung zu lassen, da sein Prinzipal es sonst nie wieder zurück erhielte. Hans lernte über diese Dinge zu lachen, die er früher entsetzlich gefunden hätte. Der Gerichtsvollzieher wurde in der Pension wie ein lieber Hausgast empfangen. Er richtete seine Besuche immer so ein, daß er nachmittags kam: dann durfte er ein Täßchen Kaffee oder Tee mittrinken. Kuchen wurde besorgt, eine der Musikschülerinnen setzte sich ans Klavier und der Beamte mußte an einem flotten Tänzchen teilnehmen. Schließlich stand er auf, erklärte der Wirtin: „Na, die Möbel kann ich Ihnen ja nich fänden, die brauchen Sie doch zum Geschäftsbetrieb, nich wahr?" und entfernte sich. Wenn einmal vormittags der Geldbriefträger bei einem der Pensionäre vorsprach, gab es im ganzen Hause Hallo und Aufregung. Man lief zusammen und beglückwünschte den Empfänger in feierlichem Aufzuge. Den Geldbriefträger klopfte man beim Verlassen der Wohnung auf die Schulter und rief ihm zu: „Sie sind ein netter Kerl! Lassen Sie sich auch bald einmal bei mir sehen!" Das Ereignis wurde an der Mittagstafel nach allen Richtungen besprochen und abends dem „Rothschild" ein Fackelzug mit Schwefelstreichhölzchen gebracht. Man sandte ihm Steuerein-

schätzungsformulare, in denen sein Name mit der höchsten Steuerklasse ausgefüllt war. Hans hatte zu all solchen Dingen anfänglich die Nase gerümpft, ganz besonders als Verschiedene versuchten, ihn, der für einen „reichen Hund" galt, anzupumpen — bald aber gewöhnte er sich auf Johannas Zureden daran einzusehen, daß jemand auch „mit wenig Geld lustig und anständig sein könne".

Eines Tages schritt Hans die Berlinerstraße hinauf. Vor dem Laden eines Goldarbeiters blieb er instinktiv stehen, betrachtete die Auslagen und stürmte dann von einem plötzlichen Entschluß getrieben hinein um zwei Trauringe zu erstehen. Als er abends zu Hause neben Johanna auf dem Sofa saß, drehte er während der Unterhaltung mit der Rechten in der Tasche die in Seidenpapier gewickelten Ringe unablässig und nervös umher, willens sie jeden Augenblick hervorzuziehen und doch nicht imstande den Entschluß dazu zu finden. Während sie zusammen speisten, sagte er ein paarmal: „Wenn du wüßtest, was ich heut gekauft habe!" Aber als sie in ihn drang sich zu äußern, lachte er und gab ausweichende Antworten. Geflissentlich sprang er dann in seinen Worten auf Benhay und die berühmte Volksuniversität über. Benhay hatte ein ganzes Haus in einer der Seitenstraßen des Wedding gemietet. Ihm schwebte anscheinend eine Einrichtung im Stil der englischen Settlements vor, eine Art deutscher Toynbee Hall im Londoner Eastend. Die feierliche Eröffnung sollte in einigen Tagen erfolgen. Hans hatte sich den Zylinder aufgesetzt und wohnte ihr in Johannas Gesellschaft bei, denn Johanna war aus-

ersehen jungen Arbeiterinnen bei der Vervollkommnung im Französischen behilflich zu sein. Die Eröffnung verlief sehr würdig, aber außer den bestallten Dozenten und einigen ihrer nächsten Bekannten und Gesinnungsgenossen hatte sich niemand weiter eingefunden. Benhay hielt eine schöne Rede, in der viel von den Pflichten der herrschenden Klasse gegen die aufstrebende die Rede war, und daran schloß sich ein Frühstück in einem vornehmen Restaurant, bei dem von den Rednern Benhays Opferwilligkeit warm gefeiert wurde. Die Vorlesungen sollten beginnen, sobald für jeden Kursus mindestens drei Hörer eingeschrieben wären. Vorläufig arbeitete man noch allgemein mit vielen „sollte“ und „würde“.

Am Abend nach dem festlichen Aktus saß Hans wieder bei Johanna auf deren Zimmer. Diese heimlichen, innigen Dämmerstunden, in denen man sich gleichsam vor dem Anzünden der Lampe zu bangen schien, waren der Reiz, die Weihe ihres Daseins. Sie fühlten ganz den vollen Vorgeschmack des Glücks, das sie einander und anderen bereiten wollten. Sie sahen die Zukunft im rosigsten Licht vor sich, voll Freude am Dasein, voller Erfolge und Triumphe. Hans erblickte sich als Leiter irgend eines großen industriellen Unternehmens, als der Vertrauensmann einer kapitalstarken Aktiengesellschaft, die ihm die volle Freiheit gab, seine Ideen ins Leben zu übertragen. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran nächstens eine solche Stellung zu finden, er sah die Harmonie zwischen Brotherren und Arbeitern nicht eine Stunde lang gestört; er würde seinen Aktionären hohe Dividenden, seinen Arbeitern

günstige Lebensbedingungen schaffen und dafür die Zufriedenheit beider Teile ernten. Die konnte ja auch in solchem Fall nicht ausbleiben! Er entwickelte seine Pläne bis in die kleinsten Einzelheiten, Johanna stimmte ihm zu, kam ihm mit ihren Vorschlägen zu Hilfe und Hans war erstaunt, so viel praktisches Verständnis, ein so gutes Auge für die Wirklichkeit verwickelter Lebensformen bei dem Mädchen zu finden. Vor Glück und Begeisterung küßten sie einander immer wieder. Er wollte in den nächsten Tagen eine kleine Reise nach Leipzig unternehmen, um dort mit einigen Bankiers wegen Gründung einer neuen Maschinenfabrik zu verhandeln, bei der den Arbeitern ein gewisser Prozentsatz am Reingewinn gesichert werden sollte — er war selig, als Johanna auf sein Drängen sich bereit erklärte ihn hinüber zu begleiten. „Na, mein Alter wird Augen machen, wenn er das hört!" sagte er: an dem Zustandekommen des Planes zweifelte er nicht zum mindesten, denn die Berechnungen, die er für die Besprechung ausgearbeitet hatte, waren verheißungsvoll.

„Aber als was soll ich eigentlich mit dir hinüberreisen?" fragte Johanna.

Da zog er mit plötzlichem Entschluß die Verlobungsringe aus der Tasche und steckte ihr den einen an den Finger.

„Als das natürlich!" sagte er und küßte sie leidenschaftlich.

Johanna stürzte einen Tränenstrom aus den Augen. Sie umschlang ihn heiß und zog ihn an sich.

„Liebst du mich also wirklich?" flüsterte sie fragend in sein Ohr.

„Mehr als alles, Hansi!"

Sie sprang plötzlich auf, lief zum Fenster, preßte das Taschentuch gegen das Gesicht und weinte laut schluchzend. Er folgte ihr und versuchte sie mit den Armen zu umfassen, sie entzog sich ihm immer wieder, beständig nur: „Laß mich, laß mich, Hans!" murmelnd.

„Aber um Himmels willen, Hansi!" sagte er, „was hast du denn bloß? Du bist ja ganz unerklärlich. Was bedeutet denn das alles? Wie soll ich denn das verstehen?"

„Geh, Hans — tu' mir den einzigen Gefallen und geh."

„So rede doch endlich! Gib mir nicht immer Rätsel auf."

Sie zog den Ring wieder vom Finger. „Da, nimm das wieder zurück. Ich darf das nicht tragen. Du bist ja viel zu gut zu mir! Du weißt ja nicht — — Ich darf nicht! ich darf nicht!"

„Aber, Hansi, bist du denn ganz toll? Meine einzige, gute Hansi: sag' mir doch nur, was du hast! Es ist ja ganz gleich, was — ich liebe dich doch. Wir werden für alles einen Ausweg finden. Es gibt nichts, was mich hindern könnte, dich zu heiraten. Hörst du: nichts, nichts, nichts!" Er sprach mit der tiefsten Eindringlichkeit zu ihr, er zog sie vom Fenster fort, setzte sich auf einen Sessel, zog sie auf seinen Schoß und redete ihr zu sich zu beruhigen. Er versicherte immer wieder, daß er sie lieber habe als alles auf der Welt,

und daß nichts auf der Welt stark genug sei um zwischen sie zu treten.

Sie hielt einen Augenblick mit Weinen inne, während ihre Augen noch feucht glänzten. „Auch nicht, wenn du erfährst, daß ich dich nicht verdiene?"

„Aber — wieso?" fragte er mit verständnislosem Erstaunen. „Du bist doch —"

„Wenn ich dir gestehe, daß — daß — daß ich schon einmal verlobt gewesen bin, bevor ich dich kennen lernte —"

„Wenn es nichts weiter ist! Du hast doch auch vorher in keiner Einöde gelebt — du bist doch immer mit Menschen zusammen gekommen —"

„Ja, aber jemand — den ich auch sehr lieb gehabt habe —"

Jetzt durchzuckte es Hans wie ein elektrischer Schlag. Er schreckte auf und bleichen Gesichts rief er: „Hansi! Was heißt das? Ich fordere eine Erklärung — —"

Sie sprang von seinem Schoß auf: „Geh, geh!" rief sie. „Geh mir aus den Augen! Ich will keinen Menschen mehr sehen. Ich will fort — ich gehe wieder ins Wasser —" Sie eilte zur Tür, brach aber auf einem Stuhl zusammen und wand sich wie in Krämpfen.

Hans eilte ihr nach und kniete vor ihr nieder. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und versuchte sie durch zärtliche Worte zu beruhigen. „Hansi, mein Einziges — sei doch nur gut — komm' doch wieder zu dir — es war ja brutal von mir — ich sehe

es ein — verzeih' mir doch nur — wir wollen nie wieder davon sprechen — was war, war —"

Sie stand auf und trocknete ihre Tränen. Sie schien sich zu beruhigen. Er folgte gespannt, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit großen Augen und halb geöffneten Lippen jeder ihrer Bewegungen. Johannas Busen bebte noch hin und her. Sie ging ein paarmal durchs Zimmer, ohne Hans anzusehen. Endlich schien sie ruhiger geworden. Dann setzte sie sich aufs Sofa. „Komm', Hans," sagte sie mit leiser Stimme aber mit festem Ton, „komm' zu mir. Wenn wir uns heiraten sollen, mußt du alles wissen; du darfst nicht nachher sagen, ich hätte dich betrogen. Wenn dich vor mir ekelt, so jag' mich fort. Ich nehm' dir's nicht übel."

Sie sah ihm nicht in die Augen, aber sie ergriff mit beiden Händen seine Rechte und hielt sie fest, während sie weiter sprach. Sie wischte sich die Augen und lehnte sich wie von Frost bebend gegen seine Schulter.

„Also er war ein Offizier In Spandau stand er. Artillerist, ja. Auf einem Vereinsball haben wir uns kennen gelernt. Vor vier Jahren. Er konnte höchstens zweimal abends die Woche herüberkommen, weil er strengen Dienst hatte. Hans, der Mensch hat mich wirklich aufrichtig geliebt, du kannst dich drauf verlassen. Er war der anständigste Kerl auf der Erde. Hans — wenn ihr euch gekannt hättet, ihr wär't die besten Freunde geworden: ihr hättet so zu einander gepaßt! Ich schwöre dir, er hat mich heiraten wollen ... Ich hab' ihn ein paarmal in Spandau besucht, weil er doch so selten abkommen konnte. Und ... na ... ich hab' ihn eben sehr lieb gehabt ..." Sie drückte Hansens

Hand wärmer und sah ihm jetzt in die Augen. „Verurteilst du mich deswegen, Hans?" fragte sie schmelzend ... „Es war aus, gerade kurz bevor du mich an der Spree fandest ... Wir haben doch beide nichts gehabt, Hans ... Seine Eltern wollten durchaus, er sollte beim Militär bleiben, sie hätten ihm den Zuschuß entzogen ... wovon hätten wir leben sollen? Quittieren? Ich hätte ihn ohne Uniform nicht sehen mögen, glaub' ich ... Ich hab' ihn im ersten Augenblick für einen Schuft gehalten, aber bald hab' ich eingesehen: er hat doch im Grunde recht gehabt ... Wir wären beide elend geworden ..." Sie verstummte, die letzten Worte waren nur noch ein Flüstern gewesen. Sie hatte sich nach vorn über gebeugt und blickte ängstlich in des Freundes Augen. Hans wandte den Blick ab und sagte nichts, nur sein Atem ging schwer. Ihre Augen nahmen für eine Sekunde beinahe einen lauernden Ausdruck an. Sie besann sich und stand dann langsam auf. „Du mußt seinen Abschiedsbrief lesen," sagte sie, „da wirst du ihn erst richtig beurteilen." Sie trat zum Schreibtisch, suchte ein Schreiben hervor und reichte es Hans. „Laß das!" sagte er leise und schwach abwehrend. Da sie ihm aber den Brief immer noch entgegenhielt, griff er langsam nach ihm, öffnete ihn ohne Interesse und las:

Mein liebes Mädel!

Verachte mich nicht, wenn du diesen Brief zu Ende gelesen hast! Hasse mich, wenn du es nach der Liebe kannst, die wir beide uns so oft geschworen haben. Nur verachte mich nicht: das würde ich nicht ertragen.

Meine süße Maus, wir können und werden uns nicht wiedersehen, denn in dem Augenblick, da dieser Brief in deine Hände kommt, trägt mich das Schiff den Sandwüsten Südwestafrikas zu. Glaube mir, es ist das beste für uns beide. Heut ist eine Trennung für uns noch möglich — vielleicht — — denn ich weiß nicht, ob ich sie aushalten werde. Später würden wir beide wahrscheinlich nie mehr von einander lassen können und eine furchtbare Tragödie würde die unvermeidliche Folge sein, die ich dir, deinem Muttel und meinen Eltern zu ersparen die Pflicht habe. Ich wiederhole dir, daß für alles, was nun folgt, ich ganz allein die Verantwortung trage. Das Leben, das ich vielleicht noch zu überstehen habe, reicht nicht aus, dir für alles zu danken, was du mir gewesen bist — für das, was du mir mit dir selber geopfert hast. Nichts in der Welt hätte mich bestimmen können unseren Bund zu lösen, als der Gedanke an den tödlichen Schmerz meiner Eltern, die es nicht überstehen würden, wenn ich den Rock ablegen müßte, in dem meine Väter seit vielen Geschlechtern alt geworden sind, und die vergessen würden daß ich ihr Kind bin. Wenn ich bald im heißen Afrika sitze, fern von der Heimat, in einem zweiten, größeren, aber halbwilden Deutschland, so muß ich versuchen, durch harte Arbeit zur Sicherung der deutschen Herrschaft Verzeihung für die Schuld zu gewinnen, die ich zu Hause auf mich genommen habe, um den kurzen Traum eines Glückes zu genießen, auf den ich nur durch deine Liebe Anspruch hatte.

Ich darf zu dir sagen: Vergiß mich! Denn bei deiner Jugend, deiner Schönheit, deinem Geist wird das

wenige, was ich dir bieten konnte, dir bald in seiner richtigen Unbedeutendheit erscheinen, die nur deine Liebe zu mir dir vielleicht wertvoll vorkommen ließ. Ich darf dir nicht das gleiche verheißen; denn was du mir gegeben bleibt unvergeßlich, und es wird mir in Urwald und Steppe der einzige Trost eines eintönigen Lebens sein. Und wenn du noch glaubst, daß ich dich wahrhaft geliebt hatte, so wirst du manchmal in Mitleid meiner gedenken. Ich küsse dich zum Abschied tausendmal. Fredi."

Hans faltete den Brief wieder zusammen, legte ihn auf den Tisch und blickte eine geraume Zeit schweigend vor sich hin. Johanna versuchte fast angstvoll in seinen Mienen zu lesen. Tiefe Stille herrschte im Zimmer, die nur das ganz feine Summen einer verirrten Bremsfliege gegen die Innenseite der Fensterscheibe störte. Endlich sagte Johanna: „Heute denke ich ja darüber ganz ruhig. Es ist vielleicht besser, daß alles so gekommen, denn sonst hätte ich dich nicht kennen gelernt ..." Dann fuhr sie leidenschaftlich fort: „Hansel ... wenn ich jemanden vergessen kann, der so an mir gehangen ... glaubst du mir dann, daß ich dich wirklich liebe?" Sie legte ihren Arm um seine Schulter und preßte ihren Mund auf seinen. „Siehst du, Fredi und ich haben uns immer als Verlobte betrachtet und so gehandelt," sagte sie nach einiger Zeit und fuhr lebhaft fort: „Das alles ist überwunden. Der Brief, der mir mein Unglück ankündigte, war mir das kostbarste, was ich nach meinem Muttel auf Erden hatte. Da! Ich geb' ihn dir. Zerreiß' ihn, verbrenn' ihn: tu' mit ihm, was du willst. Die Geschichte soll für

immer begraben sein. Wenn du mich wirklich liebst, so muß das für immer begraben sein. Ich hab' dir jetzt alles gesagt — nun darf nie wieder davon die Rede sein."

Hans küßte sie heiß. „Darauf geb' ich dir mein Wort!" sagte er. Aber im Innern schmerzte ihn ein Stachel: das Bewußtsein der Machtlosigkeit des Menschen Herr über die unausgesprochenen Gedanken und Empfindungen eines anderen Menschen zu sein, nie in das Geheimnis einer anderen Seele eindringen zu können, wie nahe wir sie uns auch glauben.

Johanna sagte ihm, sie habe durch ihn erst einen neuen, klaren Begriff von dem erhalten, weswegen wir Menschen auf der Welt seien, er habe ihr erst die Augen geöffnet: bis dahin sei sie wie ein dummes Ding umhergelaufen. Jetzt wisse sie, was sie wolle und solle. Sie würden eines dem anderen Glück bereiten und gemeinsam Gutes tun. Es gäbe so viel Arbeit in der Welt. Wenn man selbst glücklich sei, fühle man doppelt stark den heißen Drang auch anderen Glück zu verschaffen.

„So faß' ich auch das Leben auf!" sagte Hans. „Unterstütz' mich darin, hilf mir dabei! Wenn ich weiß, daß du dabei auf meiner Seite stehst und fest zu mir hältst, so werd' ich in Leipzig noch einmal so viel Energie haben!"

Johanna umschlang ihn von neuem. „Hans, ich schwöre dir — darin fühl' ich mich ganz eins mit dir. Fordere jeden Beweis von mir! Du hast so große Ideen, die ich bewundere! Ach, ich möchte dir dabei dienen, wie eine Magd!"

Immer wieder umarmten und küßten sie einander und leise stöhnende Seufzer drangen zur Decke empor.

— — — — — — — — —

Spät, zwei Stunden später, von Seligkeit taumelnd verließ Hans das Zimmer seiner Geliebten. Er war überglücklich. Gewiß gab es auf der Welt kein zweites so herrliches Mädchen wie Johanna. Das war die rechte Frau für ihn, die Frau, die er brauchte, die Frau voll glühender Leidenschaft und zugleich mit vollem Verständnis für die Ideen eines Mannes, eines modernen Menschen! Dieses Mädchen verstand ihn: er hatte sich in seinem von Anfang an gefaßten Urteil nicht geirrt. Nur mit Johanna konnte er glücklich werden! Das glaubte er, das wußte er jetzt bestimmt! Wenn sein Vater sie einmal so sehen könnte, wie er heut abend: er würde bald anderen Sinnes werden!... Hans zweifelte nicht daran, daß Johanna, wenn der Vater erst einwilligte ihr als seiner Braut näher zu treten, sich davon überzeugen würde, daß sie für ihn die einzig richtige Gattin sei. Er traute sich zu die Aussöhnung zustande zu bringen. Und blieb der Vater verstockt: so würde Johannas Liebe ihm Kraft genug geben, sich aus eignem Können und in vollständiger Unabhängigkeit sein Glück aufzubauen.

Johanna war sich, als sie ein wenig ruhiger geworden war, nicht im Unklaren, daß an dem, was sie beide zusammengeführt, Erkenntnis vielleicht stärker beteiligt war als Leidenschaft. Sie wollte nicht mehr an Fredi denken, aber unwillkürlich mußte sie es doch. Fredis Küsse waren heißer, glühender gewesen, hatten ihr ein leidenschaftlicheres Gefühl der Beseligung hin-

terlassen. Stundenlang lag sie noch in heißem Taumel, nachdem Fredi sie verlassen. Sie zweifelte nicht, daß Hans sie stürmisch und aufrichtig liebte. Nur seine Art war ein wenig besonnener als die ihres Freundes von einst. Gewiß, das durfte kein Vorwurf sein. Hans war ein Ehrenmann durch und durch, auf dessen Liebe jedes Mädchen stolz sein mußte. Seine vornehme Weise, mit der er ihr Geständnis aufgenommen! Einen solchen Mann mußte man auch lieben. Er verdiente es. Und welch' glänzende Aussichten bot ihr Hans! Wie hatte ihr sein Gespräch wohlgetan. An Klugheit, an Reichtum der Kenntnisse war der naive Fredi gar nicht mit Hans zu vergleichen. Welcher seelische Gewinn für sie! Was hatte sie nicht in den Wochen des Verkehrs mit Hans alles gelernt! Sie war jetzt in den Jahren, in denen es unerläßlich wurde sich ein endgültiges Lebensziel zu schaffen. Die Tage des Getändels waren für immer vorüber. Sie mußte und wollte der Welt zeigen, daß sie eine starke Persönlichkeit sei, daß sie Energie habe, die ausreichte ihr eine Zukunft zu schaffen. Hans, der alte Ambühl, Hornemann, sie alle sollten sich davon überzeugen — und noch mehr die Personen ihres früheren Verkehrs: der Rektor, der Stadtschulrat, Fräulein Richter — alle die sie einst mit herablassendem Wohlwollen behandelt hatten. Warum sollte sie von Hans nicht den in unserer Gesellschaft unerläßlichen männlichen Schutz und auch die äußeren Mittel annehmen, wenn er sie liebte und sie ihn? Sie waren beide verpflichtet einander alles zu geben, womit die Natur sie ausgestattet hatte — daß der eine dies, der andere jenes reichlicher besaß, war ja

doch nur ein Zufall! Sie liebte Hans, und wenn aus dieser Liebe der Ehrgeiz entsprang, so war es eine fruchtbare Liebe, deren sie sich nicht zu schämen hatte. Sie wollte mit Hans gemeinsam praktisch wirken, im Sinne ihrer gemeinsamen Gedanken, die sie beide ausbauen wollten. Auf einer solchen Liebe müßte Segen ruhen. Es war schließlich doch eine bessere, schönere Liebe als ihr einstiger wilder Bund mit Fredi, der ihr jetzt töricht vorkam, der über das allerpersönlichste Einanderangehörenwollen nicht hinausdrang. Es war das ruhige, höhere, wahre Glück, dem sie jetzt entgegenging!

So stürmten die Gedanken in ihr hin und her, und sie ward sich bald selbst nicht mehr bewußt, daß es Philosophie war, was die Stunde in Hansens Armen in ihr erweckt hatte, nicht Lust. — —

Die Gründungsversammlung in Leipzig verlief nicht ganz so, wie Hans erwartet hatte. Der Gedanke eine Maschinenfabrik mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter zu gründen, den Hans in einem längeren Vortrag darlegte, wurde von einigen der Kapitalisten zwar als eine gute Reklame begrüßt, die die Einführung der Fabrikate begünstigen, ja vielleicht eine Bestellung seitens des Staates bringen werde, der damals gerade arbeiterfreundliche Bestrebungen förderte. Ein anderer Aktionär bekämpfte aber diese Meinung. „Gerade die Stellen," sagte er, „die ein Interesse daran haben den steigenden Einfluß der Arbeiter nicht aufkommen zu lassen, werden uns Schwierigkeiten machen und die Verbindung mit uns ablehnen, weil ihnen daran liegen wird uns und unser Experiment möglichst bald tot zu machen: die Staatsbetriebe, die großen Aktiengesell-

schaften, die gewöhnt sind, mit hohen Dividenden zu protzen."

Hans mußte ein förmliches Verhör bestehen. „Glauben Sie wirklich," fragte ihn ein an zahlreichen Gründungen beteiligter Justizrat, „daß, wenn wir Ihren Vorschlag annehmen, die Arbeiter dann williger und fleißiger sein werden? Ich glaube, da irren Sie sich mächtig! Dann wird bei ihnen erst recht die Unersättlichkeit erwachen. Dann werden sie immer mehr verdienen wollen. Dann werden sie sich herausnehmen durch den Arbeiterausschuß Ihnen und uns in die Leitung hineinreden zu wollen. Denn sie werden sich einbilden alles besser zu verstehen als wir und glauben, daß, wenn sie mitregieren, die Geschäfte besser gehen würden. Das können wir uns natürlich nicht gefallen lassen. Und dann werden die Konflikte anstatt geringer immer zahlreicher werden, immer schärfer. Und so kommen wir aus dem Regen in die Traufe!"

So traf Hans allenthalben auf Bedenken. Schließlich machte einer aus der Versammlung einen Vermittelungsvorschlag. Wenn Herr Ambühl junior von seiner Idee so eingenommen sei, müsse er auch den Mut haben sich an ihrer Ausführung selbst mit Kapital zu beteiligen. Dann werde man sehen, daß es ihm nicht nur darum zu tun sei, mit einem Aufsehen erregenden Trara auf dem deutschen Maschinenindustriemarkt auf Kosten der Aktionäre zu debutieren, sondern daß er an den praktischen Nutzen seiner Vorschläge wirklich glaube. Er müsse selbst am Erfolge seiner Pläne interessiert sein, selbst ein Risiko mit übernehmen.

Dabei blieb es denn auch. Die Versammlung beschloß, der Sache erst dann näher zu treten, sobald Hans Ambühl die bindende notarielle Erklärung abgegeben hätte, sich an dem Unternehmen persönlich mit 100000 Mark Aktien zu beteiligen und sie für mindestens drei Jahre sperren zu lassen. Sobald eine solche Erklärung nebst erfolgter Deponierung des Betrages oder der entsprechenden Sicherheit vorliege, solle eine zweite Versammlung abgehalten werden.

Hans sprach, aus der Sitzung zurück, die Beschlüsse mit Johanna durch. Er glaubte so fest an den Erfolg seiner Ideen, daß er entschlossen war die geforderte Summe zu beschaffen. „Mein eigenes Vermögen, das Erbe nach meiner Mutter ist durch eine Hypothek auf das Grundstück meines Vaters sicher gestellt," sagte er. „Ich brauche sie nur meinem Vater zu kündigen — dann ist die Sache zu machen."

„Das wird aber deinem Vater unangenehm sein," meinte Johanna.

„Is mir Jacke wie Hose. Nimmt er denn auf mich Rücksicht?"

„Geht's nicht auch anders?"

„Nein! Anders geht's nicht."

Das Paar war von der Reise zurück und wohnte wieder in der Pension. Hans aber fühlte sich beengt; es war ihm peinlich sich von fremden Leuten beobachtet zu sehen, und er hatte sich vorgenommen in Charlottenburg eine eigene Wohnung zu suchen, die natürlich zunächst nur klein, aber komfortabel sein sollte. Er schrieb gerade eine Bestellung an ein Vermietungsbüro nieder, als ihm ein Herr gemeldet wurde. Über-

rascht blickte er auf, als er seinen Vater vor sich stehen sah. Er war im Jagdanzug, das Gewehr über der Schulter. Hans wußte, daß er eine Jagd ein paar Stunden westlich von Berlin gepachtet hatte, sie aber selten benutzte. Hans wußte nicht recht, was er sagen sollte. „Du fährst nach Lehmgotz?" fragte er. So hieß das Dorf.

„Ja. Ich muß 'mal einen Tag ausspannen. Ich hab' zu viel zu arbeiten. Besonders jetzt wo du mich wieder allein gelassen hast."

Hans sah zu Boden und antwortete nichts.

„Jetzt willst du mir noch gar Konkurrenz machen?" fuhr der Vater fort. „Ich bin durch meinen Agenten in Leipzig über alles unterrichtet. Woher willst du denn das Kapital nehmen?"

Hans stand auf. „Vater," sagte er ruhig, „richte dich darauf ein: ich kündige zum Quartal die Hypothek."

Der Alte prallte zurück. „Du bist wohl ganz toll?" rief er. „Woher soll ich denn jetzt das Geld bekommen? Bei der Klemme und dem hohen Zinsfuß!"

„Richter wird es dir wohl verschaffen."

„Ich müßte ja ein Narr sein mich ihm zu offenbaren. Und er darf ja gar nicht — eine Hypothek, die so weit hinten steht."

„Vielleicht tut er's privatim."

„Ach, du weißt nicht, was du redest. Und so was will 'ne Fabrik aufmachen... Also du bist vielleicht entschlossen mich zur Subhastation zu treiben?"

„So weit wird's nicht kommen; du wirst das Geld schon auftreiben. Bange machen gilt nicht."

„So weit ist's schon gekommen, daß wir wegen elenden Geldes uns gegenüberstehen wie Hund und Katze! Hans, hast du denn gar kein Schamgefühl? Vergißt du denn ganz, daß ich dein Vater bin?"

„Das vergeß' ich keinen Augenblick. Aber du treibst mich zu alledem."

„Ich treibe dich? Na, das ist großartig! Sag' dich doch los von dieser —"

Die Tür wurde geöffnet, Johanna erschien auf der Schwelle, im Hauskleid, ohne Hut. „Hans, ich muß dich —" sagte sie. Da erblickte sie den alten Ambühl: mit einem leisen Ausruf des Bangens schloß sie wieder rasch die Tür.

„Ach so!" sagte der Alte. „So steht's? Na — dann bin ich hier wohl überflüssig. Lord — komm!" Er pfiff seinem Jagdhunde und schritt ohne einen Abschiedsgruß hinaus, an der draußen lauschenden Johanna vorüber, ohne sie nur anzublicken.

Er ging die Hardenbergstraße hinauf dem Bahnhof Zoologischer Garten zu. Einen geschlossenen Gedanken fand er nicht; allerlei Empfindungen wogten in ihm durcheinander, aus denen sich nur das unbestimmte Gefühl des Trotzes hervorhob, das wieder von dem niederdrückenden Bewußtsein gelähmt wurde vor einer harten Abwehr zu stehen.

Jenseits des großen Gebäudes der Musikhochschule stand die Amtswohnung eines kommandierenden Generals, an der er eben vorbeischritt. Der Ehrenposten zog gerade auf. Er blieb unwillkürlich ein paar Se-

kunden stehen, um dem kleinen militärischen Vorgang zuzuschauen. Er fühlte sich an manche Episode aus seinem eignen, weit zurückliegenden Soldatenleben erinnert. Er musterte den Gefreiten und die Begleitung. Sie sahen tadellos aus, propper; mit festen, gleichgültigen eisernen Mienen, mit mechanischen Bewegungen, aus denen lediglich das in Fleisch und Blut übergegangene Kommando der Pflicht sprach, vollzog sich der Dienst. — „Ablösung vor!“ schnarrte der Unteroffizier — der eine Posten trat weg, der andere trat an seine Stelle, und nur die vorgeschriebenen Meldeworte wurden ausgetauscht. Die Patrouille zog weiter mit dröhnendem Schritt ... eins ... zwei ... eins ... zwei ... — in einem Nu war alles beendet. Der alte Ambühl strahlte. Das war das Leben! Das gab ihm für eine Minute das Gefühl seiner Jugend zurück. So hatte er einst Posten gestanden, so glaubte er auch noch zu stehen. Es war ihm, als hätte er den Schildwacheruf des Lebens selbst gehört: „Ablösung vor!“ . . . Und plötzlich wurde es düster in seinen Mienen und in seinem Innern ... er gedachte seines Sohnes, der ihn nun abzulösen kam ... und der, zu seinem Schmerz, niemals gedient hatte ...

Zehntes Kapitel.

In Halensee war lustiger Sonntag. Das herrliche Sommerwetter hatte all die kleinen Mädchen hinausgelockt. Putzmacherinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen, Falzerinnen, Fabrikarbeiterinnen — zu hunderten waren sie hinausgekommen mit ihren Kommis, Postbeamten, Studenten, Soldaten vom Gemeinen bis zum Sergeanten, Straßenbahnangestellten, Vorarbeitern: „Bräutigam" und „Braut", die sich in der Stunde der Lebensfreude zu einem Bunde vereint hatten, der mitunter so schnell gelöst wie geschlossen wurde. Die bunte Menge, die Mädchen in hellen Kleidern, ergoß sich über die Zickzackwege, die vom oberen Restaurant zum See hinunter führten; an allen Biertischen, von den Schaukeln, den Verkaufsständen, den Würfelbuden, den Schießhallen her erschallte Kichern und Lachen, in das der Lärm der Militärkapelle hineindröhnte. Und im Tanzsaal drehten sich die Paare zu dem in Berlin üblichen raschen Walzer im Schweiße ihrer Angesichter, der bei der stickenden glühenden Temperatur sich in Strömen über die Wangen der Tänzer ergoß. Während die

Männer meist schwerfällige Figuren machten und sich unbehend anstellten, tanzten die Mädchen vorzüglich, in gerader und doch hingebender Haltung, sich leicht auf den Fußspitzen drehend.

Drei frische, junge Mädchen, die Arme ineinander geschränkt, verließen den Saalbau und schritten über die kurze Treppe hinab und quer durch den Garten, die Terrassen hernieder, auf ein Caroussel zu, das unten am Seeufer aufgebaut war. Die hübsche Blondine in der Mitte zog ihren Arm aus dem der Freundin, wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn und fächelte sich dann Kühlung zu.

„Du, Betty," sagte der kleine Rotkopf zur Rechten in ihrer lebhaften, etwas lispelnden Sprechweise, „dein Schiffer hat sich aber heut fein gemacht. Pih — wo hat er denn die neue Kluft her? Blau mit roten Pünktchen — det is wohl die neu'ste Zehdenicker Mode?"

„Man merkt, daß er von't Wasser is," sagte die Brünette zur Linken. „Kreuzung von Schlei und Forelle."

Else und Käte lachten unbändig. „Mit Jurkensalat mag er janz jenießbar sein!" meinte jene, während die andere einfiel: „Ick zög' ihn mit Naturbutter vor. Aber reichlich Butter!"

„Na, Kinder, ihr habt's nötig!" erwiderte Betty, ein wenig pikiert. „Du Else mit deinem Studenten, der immer nur vom Ersten bis zum Fünften in jedem Monat weiß, wie spät 's is, weil am Sechsten regelmäßig die Uhr zur Reparatur muß — und du Käte mit deinem Einjär'jen, der sich abends nich um die Stra-

Benecke 'rum traut, weil er Furcht hat, sein Leitnant stecht dahinter —"

„O bitte sehr — so wie meiner sein Examen gemacht hat, kriegt er fünfhundert Emm von seiner Ollen —"

„Wenn Fritz sich Zivil anzieht, kann er mit mir bummeln bis in die Pechhütte!"

„Na, große Bilder könnt ihr mit euren beiden Kavalieren nich rausstecken —"

„Bitte sehr, et sind jebild'te Leute. Schade, daß man deinen nich in ihre Gesellschaft bringen kann —"

„Na, det mach' dir man ab! Meiner is mir wenigstens treu."

„Bis zur Eifersucht!" fuhr die kleine Rote auf, die das große Wort führte. „Nich'n Momang läßt er dir alleene. Siehste, da kommt er schon hinter uns hergestiefelt."

Betty kehrte sich um, wurde rot, schüttelte sich ein klein wenig und sagte dann zögernd: „Kinder, laßt mir man 'ne Minute mit ihm allein ..."

„Wat willste denn?"

Betty wurde ein wenig verlegen. Den leichten Spott der anderen hätte sie am liebsten beantwortet, indem sie in die Arme ihres Schiffers gestürzt wäre. Aber es ging nicht ... sie war ja entschlossen —

Jar nischt, Else!" sagte sie sich zu einem heitren Ton zwingend, und fuhr mit gekünsteltem Lachen fort: „Wat soll ick wollen? Nischt! Ick will ihm man blos'n Laufpaß geben —"

Die beiden blieben mit offenem Munde stehen.

„Wat — du bist woll — ? — Wat hat er dir denn jetan?"

„Et paßt mir nich länger. Bums! Ablösung vor!"

„Du, sieh' dir man vor! Der is imstande und macht dir kalt." Betty lachte grell auf. „Na, wenn er sich vor Schmerz einen andudelt und dann nich weeß, wat er tut —"

„Ach laßt mir man. Det versteht ihr nich. Det machen wir sauber!"

Betty machte sich los, ging auf ihren Schiffer zu, nahm seinen Arm und zog ihn unmerklich nach dem nördlichen Ufer des Sees, wo stillere Gänge zum Wandeln luden. Die Äste alter Bäume wölbten sich hier wie ein langes Dach über den sandigen Uferweg, ein mildes Halbdunkel, durch das nur einzelne gebrochene Sonnenstrahlen drangen, breitete sich über ihn, und die Musik, der Lärm der Vogelwiese schallte gedämpft herüber. Der Schiffer war von Natur wortkarg, und so schritten sie ein Weilchen stumm nebeneinander, sprachen dann ein weniges über die Hitze und verstummten wieder.

Endlich begann Betty, den Kopf gesenkt und auf ihre Stiefelchen blickend: „Ja Willem — denk' dir nur: das ist heut das letztemal gewesen, daß wir hier draußen waren — und überhaupt —" setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu.

„Ach nee!" stieß er kurz hervor und blieb stehen. Dann nach einer kleinen Weile des Besinnens sagte er: „Wat soll denn det heeßen?" Er schob mit seiner Hand ihren Kopf in die Höhe.

„Ja, Willem," sagte das Mädchen rasch, obgleich sie sich zwang möglichst reines Hochdeutsch zu sprechen, „das siehst du doch wohl selbst ein, daß das keinen Zweck nich hat. Heiraten werd' ich dir nich. Wenn ich mir 'mal verheirate, will ich auch was vom Leben haben. Bloß heiraten um sich weiter zu schinden: das wär' ja richt'ger Quatsch. Das kannst du nicht verdienen, was ich brauche. In Berlin kann man nun 'mal nicht gehen wie in Zehdenick. Hier ist das Leben teuer."

„Na, ick kann doch arbeeten —"

„Ach, wat die Schifferei schon bringt! ... Nee, wenn ich deine Frau wäre — das gäbe nur Unglück. Ich würd' dir Vorwürfe machen, daß du zu wenig verdienst, und du würdest dich betrinken und mich prügeln."

„Na, ick riere keenen Droppen Schnaps nich an!"

„'n Schiffer un' nich trinken! Du wärst der erste! Und um alles das zu verdienen, was ich brauche — müßten wir Gottweiß was machen — am Ende gar Ladung stehlen und betrügen. Da wollen wir uns lieber nicht in Versuchung führen lassen!"

„Ick will doch die Schifferei längst an den Nagel hängen. Ick mach' mir doch ooch nischt aus Zehdenick. Im Winter das Quartal und das Mastenstechen — weiter hat man doch da nischt. Ick meechte ooch nach Balin." Er wiederholte nach Art einfacher Menschen mehrmals dieselben Sätze.

„Mensch — wat wiste denn anfangen? Du hast doch sonst nischt gelernt. Wer 'mal bei de Schifferei is, muß ooch dabei bleiben." Sie erregte sich ein wenig

und fiel dann selbst mehr in die Berliner Mundart. „Du kannst mir jar nich brauchen," fuhr sie fort. „Wozu sollen wir heiraten? Du brauchst 'ne richtige Hausfrau, besonders im Winter, die dir Appelmus mit Quetschkartoffeln kocht, die für dich wäscht — — dafür interessier' ich mir nu 'mal nich. Ich lauf' dir d o ch weg!" Ein Schmetterling, ein gewöhnlicher Weißling, saß auf einem Grase am Wege. Sie beugte sich rasch nieder, haschte ihn, hielt ihn fest und versuchte ihm mit den Fingerspitzen der Linken die geschlossenen Flügel zu öffnen. Mit raschem Griff faßte Wilhelm darnach und zerquetschte ihn in seiner harten Faust.

„Du bist'n ordinäret Frau'nzimmer!" schrie er.

Betty trat zurück und sah ihn strafend an. „Sei nicht roh, Mensch!" sagte sie fest. „Ich habe dir dazu keinen Anlaß gegeben. Ich rede ehrlich und offen mit dir. Wenn ich dir betrügen wollte, würdest du's nich 'mal merken." Er bewegte die Lippen, wie um etwas zu erwidern, fand aber die Worte nicht. Das Mädchen fuhr fort: „Wir wollen gute Freunde bleiben, Wilhelm. Ich hab' dir gewiß sehr gern. Du bist ein guter Kerl, 'n anständiger Mensch. Aber wir beide passen eben nicht auf die Dauer zu einander ... Deine Eltern würden nie zugeben, daß du mir heiratest —"

„Is mir ejal —"

„Aber mir nich! Ich laß mir nich nachsagen, ich stifte Unfrieden in fremde Häuser."

Wilhelm war ganz gebrochen. „Aber, Betty, wir gehen doch schonst so lange mitsamm'! Wat soll 'n nu wer'n?"

Sie zuckte die Achseln. „Gar nischt wird werden."

„Betty, ick kann nich von dir lassen. Ick un 'ne Schiffersche aus Zehdenick heiraten? Nee — nee eh'r jeh' ick in de Havel."

„Ach, Mensch, du bist ja verrückt!" Sie versuchte ihm ruhig immer wieder auseinanderzusetzen, daß es mit dem Aufgeben der Schifferei nichts sei, daß er kein Geld habe, um sich auf einen neuen Beruf vorzubereiten, daß sie beide nur eine höchst unglückliche Ehe führen würden, daß er ihr keinen Vorwurf daraus machen dürfe, wenn sie das Kapital ihrer Jugend höher verzinsen wolle.

„Ach so!" rief er fast weinend, „du willst bummeln gehen?"

„Willem!" entgegnete sie, „für so ordinär hab' ich dir nie gehalten, daß du mir so was zutraust."

Er stand wie vor den Kopf geschlagen. „Aber wat wer'n denn die andern sagen?" stotterte er schließlich. „Die wer'n doch sagen, du hast mir 'rausgeschmissen!"

„Nee, nee, beruhige dir — das wird kein Mensch sagen. Wenn du Bammel hast, dann sag' nur, du hast mir mit eenem abgefaßt. Meinstwegen: ich nehm' alles auf mir. Aber das hast du jar nich nötig. Du kannst ja auch noch manchmal kommen und mir besuchen. Wir können auch ab und zu 'mal zusammen ausgehen. Dagegen hab' ich nischt. Nur die Heiraterei — det schlag' dir aus dem Sinn. Det hat keenen Zweck!"

Seine Worte waren zu Ende. Willenlos ließ er sich von ihr zur Garderobe zurückführen, willenlos folgte er ihr, als sie ihn aufforderte sie nach Hause zu

bringen. Die Tränen standen ihm in den Augen. Sie versuchte ihn zu beruhigen. „Glaub' mir, es ist besser so — du tust mir ja leid, Willem. Aber et muß sind …"

Drei Tage später, gerade als sie mittags aus der Telephonfabrik heraustrat, bemerkte sie einen Auflauf am Salzufer. Ihr ahnte Unheil. Sie wagte nicht näher an die Menschenmenge heranzutreten. Sie schickte Else hin. Die kam mit der Meldung zurück: „Een junger Schiffer is bei't Staaken über Bord jefallen und im Kanal ertrunken. Ick bin nich weiter 'ranjegangen. Ick kann keene Wasserleiche sehen."

Betty wurde blaß und zitterte an allen Gliedern. Heulend machte sie sich los und lief ganz allein nach Hause. „So hat mir der Mensch geliebt," flüsterte sie heiser vor sich hin … Erst nachmittags hatte sie sich so weit erholt, daß sie zum Gärtner gehen konnte, um einen schönen Kranz zu bestellen. — —

Johanna und Hans waren zu Besuch bei Benhay, der beide, gleich Hansens übrigen Freunden ganz wie ein verheiratetes Paar empfing. Johanna sah zum erstenmal Benhays Wohnung, die in Berlin als originell galt, und es machte ihr ein großes Vergnügen sie sich von ihm erklären zu lassen, Stück für Stück.

„Ich habe eigentlich nur drei Zimmer für mich," sagte Walter, „mehr braucht ein Tintenkuli meines Grades nicht: Hier der größte Raum mein Arbeitszimmer, das zweitgrößte mein jungfräuliches Schlaf- und Ruhegemach — das kleinste das Speisezimmer, das nur den Zweck der Befriedigung einer leider unvermeidlichen Notdurft erfüllt und in dem ich mich

selbst nur als Passant fühle. Sie sehen, es ist ganz einfach. Nicht einmal, daß die Sessel Lehnen haben — ich will nicht, daß man bei der rein animalischen Beschäftigung zu lange verweile. Nur die Polsterkissen auf den Schemeln sollen die Unannehmlichkeit des Drucks von unten vermeiden helfen. Als Wandschmuck nichts als die farbigen Reproduktionen zweier klassischen Diners: Feuerbachs „Gastmahl des Plato" und Menzels „Souper von Sanssouci" — ein Avertissement für meine Gäste, beim Essen die Unterhaltung als den Hauptzweck zu betrachten. Aber am Fenster die Klubsessel — bequem, nicht wahr? Wenig essen aber viel plaudern, das ist meine Devise. Vom üppigsten Diner ist mir stets der Kaffee die Hauptsache gewesen.

Hier mein keusches Schlafgemach. Das Bett ist gut — ja. Auch Englisch natürlich, von Waring und Gillow. Darauf halte ich — die Sorge für die Ruhestatt ist beinahe das einzige, was mich geistig mit Bismarck verbindet. Betten gibt es nur in England, ich meine Ausruhestätten für arbeitende Menschen. Das französische Bett ist ein Lotterbett . . . Diese schöne große Photographie der „Nacht" Michelangelos, meinen Sie? Aus Florenz, ja . . . In der ganzen Wohnung ist kaum ein Stück, das nicht an Ort und Stelle selbst erworben wäre. Nur das macht Vergnügen . . . Jeden Nagel habe ich selbst eingeschlagen. Tapeziergeschmack? Brrr! . . . Die Vorhänge? Sudanshawls. Persönlich in Chartum gekauft — das heißt, auf der anderen Seite des Weißen Nils, in Omdurman. Ja, daher sind auch die Waffen. Tauschir-

arbeiten von Dongola, die Kitchener den Derwischen abgenommen hat. Da oben über dem Bette der Fries — die goldgestickten Noten auf Purpursammetgrund? Kennen Sie nicht den holden Zwiegesang?



Und er summte die unsterbliche Weise vor Johannas Ohr hin:

„O sink' hernieder, Nacht der Liebe,
Bring' Vergessen, daß ich lebe —"

Bemerken Sie wie fein: Isolde führt im Dreivierteltakt, und Tristan accompagniert neun Achtel!"

„Da siehst du, woran er denkt, wenn er zu Bett geht —" sagte Hans lachend zu Johanna.

„Meine Freude ist natürlich hier mein Arbeitszimmer, der einzige Raum, auf dessen Ausstattung ich Wert lege. Die Stoffbespannungen der Wände und der Decke sind Assuanarbeit — alles in Assuan im Bazar selbst erstanden — prüfen Sie es näher, es sind nur buntzusammengenähte Flicken auf derbem Sackleinewandgrund, aber wie malerisch, wie lebensfreudig wirkt das alles! Die Wolfs- und Antilopenfelle am Boden ausschließlich von Tieren, die ich in der Lybischen Wüste selbst geschossen."

„Herrgott, haben Sie Bücher!" sagte Johanna.

„Was man so fürs Haus braucht!"

„Da möcht' ich 'mal schmökern!"

„Bitte, steht alles zu Ihrer Verfügung!"

„Und hier auch noch. Herrgott!"

„Das ist ein römischer Altar, bei Capua ausgegraben, den ich auf sehr heimtückische Weise nach Deutschland geschmuggelt habe — per Schiff. Die Zollbeamten in Neapel mußten natürlich bestochen werden. Vorn der Apollo mit der Lyra — es war wohl der Hausaltar aus dem Heim eines Poeten. Die Bücher oben: das sind die heiligen Schriften der Kulturvölker. Sie sehen: der Rigveda, die Upanihaden, Buddhas Reden, Homer, Confuzius und der Tao, die beiden Testamente, der Koran, der Faust — es ist alles da, es ist nicht wie bei armen Leuten."

„Ach, die Bibel!" rief Johanna. „Ich muß doch geschwind nachsehen, was der Spruch über Ihrer Eingangstür heißt. Ich bin nicht so bibelfest, und Griechisch kann ich auch nicht. Welche Stelle war es doch gleich?"

„Römer 2,28." Er reichte ihr Luthers Verdeutschung, die neben den Originalen stand, und sie las:

> „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht, sondern das ist ein Jude, der's inwendig, verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist geschieht und nicht im Buchstaben."

Das Paar lachte hell auf, und Walter sagte: „Sehen Sie, über nichts giftet sich mein Vater, wenn er mich besuchen kommt, so wie über den Locus über meiner Wohnungstür (das Wort „Locus" sprach er mit besonders drolligem Augenzwinkern). „Wisch doch

bloß das weg!" sagt er immer, und ich lache ihn aus. Er ißt nämlich noch koscher und geht jeden Sonnabend in die Synagoge. Wenn ich ihn deshalb verkohle, wird er melancholisch und sagt: „Daß es Stuß ist, weiß ich selber. Aber ich habe es doch deiner seligen Großmutter versprochen." Wissen Sie, das Judentum ist selisch, was das Hautpigment körperlich ist. Es gibt jüdische Mulatten, Mestizen, Quadronen, Oktonen. Die Farbe schlägt bei späteren Generationen immer 'mal wieder durch."

„Sieh' 'mal Hans," rief Johanna —, „ist das nicht ein Straußenei?"

„Natürlich," fiel Walter rasch ein. „Beachten Sie meine Gnädige, daß in diesem Zimmer alles auf Antithese gestellt ist. Das ist nämlich," fügte er mit launiger Selbstironie hinzu, „die naivste Form, in der die geistreiche Reflexion sich äußert. Sehen Sie, diesem Straußenei hier, das ich in Heliopolis erwarb, entspricht dort der Schädel eines Berberlöwen aus Tetuan. Anfang und Ende alles Starken ... Werden Sie nur nicht gefühlvoll! Hier über den Türen einander in die Augen schauend, der Kopf der Venus von Milo ((Pariser Photographie in Originalgröße), das Ideal kultivierter Menschenschönheit, und dort der Kopf eines Weddahweibes, der am tiefsten stehenden menschlichen Urrasse. Hier die Bronze ein Napoleon: die konzentrierteste Willensanspannung — und hier ein schlummernder Buddha aus Mandaleh, das vollkommene Aufgehen im Nirwana. Hier ein Bisscharinzelt aus der Arabischen Wüste, die denkbar primitivste Heimstätte, und hier das Bild des Eiffelturmes, des

ausgeklügeltsten menschlichen Kulturbaues. Hier über meinem Schreibtisch mein kostbarstes Stück: ein Originalabdruck von Dürers Hieronymus im Gehäuse, und daneben eine ganz hübsche Kopie von Rembrandts Evangelisten Matthäus die Bergpredigt niederschreibend — (im Louvre!) — und gegenüber die Radierung des Nietzschekopfes: die drei Patrone unserer Schriftstellerzunft — die höchste Inspiration und das feinste Raffinement des grübelnden Verstandes. Hier die Polarwüste, eine Originalskizze von Payer — alles Totenstarre — und daneben —

„Der Niagara!" rief Hans.

„Die lebendigste Betätigung der Naturkraft —"

„Und dazwischen japanische Farbenholzschnitte und Netzkes und Beninfiguren, und Stickereien aus arabischen Harems, und Skizzen aus Rom, und Navajas aus Toledo und Jade aus China, und Terrakotten aus Spanien und Knochenschnitzereien aus Lappland — und was so zum Bric à brac eines verknöcherten Junggesellen gehört."

Walter hatte dem Paar mit einem Glase Sherry aufgewartet, als der Diener hereintrat und eine Visitenkarte auf einem silbernen Teller überbrachte. Walter las den Namen und sagte dann, die Karte den beiden reichend: „Kinder, seht bloß 'mal — das ist ja zum Schreien!" Die Karte war aus ziemlich ordinärem Papier und in verschnörkelter aber grob gegossener Schrift stand darauf der Name „Betty Klockhoff".

„Wer soll denn das sein?" fragte Hans.

„Na — das ist doch meine kleine Arbeiterin, von der ich euch erzählt habe," sagte Walter.

„Was mag denn die wollen?" fragte Johanna.

„Das wollen wir gleich hören. Soll eintreten!" befahl Walter dem Diener.

Die junge Arbeiterin war ein wenig verlegen mehrere Personen im Zimmer zu finden, aber Walter beruhigte sie: sie möge ganz offen reden — die beiden Herrschaften wüßten von ihr und interessierten sich auch für sie. Johanna musterte Bettys Erscheinung nicht ohne Genugtuung: von der absichtlichen Auffälligkeit, von der Walter unlängst gesprochen, war nichts mehr zu bemerken — sie war dunkel und einfach gekleidet, aber mäßig geschmackvoll. Betty hatte sofort ihre Selbstbeherrschung wiedererlangt und sprach ruhig ihre Wünsche aus. Sie sei jetzt frei, sagte sie. In der Fabrik habe sie es nicht mehr aushalten können. Ihr Bräutigam sei unlängst vom Kahn ins Wasser gestürzt und verunglückt — die Kolleginnen in der Fabrik beschimpfen sie nun: beaupteten, er habe Selbstmord begangen, und sie ihn dazu getrieben, weil sie ihm den Abschied gegeben. In Wahrheit habe es nur eine kleine Auseinandersetzung zwischen ihnen gegeben, weil er sich manchmal zu ungebildet benommen habe. Es täte ihr sehr leid, daß es so gekommen sei, aber sie könne doch nichts dafür. Jedenfalls müsse und wolle sie weg und sie erlaube sich, den Herrn Doktor an sein gütiges Versprechen zu erinnern, ihr beim Fortkommen behilflich zu sein. Sie möchte wie schon gesagt gern in ein Geschäft und habe eines für Herrenartikel in der Leip-

zigerstraße in Aussicht. Da aber der Bewerb groß sei und sie zufällig wisse, daß der Herr Doktor den Ladenbesitzer kenne — sie hätte ihn gefragt — so bitte sie ihn um ein Wort — vielleicht telephonisch — der Empfehlung.

Walter konnte sich durchaus nicht entsinnen ein festes Versprechen gegeben zu haben. Allein er gedachte des spanischen Sprichworts: „Ein armer Mann muß schlau sein", und er freute sich der scharfen Kombinationsgabe des intelligenten Berliner Mädchens, die sich die Kenntnis all dieser kleinen Umstände verschafft hatte und sie zu verwerten verstand.

„Wie sind Sie auf all das gekommen?" fragte er. „Woher haben Sie meine Adresse?"

„Herr Doktor sind doch eine so vielgenannte Persönlichkeit," antwortete sie ausweichend, „man liest doch Zeitungen — die Volksuniversität — Tuen Sie es doch — bitte, bitte Herr Doktor — ich möchte zu gern weiter kommen —"

„Glauben Sie wirklich, daß es so ein Fortschritt ist Verkäuferin zu sein?" fragte Walter. „Wenn Sie noch wenigstens Stenographie und Schreibmaschine könnten —"

„Ach ja!" sagte Betty seufzend. „Aber wie soll unsereins dazu kommen? Selbst wenn man sich die Zeit dazu abzwackte — abends von 9—10 — woher sollte man das Geld nehmen?"

Walter wechselte einen raschen Blick mit dem Paar. „Wenn Sie Lust und Fleiß haben," sagte er — „das Geld würde eventuell da sein —"

„Ja?" sagte sie rasch und freudig. „Ach, das wäre wunderbar."

Nun mischte sich auch Johanna ins Gespräch. Wenn es ihr wirklich darum zu tun wäre vorwärts zu kommen, sagte sie, so würde sie ihr auch gern helfen. Sie könne Sonntag vormittags immer zwei bis drei Stunden zu ihr kommen und ein bißchen Französisch mit ihr treiben. Sie wolle es ihr nach der Berlitzmethode binnen kurzem beibringen. Betty war unendlich erfreut oder tat wenigstens unendlich erfreut, und versprach ihr schon am nächsten Sonntag pünktlich zu erscheinen. Walter gab ihr auf ihre Bitte zunächst eine ausweichende Antwort — als aber Betty wirklich nächsten Sonntag bei Johanna erschien und diese telephonierte, daß sie sich ungemein eifrig anstelle, nahm sich auch Walter der Sache an. Betty erhielt die Stelle als Verkäuferin, besuchte die Abendkurse der Handelsschule und erschien jeden Sonntag vormittag pünktlich um 9 Uhr bei Johanna. Walter erkundigte sich überall nach ihrem Auftreten und allseitig sang man ihr Lob. Sie bediente die Käufer aufmerksam, war in kurzer Zeit über das Lager unterrichtet und ließ kaum einen Käufer unverrichteter Sache aus dem Laden gehen. Der Direktor der Schule konnte nach den Berichten der Lehrer feststellen, daß sie rasch sich den besseren Schülerinnen beigesellt hatte. Johanna erklärte sie für eine Person von entschiedener Intelligenz, die sehr leicht begreife. Sie lieh ihr Bücher, über die Betty dann nach der Lektion nicht ohne einiges Verständnis sprach. Hans blieb ein wenig skeptisch. „Ich kenne doch unsere Ver-

liner Mädel!" sagte er. Die wollen sich in erster Linie amüsieren. Der erste Eifer pflegt nicht lange vorzuhalten."

Ein kleiner Zwischenfall schien dieses Bedenken zu bestätigen. Walter ging eines Abends mit einem befreundeten Maler die Leipzigerstraße hinauf. Es war gerade Geschäftsschlußstunde und zu Hunderten überströmten die kleinen Verkäuferinnen in ihren hellen Blusen die Bürgersteige. Auf einmal grüßte der Maler lächelnd, nicht ohne eine gewisse Vertraulichkeit ein junges Mädchen. Die wandte erst in einiger Verlegenheit den Kopf zur Seite, ihre Wangen wurden rot — dann schritt sie weiter, als ginge sie der Gruß überhaupt nichts an. Jetzt erkannte der etwas kurzsichtige Walter die Gegrüßte unter dem großen Hut: es war Betty. Sie nickte ihm rasch zu und verschwand in fliegender Hast.

„Woher kennst du das Mädel?" fragte Walter den Freund mit einigem Erstaunen.

„Ach die!" sagte der Maler. „Die kenn' ich gut. Die verkehrt doch in dem Tanzsalon in der Jägerstraße. Ich mußte da kürzlich hingehen um eine Zeichnung für ein illustriertes Blatt zu machen. Die Kleine fiel mir auf. Sie hat so ein intelligentes Gesicht. Ich habe sie gezeichnet, sie saß mir eine halbe Stunde. Natürlich gab ich ihr ein paar Mark. Sie benahm sich übrigens ganz anständig. Ich sagte ihr, sie solle 'mal zu mir ins Atelier kommen — aber bis jetzt ist sie noch nicht dagewesen."

„Hat sie viel getanzt?"

„Leidenschaftlich."

Walter erwiderte nichts, beschloß indes der Sache nachzuforschen. Eines Abends führte er wieder eine wie zufällige Begegnung herbei und stellte Betty nach einigen gleichgiltigen Worten zur Rede. Betty leugnete anfangs alles. Der Herr müsse sie entschieden verwechselt haben. Zuletzt aber war sie Walters Dialektik doch nicht gewachsen. Sie gab zu, daß die Sache ihre Richtigkeit habe. „Was is denn dabei?" sagte sie. „Ich bin doch jung: ich werde doch noch das Recht haben mich ein bißchen zu amüsieren? Wenn ich nur sonst tagsüber meine Schuldigkeit tue, und da kann mir niemand was vorwerfen. Den möcht' ich seh'n, der das könnte! Und dort in dem Lokal geht doch alles anständig zu. Was andres würde schon die Polizei verbieten. Jeden Abend sind Sittenbeamte da. Kommen Sie doch 'mal hin, Herr Doktor: sehen Sie sich's 'mal an!"

Walter machte die Begründung vielen Spaß. Namentlich die echt Berlinische Berufung auf die Sittenpolizei. Er suchte ihr aber nachzuweisen, daß das nicht der rechte Ehrgeiz sei: daß jemand, der ein bestimmtes Ziel im Auge habe, ihm alles opfern müsse, auch sein Vergnügen. Aber davon war Betty nicht zu überzeugen: ihr bißchen Vergnügen solle ihr niemand mißgönnen. Walter meinte, ihre Aufnahmefähigkeit für den Lernstoff müsse schließlich darunter leiden, sie würde am nächsten Abend müde sein. Sie bestritt das entschieden. Und in der Tat: ihre Lebenskraft schien beinahe grenzenlos. Sie tanzte die Nächte durch in überheißen, übervollen Lokalen, war um 8 Uhr frisch und aufgeweckt im Geschäft und folgte abends dem

Unterricht mit ungemindertem Eifer. Walter, Johanna und Hans waren erstaunt über das, was sie aushielt, und gestanden einander, sie würden es sicher nicht fertig bringen. — —

Die Verlobten hatten das Wohnen in der Pension aufgegeben und waren ihrer Sehnsucht gefolgt ein eigenes kleines Heim zu besitzen. Hans hatte eine hübsche Wohnung von vier Zimmern in Charlottenburg gemietet und Johanna teilte sie mit ihm. Vorläufig fehlte der Ausstattung der Räume der persönliche Charakter der Inhaber. Möbel, Bilder, Teppiche: Alles war rasch zusammengestellt und verriet zum Teil den herkömmlichen Tapezierergeschmack. Die Stücke sahen neu und nicht gerade intim aus, ein wenig nüchtern. Die beiden lebten wie ein jung verheiratetes Ehepaar. Der unfeine Geschmack der Wohnungseinrichtung störte sie nicht, denn jeder war glücklich durch die Gemeinschaft mit dem anderen. Ihre Haushaltung machte einen soliden, mittelbürgerlichen Eindruck. Aber Hans fühlte sich ausnehmend wohl Johanna in diesen Räumen wirtschaften zu sehen. Sie hatten eine Frau zur Aufwartung genommen, waren aber immer froh, wenn die Person mittags die groben Arbeiten in den Zimmern erledigt hatte und sich trollte. Dann brachte Johanna auf den Tisch, was sie gekocht hatte; Hans lobte ihre Kunst und umarmte sie. Der Speisezettel war in der ersten Zeit eintönig, denn Johannas Rezeptverzeichnis umfaßte vorläufig nicht viele Nummern, aber Hans hatte dafür wenig Empfindung: Alles, was seine „kleine Frau" bereitet hatte, war vortrefflich und die gleichen Speisen mundeten ihm immer wieder. Nach

dem Mittagbrot pflegten sie eng umschlungen gemeinsam der Ruhe auf der Chaiselongue, dann beim Kaffee las er ihr aus Büchern und Zeitungen vor, abends gingen sie bisweilen aus, nahmen die Nachtmahlzeit in einem bürgerlichen Restaurant des Potsdamer Viertels oder der Friedrichstadt. Es unterhielt sie die Menschen ringsum zu sehen, ihre Beschäftigungen, ihre Stellungen zu erraten, sich über die eine oder andere drollige Erscheinung im Flüsterton lustig zu machen, die Kleidung der Damen zu bekritteln. Wenn sie Fremde bemerkten, Amerikaner, Belgier, Russen, so gab Hans der aufmerksam lauschenden Freundin Bemerkungen über die Sitten in den Ländern dieser Leute zum besten.

Sie waren glücklich so ungehindert ihren Stimmungen leben zu können, glücklich, daß niemand sie beachtete. Johanna besonders hatte sich eingebildet, daß viele die Art ihrer Beziehungen erraten würden, daß Ambühl Vater ihnen das Leben, das Erscheinen in der Öffentlichkeit erschweren würde. Jetzt sah sie mit Genugtuung, daß weder sie noch Hans ein Kainszeichen an der Stirn trug, daß in der Riesenstadt niemand den Wunsch hatte sich um sie zu kümmern, daß nirgends ein Polizist oder ein Spion unversehens hinter ihnen auftauchte. Und doch beschlich sie bisweilen für Sekunden ein leises Befremden, dem sie freilich nie Ausdruck gab, daß sie so ganz unangefochten, unbeachtet blieben — daß niemand ihnen ansah, daß sie Rebellen, Träger neuer, empörerischer, großer Lebensgrundsätze seien. Es war doch eine merkwürdige Welt!

Johanna gewöhnte sich bald daran, daß Hans

Eigenheiten, Begehrungen habe, die sie achten mußte. Sie lernte rasch, daß er vormittags, nach dem Frühstück, ungestört allein zu sein wünschte, bei seiner Korrespondenz, seiner Lieblingszeitung. Sie schlich dann unauffällig zum Zimmer hinaus und suchte sich in den anderen Räumen Beschäftigung, in der Nähe der Aufwartefrau. Die kleine Verstimmung, die sie dann bisweilen vorübergehend beschlich, wich sofort, wenn er ihr später versicherte, daß er ganz glücklich sei und daß er dieses Glück nur ihr verdanke. Auch wenn Walter manchmal zu ihnen zu Tisch kam — bei Hiller schmecke es ihm lange nicht so gut wie ihre „Hausmannskost", bestätigte er — versicherte er ihr, er könne sich für Hans keine bessere, verständnisvollere Frau denken als sie. Walter war in diesen Wochen nicht in heitrer Stimmung: die Volksuniversität bereitete ihm manche Sorgen. Die Hörer stellten sich nur spärlich ein: die Zeitungen der Arbeiter hatten vor dem „großkapitalistischen Versuch der Volksbeglückung" gewarnt: in der Fennstraße sollten sie nur „dumm gemacht" werden. Man wollte Benhay zwingen sich offen der sozialistischen Partei anzuschließen, was er, in freien, englischen Anschauungen aufgewachsen, ablehnte: es genügte ihm er selbst zu sein. Einige der Dozenten waren schon von ihren Ämtern zurückgetreten. Der eine ärgerte sich über die geringe Hörerzahl: er hatte geglaubt sein Name werde genügen, das Auditorium bis auf den letzten Platz zu füllen. Ein anderer ließ sich von seinen Fachgenossen aufreden: die neue Tätigkeit sei unwissenschaftlich und eines ernsten Gelehrten nicht würdig. Ein dritter entschuldigte sich mit Gesundheitsrücksichten.

Walter vermochte nicht immer gleich Ersatz zu schaffen, er erhielt Ablehnungen — einige der angekündigten Vorlesungen mußten eingestellt werden, und die wenigen Hörer beschwerten sich, ja manche blieben ganz fort.

Auch Hans mußte Johanna bisweilen bitten ihn für ein paar Stunden allein zu lassen. Er hatte jetzt viel zu arbeiten und brauchte dazu volle Sammlung seiner Gedanken. Die Leipziger Geldleute machten immer neue Einwendungen und Ausflüchte — jeder wollte seine Ansichten berücksichtigt wissen — Hans hatte Zeit nötig um immer neue Schriftsätze auszuarbeiten, und als er hörte, in Leipzig sei die Meinung verbreitet, er sei zu unerfahren um ein großes Unternehmen zu leiten, glaubte er darin das Wirken seines eignen Vaters zu erkennen, der in Leipzig von alters her gute Verbindungen hatte.

Freilich versicherte Hans dann abends, wenn er Johanna zärtlich umschlungen auf seinen Knien hatte, ihr um so glühender, daß sie allein ihn glücklich mache, daß er sich ein Leben ohne sie gar nicht mehr denken könne. So oft sie allein in ihrem Zimmer saß, indes Hans nebenan arbeitete, wiederholte sie sich seine Worte. Das stolze Bewußtsein einen Menschen, und einen so verwöhnten, ganz zu beglücken erfüllte sie mit dem Gefühl der Verpflichtung, ihre Gaben nicht allein auf das Haus zu beschränken, sondern Segen in weitere Kreise zu bringen. An der Liebe, an dem Glück, die sie genoß, sollte das Volk, die Menschheit teilnehmen. Der Mensch durfte sich nicht mit der Befriedigung seines Ich begnügen: Das hatte sie oft ihre Schülerinnen gelehrt. Welche Genugtuung würde es ihr ge-

währen, auch noch von anderen als Stifterin ihres Glücks gefeiert zu werden, die Versicherung zu hören, wie viel sie ihr verdankten! Und wieviel Sonne würde dabei auch auf Hans fallen, wenn er sich an solchen Arbeiten praktisch beteiligte! Ja, sie wollte wirken, schaffen, im großen und weiten — erst dann war sie Hansens würdig und der großen Opfer, die er ihr in seiner Liebe gebracht. Wie viel war noch zu tun in der Welt für jemanden, der guten Willen und offene Augen hatte! Welches Feld eröffnete sich einer Frau, die durch die Organisationsgabe und die Geldmittel eines Mannes gestützt war! Die vier Wände des Hauses waren doch ein gar zu enger Kreis für eine tatkräftige Frau! Natürlich, dazu gehörte große Kenntnis des praktischen Lebens. Sie wollte mit Hans eifrig Volksversammlungen besuchen, namentlich Frauenversammlungen — denn wo erwarb man sich Kenntnis des wirklichen Lebens als in unmittelbarer Berührung mit den Klassen, zu deren Hebung man tätig sein wollte?

Sie hatte in der letzten Zeit so viel von der „Deutschen Mutterbrust" gelesen. Ein Fräulein Dr. Jürgens agitierte lebhaft für das Ziel dieser Vereinigung, und als Johanna mit Hans, der für ihre Ideen gleich Feuer und Flamme war, eine große Versammlung des Vereins besucht hatte, war sie begeistert von den hohen und reinen Gedanken, die diese Dame ins Volk geschleudert hatte. Mit feurigen Worten rief sie die Besitzenden auf ihren Plan zu unterstützen, der nichts weniger bedeutete als eine Erhaltung von tausend jungen Leben für die Menschheit.

„Du hast recht, Johanna," sagte Hans, als sie aus der Versammlung nach Hause gingen, „das ist wirklich eine Idealistin. Eine solche Frau muß man unterstützen, dafür ist man Mensch. Verfüge ganz über mich."

Sie ließen sich sofort in den Verein aufnehmen. Johanna suchte die persönliche Bekanntschaft der Dame Fräulein Dr. Jürgens, eine imponierende Dreißigerin mit kurz geschnittenem Kräuselhaar, entwickelte in der Privatunterhaltung Johanna ihren großen Plan noch eingehender. Es gelte die Kinder des Proletariats vor den zahllosen Gefahren zu schützen, die sie während des Tages bedrohten, indes die Eltern auf Arbeit seien. Der wirksamste Mutterschutz sei der Kinderschutz. Das furchtbarste Gift für das Kind sei die Luft der Straße, mit ihren entsetzlichen Gefahren für die Sicherheit des Leibes und die Reinheit der Seele. Man müsse ein großes Tageskinderasyl gründen. Durch Autobusse sollten die Kinder mittags abgeholt und abends wieder in ihre Wohnungen zurückgebracht werden. Fräulein Jürgens malte namentlich mit stürmischer Beredsamkeit die Szenen aus, wenn in allen Straßen der Proletariatsviertel abends die Mütter vor den Haustüren stehen würden, die Ankunft des Autobus erharrend, und ihre aussteigenden Kinder jubelnd in die Arme schließen würden.

Die Dame folgte gern einer Einladung zum Abendessen bei den Verlobten: als Johanna sie über ihre Beziehungen rückhaltlos aufgeklärt, hatte sie freundlich lächelnd erwidert: „Aber ich bitte Sie: wir sind doch freie Menschen."

Sie ließ Hans nicht im Unklaren über ihre große

persönliche Bedeutung und sprach eingehend von ihren Verdiensten um die Hebung der sozialen Zustände. Hans fand ganz in Übereinstimmung mit Johanna ihre Ideen vortrefflich. Solch ein Asyl würde dazu beitragen, die Arbeiter und namentlich die Arbeiterinnen zu veranlassen, sich mit vermehrtem Eifer ihrer Berufstätigkeit zu widmen; sie würden nicht mehr mitten in der Arbeit von dem Gedanken gestört werden: „Ach Gott, wenn bloß meinem Kinde zu Hause nichts passiert!" Er legte gern die paar hundert Mark für den Druck der Rundschreiben aus, die an reiche Leute versendet werden sollten.

Eines Tages, zu einer der Vorbesprechungen des Kleeblatts, brachte Fräulein Jürgens ein sonderbares Papier mit. Es war ein sehr sorgfältig und in rechtlicher Hinsicht ungemein gewandt abgefaßter Vertrag, durch den Hans Ambühl sich verpflichtete, wenn er zum Vorsitzenden des Kinderasylvereins gewählt würde, sobald der Verein die Rechtsfähigkeit erhalten hätte, zur Leiterin des Unternehmens Fräulein Jürgens mit einem Mindestgehalt von 15000 Mark zu ernennen. Der Bau des Asyls sollte einem Regierungs-Baumeister Christlieb übertragen werden (der die ältere Schwester Anna von Fräulein Emilie Jürgens zur Frau hatte). Hans hatte den Namen dieses Herrn bis dahin nie gehört. Als Anstaltsarzt mit einem Jahresgehalt von 10000 Mark sollte ein Doktor Veilchenbaum ernannt werden. Fräulein Jürgens verbürgte sich für seine Tüchtigkeit: sie kenne ihn genau, denn er habe ihre jüngere Schwester Else zur Frau, und von ihm stamme eigentlich der ganze Plan.

Hans verneigte sich, steckte das Dokument ein und versprach in drei Tagen endgültige Antwort zu geben. Fräulein Jürgens entfernte sich ein wenig verletzt darüber, daß er nicht sofort unterzeichnet hatte.

Damit war diese Angelegenheit erledigt; denn Johanna selbst erklärte, sobald sie mit Hans allein war, die Zumutung für „ein bißchen unverschämt". Nur einmal hörte sie später etwas von Fräulein Dr. Jürgens: man steckte ihr durch einen anonymen Brief, daß die Dame sie für eine „hundsgemeine Person" erklärt hatte, die „mit einem Kerl im Konkubinat lebe".

„Weißt du, Hans," sagte Johanna, „man darf allerdings nicht zu den sogenannten Gebildeten gehen. Die muß man ganz aus dem Spiel lassen. Die verfolgen immer nur ihre egoistischen, persönlichen Interessen, die Sache ist ihnen ganz gleichgültig. Man muß sich ans Volk direkt wenden. Da ist wirklicher Idealismus. Da arbeitet man um der Sache selbst willen, da steht einer dem anderen bei."

Sie saßen in einem volkstümlichen Weinrestaurant, als Johanna das sagte, und ließen sich ihre Krebse mit Vergnügen schmecken.

„Ich bin überzeugt, du hast recht," erwiderte Hans, „und das wollen wir auch künftig tun."

An den Nebentischen verkaufte eben ein Mädchen der Heilsarmee die neueste Nummer des Kriegsrufs. Johanna beobachtete sie genau. An dem Tisch zur Linken saß ein älterer, bebrillter Herr bei einer halben Flasche Mosel. Als das Mädchen ihm das Blatt anbot, dankte er sehr höflich und ruhig, aber so bestimmt, daß das Mädchen ohne ein Wort weiterschritt. Den

nächsten Tisch, dem sie sich jetzt zuwandte, hatte ein jüngeres Pärchen eingenommen, das sich Hummern und Sekt vortrefflich munden ließ. Der junge wohlbeleibte Herr sah sehr wohlgefällig drein, das Mädchen war mit der absichtlichen Scheineleganz einer Verkäuferin gekleidet, die sich von ihrem Schatz ausführen läßt. Der Geliebte überschüttete die Hallelujahhändlerin mit einem Haufen Scherze, die er für äußerst witzig zu halten schien, denn er und seine Freundin belachten sie unendlich.

„Was sind Sie denn? Was haben Sie denn für 'ne Charge?"

„Oberleutnant, mein Herr."

„Na, dann halten Sie man Ihre Jungens stramm im Zug! Ich möcht' mir ooch 'mal von Ihnen 'n bißken kommandieren lassen ... Können denn Ihre Leute ordentlich Griffe kloppen?"

Die Freundin unterbrach ihn schließlich. „Schenk'r doch schonn 'n Iroschen!"

Der Herr warf nachlässig einen Nickel hin. „Koofen Sie sich 'n Schnaps!"

Die Hallelujahjungfrau sagte ruhig: „Danke, mein Herr — das kommt unsern Schützlingen zugut!" und ging weiter.

„Sieh' 'mal, wie anständig sich die Person benimmt!" bemerkte Johanna. Die Oberleutnantin kam jetzt auch zum Tisch der beiden, Hans kaufte ohne ein Wort zu sprechen einen „Kriegsruf" und begann ihn mit Johanna zu studieren. Aber bald legten sie ihn beiseite. „Das mag sehr gut gemeint sein,", sagte Johanna, „aber eigentlich ist das doch entsetzlich öde. Es

ist nichts als verkappter Bettel. Denn lesen kann den Wisch doch kein Mensch!"

Sie fanden unter den Anzeigen die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeitsfeier eines Leutnants mit einem weiblichen Fähndrich, oder wie die Zeitung geschmacklos sagte: Ensign!"

„Da gehen wir hin!" meinte Johanna.

„Gemacht!"

Ziemlich weit draußen im Osten, im Viertel der armen Leute, lag der Festsaal der Heilsarmee. Sie schritten über einen schlecht gepflasterten, düstern Hof und fanden sich zunächst vor einer Eintrittskasse. „Dreißig Pfennig pro Person!" schnarrte der Offizier und wies sie dann nach der Treppe zur Galerie. „Das sieht eher nach Kientopp aus," rief Hans lächelnd.

„Gott, krittle doch nicht immer, Hans!"

„Und gut riechen tut es auch nicht!"

„Ja — Ylang Ylang und sonstige Modeparfüms wie bei deinen Lebedamen im Grunewald gibt's bei der Heilsarmee nicht. Dafür tut sie aber viel Gutes."

Sie war trotzdem ein wenig enttäuscht, als das Paar nun den Saal vor sich sah — einen nüchternen und öden Raum, in dem nichts zum Herzen sprach, als höchstens ein paar erbärmliche Bilderdrucke, die Szenen nach dem Neuen Testament vorstellen sollten, und die unbedeutendsten aller Bibelsprüche. Unten im Saal saßen die Mitglieder der Heilsarmee in buntem Durcheinander, die Jünglinge in ihren zweifarbenen Litewken, die weiblichen mit ihren breiten Schuten. Auf einer Estrade war ein Holzwürfel aufgebaut und mit einer Decke bekleidet, auf die ein großes Kreuz aufgenäht

war. Das schien einen Altar vorzustellen. Eine entsetzliche grelle Musik von verstimmten Trompeten erklang von draußen her, und von der Estrade antwortete ein heiseres Harmonium, während ein langer Zug sich durch den Seitengang zur Estrade hinschlängelte: Männer und Frauen aufdringlich mit Schärpen ausgeputzt, so daß Hans unwillkürlich an die Vorstellung in einem Affentheater erinnert wurde, der er einmal als Knabe beigewohnt hatte. Er unterdrückte aber seine Beobachtung um Johanna nicht zu verletzen, die dem Aufzug mit Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Reden und Gelübde folgten da unten einander, unterbrochen von beständigen „Hallelujas" der Menge.

Die Sprecher redeten mit seltsamen, fremdartigen Lauten, näselnd und gurgelnd, oft kaum verständlich, denn kein einziger Deutscher fand sich unter ihnen. Mit unerträglichem Schwulst wurden wieder und wieder die heiligsten Namen angerufen, und die Zeremonie, die mehr einer Verhöhnung als einer Feier des Ehebunds galt, schien den beiden eine beständige Verfehlung gegen das erste Gebot.

„Ja," wandte sich Johanna zu ihrem Freunde, „ich sehe dir an, Hans, du findest das nicht schön."

Hans lächelte. „Ich kenne das Treiben von Amerika her. Da verjagen sie den Teufel mit Hymnen nach Cake-walk-Melodien."

„Ich geb' dir zu, die Leiter mögen es nicht ernst meinen, sondern nur an sich denken. Es sind Komödianten! Aber sieh' dir die Männer und Frauen da unten an! Die sind doch mit heiliger Begeisterung dabei! Das macht mir Freude. Den lieben Herrn

Jesus könnten sie vielleicht im Himmel lassen. Aber sie glauben nun 'mal an ihn. Und die Begeisterung selbst ist was sehr Schönes!"

Neben Johanna auf der Galerie saß ein weiblicher Leutnant, in eifriger, heiterer Unterhaltung mit ihren Bekannten. Sie bot Johanna gleich den „Kriegsruf" an — Johanna reichte ihr den Groschen.

„Bitte, Fräulein!"

„Ich danke. Übrigens — Frau. Ich bin verheiratet."

„Ach — verheiratet? Ist Ihr Mann auch bei der Heilsarmee?"

„Ach nee — das is een Weltlicher. Der hat keenen Sinn für die Rettung seiner Seele. Der is zu Hause bei de Kinder. Den jeb' ick verloren."

„Kinder haben Sie auch? Wie viele denn?"

„Dreie, Freilen."

„So. Und Sie sind abends immer in der Heilsarmee?"

„Natürlich. Ich verkoofe ja Kriegsrufe. Hier in den Restaurangs der Umgebung."

„Glauben Sie nicht, liebe Frau — was ist Ihr Mann?"

„Schmied."

„Ach — da hat er wohl schwer zu arbeiten?"

„Na, davor is er doch Mann."

„Glauben Sie nicht, daß es richtiger wäre, Sie betreuten selber Ihre Kinder, anstatt das Ihrem Mann zu überlassen, der doch wahrscheinlich sehr müde von der Arbeit ist?"

„Na — et sind doch seine Kinder so jut wie

meine. Und et is doch wichtiger vor Jesus und vor den Himmel zu arbeiten, als vor —"

Hier mischte sich Hans in das im Flüsterton geführte Gespräch. „Ist Ihnen nicht das Laufen durch die rauchigen, schmutzigen Kneipen sehr peinlich? Die Gäste sind doch gewiß manchmal nicht sehr fein?"

„Man dut et doch vor Jesus."

„Ich denke, Sie bekämpfen die Kneipen? Und doch sammeln Sie von den Trinkern Geld?"

„Det Jeld, det Jesus jejeben wird, is jut anjelecht."

Das Paar sah, es kam nicht weiter. Die Frau antwortete stets mit denselben eingelernten Redensarten. Sie fühlte sich nicht behaglich daheim: Jesus war ihr ein guter Vorwand sich abendliche Zerstreuung und Unterhaltung zu verschaffen, sich durch ihr Opfer, ihre Tracht, ihren Titel in den Augen ihrer Bekannten eine Wichtigkeit und Beachtung zu geben, die sie als eine der vielen tausend Frau Müller in Berlin sonst nie gefunden hätte.

Das ohrbetäubende Gröhlen unten im Saal ging zu Ende. Die übliche Schnorrerei folgte wieder. „Meine Herrschaften, Sie haben bezahlt, um hereinzukommen," sagte der schlaue Leiter der Versammlung in seinem greulichen Englisch-Deutsch, „nun müssen Sie aber wieder bezahlen, um nach Hause zu kommen."

Johanna erhob sich. „Es ist nicht recht," sagte sie ernst zu Hans, „den armen Leuten auch noch die letzten Pfennige aus der Tasche zu ziehen." Sie wandte sich dem Ausgang zu; Hans, der ihr folgte, bezahlte. Sie schritten über den halbdunklen Hof. In einer

Ecke quetschten sich ein paar Jünglinge der Heilsarmee mit halbwüchsigen Hallelujamädchen herum, die Arme um ihre Gürtel geschlungen. Johanna hörte ein gestöhntes: „Du tust mir ja weh. Herr Jesus, laß doch!"

Als die Pärchen die Fremden bemerkten, fuhren sie kichernd auseinander. „Et is drinn gleich aus!" sagte ein „Gefreiter" erschreckt.

„Das war auch der letzte Groschen, den ich für General Booth geopfert habe," meinte Hans, als sie wieder auf der freien Straße standen.

Johanna hielt ihre Reise durch die soziale Welt Berlins noch lange nicht für beendet. „Schadet nichts!" antwortete sie. „Übermorgen gehen wir zu den Gesundbetern."

Dem Friedrichshain gegenüber, im fernen kleinbürgerlichen Nordosten der Stadt lag ein unscheinbares, dreistöckiges Mietshaus, grau, eintönig, nüchtern wie tausend andere. Über einen öden, auch des geringsten Schmuckes des schmalsten Grashalms entbehrenden Hof schritt man ein paar ausgetretene Holzstufen hinauf zu einer Parterrewohnung. Man hätte vor der schmutzig braunen Holztür stehend glauben mögen, daß hinter ihr das übel riechende, geschmacklose Heim ungenügend beschäftigter Handwerker zu suchen sei. Es war aber die Pforte zum Tempel lebenslänglicher Gesundheit an Körper und Seele. Kein Schild von außen freilich verriet die Bestimmung der Räume.

Als Johanna und Hans sie betraten, saß auf einem Stuhle der vordersten Reihe einsam und bewegungslos ein verhutzeltes altes Weiblein, in zer-

drückten Kleidern, ohne Hut, ein graues Umschlagetuch um die Schultern. Hinten gegen das einzige Fenster hin bemerkten sie ein mit einer dunklen Decke verhängtes Pult, auf dem die Bibel lag, und ein schwarz gekleideter Mann saß dahinter, das Gesicht tief in die aufgestützten Hände versenkt. Das Paar blickte um sich. Nicht der geringste Schmuck zierte hier die Wände, nicht das kleinste Bildchen; zehn Reihen unschöner, plumper Holzstühle gähnten leer — neben der Eingangstür stand ein Tisch mit verkäuflichen Drucksachen. Den ganzen, schlecht gelüfteten Raum durchzog ein Duft nach verdorbenem Sauerkraut, der herkömmliche Geruch der „armen Leute" in Berlin.

Allmählich erschienen vereinzelte Besucher, noch ein Dutzend alte Frauen, die einen etwas korpulenter, die anderen etwas schmächtiger, die einen ganz gebückt schleichend, die anderen etwas aufrechter, aber im allgemeinen von einander nicht mehr abweichend als ein Ei vom anderen. Auch ein paar Männer kamen nach und nach, mit ledergelber, bleicher Gesichtsfarbe, zitternd, hüstelnd, einige mit zuckenden Glieder- und Muskelbewegungen wie im Veitstanz. Im Typus von allen Anwesenden abweichend nahm in der ersten Stuhlreihe eine robuste, kleine Frau Platz, mit derbem Ausdruck und roten Backen — ein wenig kostbarer gekleidet als die anderen und einen blumengezierten Hut auf den Haaren. Sie blickte sich mit selbstbewußter Miene um, warf dem unbekannten Paar einen forschenden Blick zu und begrüßte dann gönnerhaft mehrere der anwesenden alten Frauen.

Der Mann am Pult hob jetzt den Kopf wie aus

schwerem Sinnen. Die alten Frauen sangen ein stupides Lied mit mühselig zusammengestoppelten Worten:

Ja, Dein Blut, ja Dein Blut
Macht den tiefsten Schaden gut.
Halt' ich Dich nur fest im Glauben,
Laß' ich Welt und Satan schnauben
Und hab' einen Heldenmut.

Und dann begann der Winkelprediger einen langen, endlosen Vortrag. Es war alles so lächerlich, so gedankenlos, so abgeschmackt! Der Prediger war ein Schweizer, und er sprach mit rauhen, harten Kehltönen, die Johanna ins Ohr schnitten. Er häufte Unsinn über Unsinn. Er nannte das körperliche Leiden eine Strafe für Sünden der Seele, die doch nach seiner Ansicht vom Körper unabhängig war, und er zeichnete einen Gott so grausam, so brutal, so menschenfeindlich, daß Abfall von ihm Recht und Pflicht gewesen wäre. Er benutzte die Geschichte von der Bekehrung des Apostels Paulus, um seinen wenigen Hörern zu beweisen, daß Menschenkraft den Menschen nicht ändern könne, sondern nur die Kraft des Glaubens. Ein Satz stand immer im Widerspruch zu dem folgenden. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, kleidete seine Rede in die Form einer Frage nach der oder jener Bibelstelle und die rotbackige Frau, die offenbar seine Verbündete und Eingeweihte war, gab die Antwort.

„Es ist anscheinend ein in der Heimat um die Ecke gegangener Theolog," flüsterte Hans seiner Freundin zu.

„Merkwürdig!" erwiderte Johanna in demselben Ton. „Nach Berlin kommen sie alle, die anderwärts

gescheitert sind. Der Boden muß doch hier besonders nahrhaft sein, daß Pflanzen hier noch kräftig gedeihen, die wo anders verkümmern."

„Na, weißt du,", meinte Hans, „nach sehr kräftigem Gedeihen sieht mir der Onkel aber nicht aus."

Johanna empfand das Bedürfnis sich mit ihrer Nachbarin leise zu unterhalten. Sie fragte, was ihr fehle? Auf schweres krebsartiges Unterleibsleiden deutete die Antwort.

„Haben Sie denn keinen Arzt?" fragte Johanna.

Das verkümmerte, verhärmte Weib begann ein wenig gesprächiger zu werden. „Ach — na! — die Doktersch!" sagte sie. „Die sind schon die Richtigen! Meine ganzen paar Spargroschen haben sie mir abgenommen — dann hat mich noch eener verklagt — und wie sie sahen, bei mir is nischt mehr zu holen, haben sie mir liejen lassen. Dat sind ja allens Betriejer. Wat mir fehlt weeß keener nich. Wat soll ick mit ihr'm Latein'sch! Davervon wer ick nich gesund. So'ne Gesellschaft! Mir kann bloß Gott noch helfen."

Es ist die Verzweiflung, dachte Johanna, die einen letzten Strohhalm sucht. Hans wollte der Frau eine kleine Banknote in die Hand drücken: sie war aber nicht zur Annahme zu bewegen. „Davermit is mir nich geholfen. Betteln tu' ick nich."

In der kurzen Pause, die zwischen dem Ende der Predigt und dem geistlosen Schlußliede lag, sprach Johanna mit einer der Frauen vor ihr, die sich gar redselig anstellte. Sie schien stolz auf ihr Leiden zu sein und wünschte offenbar Johanna zu bekehren. Sie litt an schweren, anhaltenden Kopfkoliken, die Folgen

rasch wiederholter Wochenbetten. „Ich werde die Krämpfe nich los!" sagte sie. „Nur in der Gebetsstunde — da werde ich ruhig und klar. Sie sehen doch: Gott will, daß die Menschen zu ihm beten. Dann hilft er."

„Man kann aber leider nicht den ganzen Tag beten," entgegnete Johanna. „Wenn Sie einmal aufhören zu beten — werden dann die Schmerzen nicht schlimmer?"

„Viel schlimmer. Das is eben dann die Rache Satans. Man muß immer beten. Ununterbrochen. Liebe Madam: wenn Ihnen 'mal was fehlt — wenden Sie sich nur an den Herrgott."

Johanna sah für die Frau im Geist mit Schrecken den Tag nahen, an dem das Gebet, das sie wie ein Betäubungsmittel, eine Art Chloral nahm, ihr auch nicht mehr helfen würde, weil die Nerven abgestumpft sein würden. Sie riet ihr die Klinik eines berühmten Nervenarztes an.

„Ach, die Ärzte!" sagte sie mit der größten Verachtung. „Die sind ja so gemeen! Was die sich für Ausdrücke gegen einen erlauben. Gerade als ob man ein Stück Vieh wäre. Und die Studenten. Das is erst ein Pack! Wie die eenen anfassen! Wie die grinsen. Nee — lieber geh' ich ins Wasser als noch 'mal in die Glinik!"

Hans und Johanna waren froh als die Versammlung geschlossen wurde. Am Ausgang kauften sie ein paar Schriften für wenige Pfennige, halb aus Mitleid. Sie atmeten nach all der Muffigkeit wieder auf

draußen in der freien Großstadtluft, die ihnen fast frisch erschien. —

„Was es in Berlin für Sachen gibt!“ meinte Hans. „Das Sympathische ist, daß wenigstens keine Schnorrerei dabei war, wie bei den anderen.“

„Die Verzweiflung!“ sagte Johanna, „die Hilflosigkeit! Das Bedürfnis sich an andere anzuschließen, denen es nicht besser geht.“ Sie wurde still, mancherlei Gedanken durchschossen ihren Kopf, während sie in der Straßenbahn nach Hause fuhren.

Gewiß! Es gab nur eines, was den Menschen auf die Dauer befriedigt: die selbstlose Arbeit für andere. An dieser Überzeugung hielt sie fest und ihr wollte sie sich widmen.

Aber sie begann an sich irre zu werden und zu zweifeln, ob der lange Weg, den sie beide eingeschlagen, ans Ziel führen würde. Die unteren Klassen mißtrauten noch immer den oberen: das bewies der Fehlschlag der Volksuniversität — denn Benhays Gründung war ein Fehlschlag; das erkannte sie immer deutlicher, wenn auch Walter und Hans selbst es noch nicht glauben wollten. Der Mangel an Vertrauen mochte auch bisweilen nicht ganz unberechtigt sein! Und sie erkannte sich nicht mehr ganz die Fähigkeit und die Kraft zu, selbst die Ärmsten an Vermögen, Geist und Energie aufzusuchen und dauernd in ihrer Mitte zu leben, wie es — das sah sie ein — unerläßlich war. Ihr däuchte, alle diese Leute, mit denen sie in Berührung zu treten versucht, sprächen eine andere Sprache als sie — ein zweites Deutsch neben dem ihren, das so ähnlich klang, und das sie trotzdem nicht

verstand, wie große Mühe sie sich auch gab. Als sie, die urechte Norddeutsche, einmal vor Jahren, mit ihren Eltern im Sommer in den bayrischen Alpen gewesen, war es ihr ähnlich ergangen. Die Leute dort hielten sich die Seiten vor Lachen, wenn sie mit ihrer längeren nordischen Zunge versuchte ihnen ihre verwaschenen Vokale, ihre scharfen Konsonanten nachzusprechen. Sie konnte es nicht. Und jetzt bemerkte sie, daß es in ihrer engeren Heimat auch eine zweite Sprache gab, eine Seelensprache, die sie nicht konnte und die schwer zu erlernen schien. Und sie verstand sich als Lehrerin doch auf den Umgang mit dem Volk! Aber hier waren keine jungen, weichen Geschöpfe, an denen sie biegen und meißeln durfte — hier waren fertige, harte oder schon morsch gewordene Naturen, die ihr kalte Gleichgültigkeit entgegensetzten oder zu zerbröckeln drohten. Das war eine ganz andere Arbeit als die gewohnte! Sie war eine zu ernste Natur, um an jener Tätigkeit ein billiges und sattes Genügen zu finden, wie sie sie einst für Fräulein Richter ausgeführt — hinter der sich oft nur die Selbstgefälligkeit der reichen jungen Dame verbarg...

Johanna wurde heiß — das Blut stieg ihr zu Kopf. Auf ihre Veranlassung hatte Hans seinem Leben die neue Wendung gegeben. Er war gut, er glaubte an sie, er würde ihr in allen Dingen, die über das Geschäft hinausgingen, unbedingt folgen. Mußte sie eines nahen Tages vor ihn hintreten mit dem Geständnis, ihn dazu getrieben zu haben einen offenkundigen Irrweg einzuschlagen? Er liebte sie — darüber war sie sich klar — weil er glaubte, daß sie ihm geistig

überlegen war. Zum mindesten spielte das mit. Wenn er die Täuschung erkannte — würde seine Liebe nicht darunter leiden?

Sie waren in ihrer Wohnung angekommen, er half ihr beim Umkleiden und wollte sie dann zu sich aufs Kanapee ziehen, auf seine Kniee. Sie wehrte ab. „Laß' mich!“ sagte sie, die Stirn runzelnd.

„Komm' doch, Hansi — küsse mich!“

„Ich mag nicht. Laß' mich bitte.“ Sie sprang in gereizter Stimmung auf.

„Aber Hansi! Was hast du?“

„Ich gehe in mein Zimmer. Ich bin nervös. Ich brauche Ruhe.“

„Hast du mich denn nicht mehr lieb, Hansel?“

„Herr des Himmels — kann man sich denn nicht lieb haben, ohne sich gleich gegenseitig abzulecken? Das ist ja ekelhaft.“

Mit verbitterten Mienen verließ sie das Zimmer. Er blickte ihr erstaunt nach.

Elftes Kapitel.

Walter Benhay kehrte in sein Heim zurück. Sorgfältig packte er aus einer Schachtel eine schöne, große Amethystdruse aus, die er im Vorübergehen bei einem Naturalienhändler gesehen und sogleich erstanden hatte, und mit Bedacht wählte er den Platz auf einem hübschen orientalischen Tabouret, den sie künftig einnehmen sollte. Er liebte Stücke schöner Schlichtheit, Dokumente des geheimen und edlen Schaffens der Natur um sich zu haben: herrliche, farbenschillernde brasilianische Schmetterlinge unter Glas und Rahmen, Felle von afrikanischen Seidenantilopen, schlanke Bergkristalle fanden sich mehrfach in seiner Wohnung.

Ein Altertumshändler wurde ihm gemeldet, der ihm ein paar romanische Kreuze und Aquamanilien im Stil des Braunschweiger Löwen anbot. Aber Walter schickte ihn wieder fort, ohne zu kaufen. „Alt sind die Sachen wohl," sagte er, „aber scheußlich. Ich will so etwas nicht in meiner Wohnung sehen."

Der Diener brachte die Post, die eben gekommen war. Walter öffnete den ersten Brief.

„Lieber Herr Benhay!" schrieb sein Freund

Schweigert, der Inhaber eines großen Importgeschäfts, ein höchst gebildeter Mann, der rege wissenschaftliche Interessen äußerte, „ich bin prinzipiell keineswegs abgeneigt, Ihrer Aufforderung gemäß zwei Lehrstühle für Ihre Volksuniversität zu stiften. Aber Sie begreifen, daß ich mir wenigstens die Besetzung des einen davon persönlich vorbehalten müßte. Ihre Idee Arbeit und Kapital zu versöhnen, macht Ihrer Feinfühligkeit alle Ehre, aber die Angriffe der sozialistischen Tendenzpresse gegen uns unglückliche Kapitalisten nehmen eine solche Heftigkeit an, daß wir endlich daran denken müssen uns ein wenig zu verteidigen und dafür zu sorgen, daß das Volk eine den wahren Zuständen wenigstens halbwegs entsprechende Bildung empfängt, damit es lernt, in uns immerhin etwas mehr zu sehen als seine Henker. Deshalb ..."

Walter hatte genug und legte den Brief zur Seite. Sich Kuckuckseier ins Nest legen lassen — lieber schloß er die Bude.

Der nächste Brief war von einem Arbeiter. „Herr Benhay!" schrieb er. „Ich habe nun genug von Ihrer sogenannten Volksuniversität! Ich und meine Genossen, die wir bislang Ihre Hörer waren — wir überlassen Sie Ihrer eignen Korruption. Der ganze Schwindel geht ja nur darauf aus, den Arbeiter zu verblöden. Herr Doktor Billermann hat die Dreistigkeit im Kolleg zu behaupten, das Kapital sei ein ebenso notwendiger und berechtigter Faktor im Produktionsprozeß, wie die Handarbeit, die technische Erfindung und die kaufmännische Ordnung. Darauf also läuft's 'raus! Wir Arbeiter danken für Ihre sogenannte

Wissenschaft. Wir wollen den ganzen Mehrwert für uns, ein Viertel ist uns zu wenig ..."

Benhay seufzte leise. Das war nun einer von den intelligentesten Arbeitern, die ihm je vorgekommen waren. Er ergriff den dritten Brief. Er kam von dem Lizentiaten Thurgau, der den Besuchern der Schule die Ergebnisse der modernen Religionsgeschichte zusammenfassend vortragen sollte. „Geehrter Herr Direktor!" schrieb der, „Ich sehe mich gezwungen, mein Amt in Ihre Hände zurückzugeben. Die Ursache ist der Kollege Kyllberger. Er scheut sich nicht zu seinen Vorlesungen über Physiologie Frauen und Mädchen den Zutritt zu gestatten. Wenn er sein Thema für deren Ohren abmildernd zurechtstutzt, handelt er unwissenschaftlich — sagt er aber die volle wissenschaftliche Wahrheit ohne Rücksicht auf deren Ohren, so handelt er schamlos. In keinem Falle wünsche ich mit einem solchen Manne nur noch einen Tag länger an demselben Institut zu wirken ..."

Benhay wußte, daß hinter dieser wissenschaftlichen Entrüstung auch eine langjährige persönliche Gegnerschaft stecke: Kyllberger hatte eine junge Dame geheiratet, auf die Thurgau sich einst Hoffnung gemacht hatte. Aber daß sie nicht einmal im Tempel der Minerva, im Dienst des Volkes ihres persönlichen Rachebedürfnisses vergaßen! Welche Mühen und Anstrengungen würde das wieder kosten, die beiden wenigstens zur äußeren Gleichgültigkeit gegen einander zu bewegen.

Wenn Benhay nach der Hochschule kam, riß man sich um ihn. Jedermann hatte ein Anliegen, und, was

unangenehmer schien, es war meist mit einer Beschwerde verbunden. Jener der Dozenten trat als der Todfeind des anderen auf, wünschte ihn entfernt, glaubte sich durch ihn benachteiligt. Nur gegen ihn selbst schienen sie alle einig. Die Anstalt sollte natürlich keinerlei Überschüsse bringen: jeder Pfennig Gewinn sollte zu ihrem Nutzen, ihrer Erweiterung, zur Anlage von belehrenden Sammlungen benutzt werden. Wissenschaftlich wertvolle anatomische Präparate, Modelle moderner Maschinen anzuschaffen war geplant. Zunächst war auf Jahre hinaus auf keinerlei Überschuß zu rechnen. Jetzt reichten die Dozenten, die gegen einander sonst so rücksichtslos intrigierten, die selbst in den Vorlesungen einander beleidigten, ein gemeinsames Schreiben ein, in dem sie höheren Anteil an den Einnahmen verlangten, mit der Drohung ihre Vorlesungen sonst sofort einzustellen. Benhay rechnete: es war undenkbar. Schon jetzt opferte er der Sache einen hübschen Anteil des väterlichen Vermögens. Der Vater hatte, wie ihm berichtet wurde, sich in der Ressource geäußert: „Ich bin ja stolz auf meinen Jungen, und ich glaube, er ist ein großer Gelehrter. Aber zu teuer darf mir der Idealismus nicht werden! 50000 Mark — na, die kann er mich kosten. Warum soll Walter sich nicht ein hübsches Steckenpferd leisten? Aber dann schließ' ich das Konto — mein Oberbuchhalter hat Ordre! Mit der halben Million wird es nichts!"

Ein Teil der Parteipresse der Arbeiter ward nicht müde, gegen die Anstalt zu wirken. Der Chefredakteur eine Arbeiterzeitung, ein weggejagter Rechtsanwalt,

wütend, daß Benhay nicht auch ihn zu Vorlesungen eingeladen, brachte häufig boshafte Angriffe. Er nannte sie beharrlich die „Arbeiterverdummungsanstalt" und behauptete, die Proletarier sollten dort zur Fügsamkeit gegen das Kapital bearbeitet werden. Er hatte seine Spione unter den Hörern und veröffentlichte mit Behagen Widersprüche in den Lehren der einzelnen Dozenten. Zwei Doktoren hielten Vortrag über Arbeitshygiene: der eine sagte in bezug auf die Fabrikinspektoren das Gegenteil vom anderen. Die Veröffentlichung brachte sie in Harnisch: der eine nannte in der nächsten Vorlesung den Kollegen „Charlatan", und dieser antwortete mit einer Duellforderung. Alle Bemühungen Benhays die Sache beizulegen, waren vergeblich. Jeder verlangte, daß Benhay den anderen hinauswerfe; der Zweikampf fand statt, die Sache wurde in der Presse als Lokalskandal behandelt. Die Folge war, daß die meisten Dozenten, einander sonst so spinnefeind, zusammentraten und in einer Versammlung nach endlosen Debatten beschlossen, die Einsetzung eines aus ihrer Mitte gewählten Disziplinarausschusses zu fordern. Benhay sollte das Recht haben der Idee sein Geld zu opfern, aber sein Recht der Leitung sollte aufs äußerste eingeschränkt werden.

Sogar zwischen Walter und Hans trat eine leise Entfremdung ein. In der Versammlung zwar hatte Hans den Freund aufs wärmste verteidigt und dafür manch' spitze Bemerkung einstecken müssen. Dann brach in der Beziehung der beiden im Lauf der letzten Wochen nervös gewordenen Menschen eine kleine Lockerung ein. Hans las über die Verwertung der

Metalle in der modernen Industrie. Benhay bat ihn auch die allmähliche Erschöpfung der gegenwärtigen Eisenquellen zu besprechen — die Notwendigkeit der deutschen Industrie rechtzeitig neue zu sichern: die Unerläßlichkeit des Kampfes um Marocco und andere eisenreiche Länder. Hans lehnte entschieden ab technische Auseinandersetzungen mit politischen zu verquicken.

„Du bist einseitig!" warf ihm Benhay vor, „wie ihr Techniker alle!"

„Du verstehst nichts von der Sache!" entgegnete Hans. „Du willst nur immer Recht behalten, weil du Geld hergibst. In hundert Jahren, wenn die Eisengruben vielleicht erschöpft sind, werden wir eben andere Produktionsmaterialien und neue Wege der Technik haben."

Benhay zweifelte daran; eine gewisse Kühle begann zwischen beiden zu wehen.

Hans selbst hatte in diesen Zeiten vielen besonderen Ärger. Namentlich mit den Leipzigern. Die Forderung wurde aufgestellt, die neu zu gründende Fabrik solle nur ihre eigenen Patente erzeugen. Einer der Gründungslustigen hatte nämlich eine Reihe von Patenten billig erworben und wollte sie nun dem neuen Unternehmen zu hohen Preisen anhängen. Hans erachtete diese Patente aber als unpraktisch und aussichtslos. Er riet in einer der Gründungsversammlungen ernstlich ab — darauf hin zog der Inhaber sein Geldangebot zurück und machte allenthalben flau für die neue Gründung. „Die Berliner mit ihrer großen Schnauze wollen ja alles besser wissen," sagte er seinen

Freunden: „man muß sich mit diesen Leuten gar nicht erst einlassen!“ Ein anderer der Gründungslustigen forderte, die Fabrik müsse auf einem Terrain erbaut werden, das seinem Schwager gehörte. Hans besichtigte das Grundstück. Wasserverbindung fehlte vollständig — das Eisenbahngeleise lag ziemlich weit ab und es schien zweifelhaft, ob die Behörde auf eine so große Strecke den Anschluß herstellen würde: sie hätte jedenfalls eine namhafte Frachtgarantie gefordert. Rollfracht aber hätte die Kosten bedeutend verteuert. Das Terrain lag also recht ungeeignet, und pflichtgemäß riet Hans entschieden ab. Der Kapitalist nahm ihm das übel, zog seine Beteiligung gleich dem anderen zurück und ließ, nachdem Hans einen direkten Bestechungsversuch energisch abgewiesen, ihn wissen, er werde alles tun seinen Plan zu Fall zu bringen.

Johanna bemerkte in diesen peinvollen Tagen wohl die Erregung ihres Verlobten und bemühte sich ihn ihr zu entreißen, aber ihre Versuche blieben vergeblich. Sie bot sich ihm als Sekretärin an, aber er sagte, daß er diese vielen Berechnungen und Tabellen nicht diktieren könne sondern selbst niederschreiben müsse. Sie versuchte ihn aufzuheitern, indem sie von allen möglichen Dingen plauderte, aber er bat sie ihn nicht von dem Wichtigen abzuziehen, das ihm durch den Kopf gehe. Sie spielte ihm auf dem Klavier vor, doch er fand daß ihn Musik störe. Sie bat ihn sie ins Theater zu begleiten, allein er fand die Stücke fad und das Deklamieren und Parlieren der Komödianten unerträglich. Wenn Johanna allein war, brach sie in Weinkrämpfe aus. Sie fühlte

sich in Verzweiflung, ihrem Freunde gar nichts zu bedeuten. Wenn sie ihn dann bat ihr doch seinen Kummer mitzuteilen, erwiderte er kurz und gereizt:

„Das kann ich dir gar nicht alles so sagen! Das verstehst du doch nicht. Da müßte ich stundenlang reden —"

„Tu' es doch. Es gibt kein größeres Vergnügen für mich als dir zuzuhören —"

„Nee, nee! Das geht nicht — das muß ich allein machen —"

Sie merkte, wie unbewußt eine Entfremdung zwischen ihnen eintrat. Sie erwachte oft des Nachts mitten aus dem Schlaf und lag lange in Gedanken, warum er sich wohl von ihr loslöse? wie sie ihn festhalten könne? Sie verstand, daß Hans ihr letztes Glück sei — daß alles vorbei sei, wenn ihr das Geschick diesmal fehl schlug. Wie selten hatte er sie in der letzten Zeit geküßt! Sie schmiegte sich dicht an den Schlummernden und drückte ihm einen heißen Kuß auf die Lippen. Er fuhr murrend aus dem Schlaf, sah erstaunt um sich und sagte ärgerlich, als er sie bemerkte: „Ach laß mich doch schlafen. Immer dieses ewige gegenseitige Sichherumquetschen ist tödlich. Du verstehst einem das Leben zu verbittern!"

Mühsam hielt sie die Tränen zurück und stammelte: „Mein Gott, was habe ich denn getan, daß du so zu mir bist?!"

Hans fühlte das Bedürfnis einmal ein paar Stunden allein zu sein, in freier Luft seinen Gedanken nachzuhängen. Er spazierte durch den Tiergarten und zuletzt steuerte er nach dem „Zoo". Er wollte Tiere,

wollte fremde Menschen sehen, um sich ein wenig zu zerstreuen. Johanna hatte ihm selbst dazu geraten. Sie war ganz irre geworden an sich selbst: sie glaubte, das beständige Beisammensein mit ihr langweile Hans auf die Dauer — er würde ihr wieder frischere Neigung entgegenbringen, wenn er einmal kurze Zeit von ihr getrennt gewesen sei. „Geh' doch ein bißchen aus," sagte sie, „du versauerst ja sonst ganz. Ich habe Kopfschmerz — ich bleibe zu Haus."

Hans war wirklich froh auf andere Gedanken zu kommen. Er streifte durch die Affenhäuser, die Gehege der Wiederkäuer, amüsierte sich harmlos wie die Besucher aus dem Volk an den Sprüngen der Mandrile, betrachtete eingehend die lang behaarten Yaks, mit besonderem Interesse, weil er jüngst von ihnen so viel in Sven Hedins Reisebeschreibungen vernommen, aus dem Johanna und er einander abends manches Kapitel vorgelesen. Er sah in die klugen und schönen Augen der Vertreter der Hirschgattungen, die hier besonders zahlreich Platz gefunden und freute sich der schlanken Gestalten, denn alles Schlanke, Elegante, alle Kraft ohne Fett war ihm sympathisch. Dann ward er müde und ging hinüber nach der Restaurantterrasse, um etwas zu genießen. Es war Abend: der weißliche Schein der Bogenlampen ließ die Blätterdächer der großen Bäume wie flüssiges Silber zitternd erglänzen, die Militärkapelle schwelgte in den schmelzenden Weisen der „Traviata", und sein Auge schweifte über das bekannte und doch immer überraschende Bild der Hunderte wenigstens dem Äußeren nach vergnügten Menschen, die an Tischen schmausten und zechten, oder in

dem unteren Gange an einander vorüberschoben, grüßend, nickend, neckend, winkend, plaudernd, flirtend.

Langsam schritt er durch die offene obere Halle, wo das vermögendste Publikum zu den höchsten Preisen speiste und Champagner trank. Auf einmal hörte er seinen Namen nennen. Er wandte sich zur Seite und bemerkte Richter mit seiner Tochter. Frieda hatte den Vater auf ihn aufmerksam gemacht und gebeten ihn zu begrüßen. Wie lange hatte er die Leute nicht gesehen! Auf Richters Gruß hin konnte er es nicht vermeiden an den Tisch zu treten und sich zu verneigen. „Wenn Sie allein sind und keine Verabredung haben, Herr Ambühl, so leisten Sie doch meiner Tochter und mir ein bißchen Gesellschaft!" ersuchte Richter.

Hans mußte also Platz nehmen und bestellte ein Schnitzel. Die Unterhaltung begann mit dem Austausch gleichgültiger Höflichkeiten. Dann sagte Richter: „Sagen Sie, Hans, — wir sind doch alte Freunde! Was ist das für ein Stuß mit Ihnen?! Sie wollen Ihrem Vater Konkurrenz machen? Lassen Sie sich doch mit den Leipzigern nicht ein; mit denen werden Sie nicht fertig. Das sind widerliche Kerle, kleinliche Menschen. Von denen entschließt sich keiner nur eine Henne auf dem Markt zu kaufen, wenn er sie nicht vorher mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und die Garantie hat, daß sie ein goldenes Ei im Bauch trägt. Die Leute haben keinen — — keinen Geist."

„Mein Vater zwingt mich dazu ihm entgegen zu treten," sagte Hans ein wenig zögernd.

„Unsinn!" erwiderte Richter und machte eine ablehnende Bewegung. „Ihr Vater ist ein bißchen auf-

geregt — na, das hat ja seine Gründe. Ein älterer Mann nimmt nicht ungestraft eine junge Frau. Aber Sie sollten sich wieder mit ihm aussöhnen. Das wäre das vernünftigste für euch beide! Soll ich's entrieren? Wie?"

Hans wurde verlegen. „Sie wissen, daß das nicht sein kann!" sagte er.

„Warum denn nicht?" erwiderte Richter. „Jedes übereilte Wort läßt sich vergessen. Wenn wir zusammen die Fabrik gründen, so wird das ein gutes Geschäft; dafür lege ich die Hand ins Feuer. Sie müßte nur ihre Spezialitäten weiter ausbauen, sich ganz darauf verlegen. Ich bin an Brauereien und Brennereien interessiert — ich meine die Bank — ich weiß, welch neue geplant werden. Wir müssen die verpflichten bei Ihnen große Bestellungen zu machen — wir erwerben ein paar gute Patente und machen große Reklame dafür — bauen neue Apparate — dann können wir ein paar Jahre lang glänzende Bilanzen frisieren, hohe Dividenden geben — wir halten den Kurs hoch, über 200 — im Laufe von drei Jahren sind wir alle Aktien los, wenn wir auch die Provinz bearbeiten — und wir verdienen eine Masse Geld ... sagen Sie, Hans, ist das nicht viel bequemer, viel angenehmer, viel anständiger, als sich mit dem eignen Vater zu verkrachen und fremde Leute hineinzunehmen, um ihn — vielleicht zu ruinieren?"

Hans schien ein wenig verlegen. „Sie wissen, es ist mir nicht bloß ums Geldverdienen," sagte er. „Wirklich nicht. Ich habe meinen — nennen Sie's Ehrgeiz. Ich habe meine sozialen Ideale."

Richter lachte kurz auf. „Das höchste soziale Ideal ist die Familie!" sagte er. Dann spielte er den Empfindsamen, „Wissen Sie, Hans, wie Ihr Vater jetzt lebt?" fragte er. „Er ist ein einsamer Mann; er wühlt sich immer mehr in seine Einsamkeit hinein. Er ißt und trinkt fast nichts mehr — er geht kaum noch aus dem Hause. In der Nationalökonomischen Gesellschaft, in die er doch früher öfters kam, hat er sich schon lange nicht blicken lassen. Nun auch noch das Pech mit den Arbeitern, die natürlich anspruchsvoller geworden sind, seit Sie fort sind; denn die Schlaufüchse rechnen selbstredend darauf, daß Ihrem Vater die Sache nahe geht und daß er leichter zu Zugeständnissen bereit sein würde, wenn er sich allein und verlassen fühlt. Jetzt machen sie ihm den Kopf erst gar schwer. Ich kann Ihnen sagen, er führt einen harten Kampf — —"

„Papa," fiel hier Frieda ein, „du nimmst aber Herrn Ambühl ganz allein für dich in Beschlag. Immer deine eintönigen Geschäfte! Ist das galant? Ich möchte auch was von ihm haben, wo ich ihn so lange nicht gesehen habe!"

Richter verabschiedete sich unter einem Vorwand für einige Augenblicke. „Also unterhalte du Hans!" sagte er zu seiner Tochter.

„Sagen Sie, Hans," begann Frieda, als sie allein waren, „Sie haben jetzt eine Freundin? Ich habe schon gehört. Ich kenne die junge Dame. Sie leben mit ihr zusammen — nicht? Wissen Sie, ich finde das furchtbar vernünftig von einem jungen Manne. Ich gratuliere Ihnen zu Johanna. Ich hätte Ihnen eigentlich nie die Solidität und Fräulein Wiebel nie

den Entschluß zugetraut. Sie ist ein sehr nettes, bescheidenes, kluges Mädchen. Wir bedauern riesig, daß wir sie nicht mehr im Unterstützungsverein haben. Sie war sehr tüchtig, ihre Recherchen waren immer ungewöhnlich zuverlässig. Könnte sie nicht 'mal wiederkommen? Wir würden natürlich mit keinem Wort auf ihr privates Leben eingehen. Das sind ja rein persönliche Dinge, die keinen Fremden was kümmern. Deswegen kann man doch objektiv zusammen arbeiten."

Hans war ein wenig verlegen geworden. Er stammelte etwas, was Frieda nicht ganz verstand. Diese fuhr unbekümmert fort: „Wissen Sie, worüber ich mich am meisten freue? Daß aus unserer Heirat nichts geworden ist. Solche Gewaltsachen, zu denen man die Menschen zwingen will, führen nie zu etwas Gutem."

Hans öffnete vor Erstaunen Augen und Lippen. „Ich bin mir längst darüber klar," fuhr sie fort, „daß wir beide nicht für einander passen. Ihr Papa irrt sich ebenso gut wie meiner. Sie sind ein tiefer, gründlicher, ernster Mensch — ich bin nun einmal leider Gottes ein frivoles, oberflächliches Geschöpf. Ich weiß das — ich entschuldige mich gar nicht deswegen: Gott hat mich eben so geschaffen — ich will auch gar nicht anders werden als ich bin. Und ich bin überzeugt, es wird sich auch schon eines Tages einer finden, der dumm genug ist mich zu nehmen, trotz meiner Fehler. Aber Ihnen gönne ich Besseres. Ich achte Menschen, die das sind, was ich nicht sein kann. Fräulein Wiebel paßt für Sie. Heiraten Sie sie doch! Das hat mir imponiert, daß Sie die Energie gehabt haben sich von

Ihrem Vater zu trennen. So ein Haussöhnchen ist mir immer was wenig Verlockendes gewesen. Ich habe Sie früher nur oberflächlich gekannt — denn offen gestanden: ich hätte Ihnen das nie zugetraut. — Wie geht es mit der Universität Benhays, an der Sie ja auch lesen?“

„Viel Arbeit und viel Ärger!“ sagte Hans.

„In unseren Kreisen wird natürlich gewaltig darüber raisonniert!“ meinte Frieda. „Alle sagen, die Aufhetzung der Arbeiter würde jetzt von euch beiden wissenschaftlich betrieben. Ich verstehe ja nichts davon — aber das ist doch nicht wahr?“

„Wir lassen die Leute reden, was sie wollen, und gehen unseren Weg,“ erwiderte Hans mit schmerzlichem Bedauern.

„Das ist natürlich das einzig richtige. Gott, wer von so etwas was versteht — es muß wundervoll interessant sein. Wir Mädchen werden eben zu schlecht erzogen ... Fräulein Wiebel, ja, die versteht über dergleichen zu reden ... Da kommt mein Papa. Glauben Sie ihm kein Wort von allem, was er Ihnen gesagt hat. Nicht daß er lügt — um Himmels willen, nein! Aber er ist Geschäftsmann, er lebt nur für seine Aktionäre — er opfert sich für sie auf, und wenn er ihnen ein halbes Prozent Dividende mehr herausschlagen kann, holt er das Blaue vom Himmel. Er denkt nur an die Bank. Die Bilanz ist sein Gott ... Halten Sie mich nicht für schlecht, wie so mancher — ich bin vielleicht oberflächlich, aber nicht ... Sie sind der geborene gute Freund — bleiben Sie mir der — Da ist mein Papa — und (flüsterte sie) grüßen Sie Fräu-

lein Johanna herzlich — Eh — Papa, denk' dir, Herr Ambühl schreibt jetzt ein dickes gelehrtes Werk: ist das nicht ulkig?" ...

Als Hans allein am Kanalufer durch die schwüle vom Duft der Blüten der alten Linden durchhauchte Nacht nach Hause ging, fragte er sich: Hat sich das Mädchen wirklich so verändert? Oder ist das alles nur Maske und Falle? Ist sie ernster geworden — vielleicht durch die Erfahrungen, die sie mit mir gemacht hat — oder spielte sie mir eine Szene vor? Ich glaube, sie hat eingesehen, sie kann mich mit dem Wurm nicht fangen und versucht es nun mit der Fliege. Was denkt sie von mir? Hält sie mich für einen Karpfen oder für eine Forelle?

Und doch konnte er sein Erstaunen nicht beherrschen. Sie war zum mindesten sehr klug, sehr berechnend. Sie hatte gelernt sich sehr zu beherrschen, wenn sie in so zuvorkommender Weise über Johanna sprach, die sie eigentlich hassen mußte und gewiß auch innerlich haßte ... Er schritt über die Charlottenburger Brücke und konnte sich nicht enthalten einen Blick nach rechts zu werfen, wo die Fabrikessen finster in den schimmernden, zitternden Mondnebel ragten, den hier kein Blätterdach mehr unterschlug. Der Gedanke an seinen Vater zog seit Wochen zum erstenmal wieder mit der einstigen Stärke durch sein Gemüt. Wie lebte der Alte? Wie bewältigte er die Arbeitslast, die jetzt wieder auf ihm allein lag? Wie ertrug er die Abwesenheit seiner Frau? ... Er wußte nicht, woher ihm der Gedanke kam, für den er gar keinen Anhaltspunkt hatte: wie es werden würde, wenn sein Vater, sonst ein so

mäßiger Mensch, anfinge im Alkohol Zerstreuung zu suchen? . . . Er hätte den alten Herrn gern einmal wieder gesehen, ihn gebeten sich alle die Vorfälle nicht gar zu sehr zu Herzen zu nehmen. Das Leben bringe die Menschen zusammen und bringe sie auseinander. Ach, er fühlte, es sei auf die Dauer kein so einfach Ding, der Gegner des eignen Vaters zu bleiben.

Er grübelte. Wie kam Frieda dazu ihm den Rat zu geben Johanna zu heiraten? Als ob er das jemals nicht gewollt hätte, ja nur einen Augenblick daran gedacht hätte es n i c h t zu tun! Es war nach allem, was vorgefallen seine Pflicht und Schuldigkeit...

Sein Automobil stand seit geraumer Zeit still. Er hatte jetzt wenig Muße zum Vergnügen spazieren zu fahren: nach Leipzig benutzte er lieber den Schnellzug; es kam ihm darauf an Zeit zu sparen. Johanna liebte es zu laufen oder die „Elektrische" zu benutzen. Als er noch bei seinem Vater war, machte sie gern gelegentlich eine Promenade in seinem Auto. Jetzt sagte sie oft, es sei eigentlich ein Luxus, den sie nicht verantworten könnten. Es hätte etwas protzenhaftes. „Wir wollen sparen, Hans!" meinte sie. „Der Chauffeur ist ja ein braver Kerl — aber auf die Dauer wird er zu teuer. Wir wollen warten, bis deine Fabrik wirklich zu Stande gekommen ist und gute Geschäfte macht."

Ein Käufer fand sich, ein reicher Rentier. Hans stand in der Garage und besprach noch einige Einzelheiten mit dem Chauffeur des neuen Besitzers. Dann schwang sich der junge Mann auf den Bock... töff, töff... und fuhr durch das weit geöffnete Tor davon ... töff, töff, töff töf... tö — f... Der Ton der

Huppe verhallte in der Ferne, verlor sich in dem wirren, ungegliederten, unrhythmischen Allgemeinlärm der Straße, die alle Geräusche amalgamiert, verschlingt. Hans blickte sich in der öden, leeren Halle um. Es schien ihm auf den ersten Augenblick kaum denkbar, kaum möglich, daß sein Auto wirklich fort war. Das nette Ding! Er fühlte jetzt erst, wie gern er es gehabt hatte. Es ging so ruhig, so glatt. Wie ein Vogel war es mit ihm dahingeflogen, so sicher durch das Gewühl der Menschen und Wagen! Wie weich und angenehm waren die federnden Sitze! Wie elegant sah es aus, wenn es in allen Teilen sauber geputzt war! Er hatte es geliebt, fast wie ein lebendiges Wesen, wie ein Stück seiner selbst.

Töff, töff, töff! tönte es von draußen... Er spitzte die Ohren. Ach nein, er hatte sich getäuscht: das war nicht der Klang seiner Huppe. Es war ein fremdes Auto, das in eine benachbarte Remise zurückgebracht wurde. Seines kam nicht wieder. Töff! töff! tö... t...!

Ihm war's als hätte die alte Zeit nun endgültig von ihm Abschied genommen, die Zeit der Sorglosigkeit und des Lernens. Bisher war er durch das Leben gegangen fast wie ein Student, dem der Wechsel des Vaters alle Kümmernisse abnimmt... Und jetzt, mit Sorgen trat eine neue Zeit in die leere Halle. Sie war wie dieser öde, nüchterne, schmucklose Stall. Er sollte sie erst ausfüllen, durch Arbeit, durch schweren Kampf... Er kam sich einen Augenblick einsam vor, beinahe hilflos... Er hätte rufen mögen: Warum laßt ihr mich denn hier so allein? Ich bin ja zu schwach

— zu schwach — ! — — Er sah sich hineingezogen in einen Widerstreit der Interessen, die von allen Seiten an ihm zerrten ... und deren man nur Herr werden konnte durch einen unerläßlichen Prozentsatz von Gewissenlosigkeit ... von dem er nicht wußte, ob er über ihn verfügte. Denn das sah er voraus: wenn er die Leipziger wirklich für sich gewinnen wollte, so mußte er ihnen zum mindesten Dinge in sichere Aussicht stellen, die ihm selbst keineswegs so durchaus gewiß waren ...

Doch er ermannte sich. Er schüttelte die Zweifel von sich ab wie man einen häßlichen Käfer abschüttelt, der etwa beim Spazierenwandeln im Tiergarten von einem Baum aus auf unsern Ärmel sich herniedergelassen und dem die Neugier nun den Tod bringt.

Was ist das Leben, fragte sich Hans — wenn es kein Herrschen ist? Und muß nicht jede Herrschaft erst erkämpft werden? Wer willigt aus freien Stücken ein sich unter fremde Gewalt zu stellen?

Es war kalt in der öden Garage, kalt und zugig. Er schritt durch das offene Tor hinaus in die Freiheit, in die Sonne, in die Wirklichkeit ... Und was das Auto betraf ... ein Ersatz würde sich schon finden. Er würde sich zunächst ein kleineres anschaffen, einen „Mignon"-Selbstfahrer für zwei Personen, der wenig Benzin soff und den er persönlich lenkte. Was den Autosport teuer machte, war ja das Halten des Chauffeurs. Er würde die kostbaren Pneumatiks viel mehr schonen, als diese Leute, die bisweilen von den Agenten einzelner Kautschukfabriken dafür besoldet wurden, daß sie ihren Herren die Reifen rasch ruinierten. So was kam auch vor! Selbst der eigne Herr sein — das war

des Herrschens angenehmste Form. Und mit neuem Vertrauen ins Leben schritt er die Straße hinauf, heim, zu seiner Johanna. — —

„Müßten wir uns nicht eigentlich wieder einmal bei Hornemanns sehen lassen?" fragte die Freundin eines Abends.

Hans verzog den Mund ohne zu antworten.

„Wenn man so wenig Verkehr hat, wie wir —"

„Langweilst du dich?"

„In deiner Gesellschaft? Hans, wie kannst du das denken. Nur, wenn du fort bist und ich bis zum Überdruß gelesen habe und nicht mehr mag — dann kommt's mir ab und zu ein bißchen einsam vor — Ich möchte zeichnen, weiß aber nicht was —"

„Hornemanns," sagte Hans gedehnt — „Die Leute könnten am Ende glauben, ich wollte sie aushorchen —"

„Es sind so gute Menschen," sagte Johanna. „Sie waren so überaus nett zu mir —"

„Na, also schön. Gehen wir nächster Tage 'mal hin."

Die Hornemanns waren nicht schlecht erstaunt das Paar wieder bei sich zu sehen. „Fritz, komm' doch rasch 'raus!" rief die Mutter, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, als sie die Tür öffnete und die beiden erblickte: „Die jungen Herrschaften! Seh' doch nur! Nee, det is aber jroßartig — die Herrschaften sind jar nich stolz!" Sie komplimentierte sie sogleich in die Wohnung hinein. „Nehm' se nur 'n biskën Platz, sonst rauben Sie uns die Ruhe — nee, is det aber nett von Ihn'!"

Hornemann selbst schien nicht ganz so freudig erregt; er erweckte den Eindruck einer gewissen Zurückhaltung, erkundigte sich aber rasch nach ihrem Befinden. Hans dankte und nahm dann auf dem Kanapee neben Johanna Platz. Die Erinnerung überkam ihn an so manche bewegte und empfindungsreiche Stunde, die er hier oben zugebracht. Dann, um seinen Besuch zu begründen, sagte er: „Wir kommen eigentlich um Sie zu unserer Hochzeit einzuladen. Die soll nun nächstens stattfinden. Sie werden doch erscheinen?"

Johanna war verlegen und kniff unter der Tischdecke Hans in den Oberschenkel. Hans suchte das Gespräch auf Umwegen auf die Fabrik und den Vater zu lenken. Er sah Hornemann aufmerksam ins Antlitz — das Aussehen des Oberwerkführers gefiel ihm nicht ganz: er hatte Falten um die äußeren Augenwinkel und machte einen etwas abgespannten, ermüdeten Eindruck.

„Viel zu tun jetzt bei Ihnen?" fragte er.

Hornemann wich mit der Antwort aus. „Et schlängelt sich so sachte hin," sagte er.

„Ich meine, Sie sollten 'mal ein paar Tage ausspannen, Herr Hornemann?"

„Ja, Gott, Herr Ambühl — wer kann sich das leisten?"

„Wie ist denn das noch mit den Kontrolluhren geworden?"

„Ach Jott, dadran hat man sich jewöhnt. Die werden ja jetzt in allen Fabriken eingeführt. Das widerspenstigste Pferd gewöhnt sich an dem Zügel. Gewohnheitstiere sind wir alle. Der Streik schläft na-

türlich so langsam in. 'n paar Arbeiter weniger, das macht jetzt nischt, wo ohnehin nich zu viel zu tun is. Überstunden wer'n jar nich mehr jemacht."

„Sie leben also doch ziemlich ruhig?"

„Ick wär' schon ganz zufrieden. Wenn nur der verdammte Seuffert nich immer Schweinereien treiben und mir die Leute aufputschen möchte. Bald red't er ihn'n ein, bei mir kriegten sie schlechteres Matrial als wie bei ihm und infolgedem kämen dann die Reklamazjonen bei der Abnahme und von den Kunden. Dann quatscht er ihn'n vor, wer bei mir geearbeetet hätt' und wegkäme, den nähm' keen Werkführer mehr in 'ner andern Fabrik in Berlin an. Sonne gemeinen, faustdicken Lügen! So'n Saukerl! Pfui!" Er spie entrüstet auf den Boden und ballte die Faust.

Hans suchte den Zürnenden zu beruhigen, indem er ihm versicherte, daß jedermann in Berlin wisse, daß unter Hornemann die gewissenhafteste Arbeit gemacht würde. Indessen hatte Johanna sich eifrig mit Mutter Hornemann unterhalten, die ihr berichtete, ihr Reißen wolle gar nicht fortgehen, trotz aller Einreibungen, und sie fühle, daß sie schon ein bißchen klapprig würde. Fritz wolle ihr ja immer eine Aufwartehilfe halten, aber sie denke nicht dran: sie wolle in ihrer Wohnung kein fremdes Frauenzimmer, das alles kaput mache. Johanna erkundigte sich nach Marthel. „Na, die wird jetzt ein richtiger Racker!" sagte die Alte. Johanna bat, sie an das Bett der Kleinen zu führen: sie hatte ihr eine kleine Puppe mitgebracht, die sie ihr auf die Bettdecke legen wolle, so daß sie sie am Morgen beim Erwachen fände. „Ach, verweehnen Sie mir bloß die

Jöhre nich!" sagte die Alte lachend, „die Leute sind ja alle ville zu jut zu ihr." Indem tönte schon aus dem Nebenraum eine helle Kinderstimme: „Großmama — wer is denn da?" Das intelligente Kind hatte im Schlafe, gleichsam durch Instinkt, die Anwesenheit Fremder in der Wohnung geahnt. Nun gab es kein Halten mehr: Johanna sprang auf, zog die Alte mit sich und eilte zu der Kleinen.

„Ja, der alte Herr Ambühl sieht recht mürrisch aus!" sagte inzwischen Hornemann zu Hans. „Ich möchte beinahe sagen, er is ingeknickt; er kommt mir kleiner vor wie früher. Er macht so'n Eindruck, als ob ihm die Welt nich mehr recht gefällt. Durch die Fabrik kommt er nur noch selten. Kürzlich war der Gewerbeinspektor bei uns. Er wollte 'ne neue Ventilationsanlage im Gießsaal haben. Da ist der alte Herr recht ärgerlich geworden ..."

Viel mehr wußte Hornemann nicht mitzuteilen. Hans lehnte vor sich selbst die Verantwortung für des Vaters Lebensunzufriedenheit ab. „Ich kann mir vorstellen, wie sehr ihm die Stiefmama fehlt, dachte er bei sich, er liebt sie ja leidenschaftlich. Ich glaube, daß ihm die Einsamkeit hart ankommt. Aber soweit ich dabei in Betracht komme, ist es doch seine Schuld!"

Er rief Johanna ab: es sei Zeit heimzukehren. Marthchen war unglücklich. „Nich fortgehen, Tante Johanna," rief sie, „nich fortgehen!"

„Kleine Kinder müssen zeitig schlafen!" sagte das Mädchen, gab Martha einen Kuß und entfernte sich mit Hans nach herzlichem Abschied von dem Werkführer und der Alten. In der Tür rief Hans noch einmal:

„Also zu unserer Hochzeit kommen Sie bestimmt: Sie sind eingeladen!"

„Was sagte er denn? Wie geht's deinem Vater?" fragte Johanna, nachdem sie ein ganzes Stück Weges schweigend zusammen gegangen waren.

Hans wollte nicht recht mit der Sprache heraus: „Na — er weiß auch nicht viel —" Dann folgte eine längere Pause. Endlich sagte er zögernd und gepreßt: „Wiedersehen würde ich den Alten gern 'mal. Ich weiß nur nicht —"

Von neuem vergingen mehrere Minuten in Schweigen. Johanna hatte die Unterlippe ganz fest zwischen die Zähne geklemmt. Hans sah sie von der Seite her an. Wie entschuldigend meinte er: „Schließlich ist er mein Vater — Ich weiß nicht, ich war doch Monate lang weg von Hause... Wenn das Weltmeer zwischen zwei Menschen liegt, da ist's eben nicht anders... aber in ein und derselben Stadt... und jetzt ist er doch ganz allein — — Na, Schwerebrett, das ist doch kein Grund zum Flennen — —" Er hatte wieder, nicht ohne eine gewisse Scheu, von der Seite her nach ihren Mienen geblinzt und eine Träne in ihrem Auge bemerkt.

Johanna durchrieselte es wie ein kalter Schauer. In Hansens Stimme, in seinem Blick lag etwas Böses, Drohendes. Ganz gewiß, sie täuschte sich nicht!... Seinen Vater wiedersehen. Es war sicher kein unberechtigter Wunsch. Seinen Vater, dem er so viel verdankte, er, der einzige Sohn, der Erbe, die Stütze, den alten, verlassenen, einsamen, in Schwierigkeiten lebenden Vater! Was schien natürlicher? was schien

eine höhere Pflicht? Es war eine Sehnsucht, die ihn ehrte! ... Und trotzdem: sie konnte sich der Ahnung nicht erwehren, daß, wenn Hans ins Vaterhaus zurückkehrte, wenn er sich mit dem Greise aussöhnte, dann für sie das Spiel endgültig verloren war ... Er mußte sie dem Vater aufopfern: er würde es tun. Eine brennende Scham stieg ihr in die Wangen: sie fühlte sich vor sich selbst erniedrigt, weil sie nicht die Kraft besessen hatte den Geliebten ganz für sich zu erobern. Was mit ihr geschehen sollte, wenn sie Hans verlor, wenn er sich von ihr lossagte, wenn sie, die schon einmal Getäuschte, jetzt mutterlos von neuem verlassen in der Welt stand — — — sie wagte es nicht zu denken.

Der Schmerz lastete auf ihrer Brust, er versagte ihr den Atem. Die Zähne klapperten ihr einen Augenblick lang, ein kaltes Fieber rüttelte sie. Sie blieb eine Sekunde lang stehen — sie nahm die schärfste Energie zusammen um ihre Muskeln zu straffen und die äußere Haltung zu bewahren.

„Ich weine gar nicht," sagte sie ruhig aber beinahe tonlos. „Geh' doch zu ihm!"

Er brummte irgend etwas Unverständliches, dann gingen sie stumm nebeneinander her, stumm legten sie sich zur Ruhe. Lange Zeit versuchte Johanna vergeblich Schlaf zu finden. Ihre Stirn brannte. „Ist das das Ende?" fragte sie sich immer wieder. Ist alles wirklich zu Ende?

Mitten in der Nacht erwachte Hans, weil er sie weinen und schluchzen hörte.

Sie schmiegte sich dicht an ihn und erzählte ihm von einem furchtbaren Traum. Sie seien selbander

durch eine Landschaft gegangen, eine Haide voll blühender rotbrauner Erika. Kein Dorf, kein Haus, kein Mensch sei meilenweit in der Runde gewesen. Plötzlich habe er seinen Arm aus ihrem gezogen, sei von ihrer Seite getreten, mit Riesenschritten weiter gegangen, während sie wie mit eisernen Ketten gebunden den Fuß nicht habe vom Boden heben können — und mit einem Male sei Hans gleichsam in Nebel aufgelöst verschwunden gewesen.

Sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen, preßte sich ganz eng an ihn, küßte seinen Nacken und flüsterte in Tränen gebadet: „Nicht wahr, Hansel, nicht wahr, — es ist bloß ein Traum? Nicht wahr, du verläßt mich nicht?!"

„Dummes Zeug!" murrte er, machte sich los, wälzte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Zwölftes Kapitel.

Wenn Hans in Berlin oder in Leipzig zu tun hatte, saß Johanna daheim. Es widerte sie an allein auszugehen. Sie fühlte sich unglücklich, zwecklos in der Welt. Sie spürte, daß der große Gedanke gescheitert war, der ihr einst den Mut gegeben hatte das Leben fortzuführen. Sie sah zwischen Hans und ihr plötzlich eine unübersteigbare Scheidewand, die ihr bis dahin im Nebel verborgen gewesen. Wie war es möglich, daß sie sie nicht bemerkt hatte?! Sie klagte die Leidenschaft an, die beide für einander blind gemacht hatte. Sie mochten beide ehrlich geglaubt haben, einander mehr sein zu können als der Durchschnitt der Menschen. Ihre Ideen den Menschen zu nützen, in ihren Kreisen gemeinsam an der Hebung des Daseins der Niederen zu arbeiten, etwas Großes, Wertvolles, ein Beispiel zu schaffen, waren ehrlich gewesen. Auch Hans war ein Mensch, der nur das Edelste wollte. Es wäre wohl auch möglich gewesen, den Widerstand zu besiegen, der ihnen von so vielen Seiten entgegengebracht wurde, aus Böswilligkeit, aus Mangel an Verständnis. Das

Leben war ein Kampf, und sie hätten zu kämpfen und zu siegen vermocht, wenn sie die Überzeugung von dem schließlichen Erfolg ihres Kampfes weiter behalten hätten. Aber Johanna sagte sich, sie müsse dieses unentbehrliche Vertrauen verlieren, weil ihr Freund es verloren habe. Sie fühlte, daß Hans seinen Vater, sein väterliches Haus nicht würde vergessen können: die Empfindung der Ehrfurcht, der Kindesliebe aus seinem Herzen mindestens für einige Jahre zu bannen schien er ihr zu schwach. Sie hatte ihn überschätzt, weil sie selbst keine Eltern mehr hatte, weil sie zu ihrem Vater nie herzliche Beziehungen unterhalten, der sich, wie sie erst aus Briefen im Nachlaß ihrer Mutter erfahren, früh von ihrer Mutter getrennt hatte, mit einer leichtfertigen Person zusammenlebte und zeitig gestorben war. Sie hatte für die Bande des Vaterhauses, in den „gut bürgerlichen" Familien vielleicht nicht das volle Verständnis — wenigstens bildete sie sich das jetzt ein. Und darum begann sie an ihrer eignen Macht zu zweifeln und zu glauben, daß sie ihre eigene Kraft überschätzt hatte. Und dieses Gefühl ihrer Ohnmacht drückte sie am tiefsten nieder. „Ich war ein Sporn für ihn und es scheint, ich bin ihm jetzt zur Fessel geworden," sagte sie sich. Sie war viel zu sehr an ihre Selbständigkeit gewöhnt, um sich an einen Menschen, und mochte sie ihn noch so lieb haben, zu hängen, der ihre Liebe als eine Last empfand... Aber es war doch mehr als hart sich selbst bekennen zu müssen, daß man nicht im Stande war sich die Liebe des Geliebten zu wahren. Welche Überwindung erfordert es sich das selbst zu gestehen!... Eine innere Stimme flüsterte

es ihr jetzt heimlich zu, aber sie sträubte sich noch dagegen es zu glauben. Sie saß Tag und Nacht in ihrem Zimmer, achtete auf das Umschlagen der Zifferblätter der Springuhr und brütete, wie sie sich Gewißheit verschaffen könne. Sie versuchte dann sich zu zerstreuen, zu lesen — aber auch die besten Bücher erschöpften sie . . . Wenn Hans sie nicht mehr wollte, wenn sie ihn am Lebensmut schwächte, wenn er in ihr ein Hindernis sah, irgend einen großen, sein Leben erfassenden und ausfüllenden Plan durchzuführen, so sollte er es ihr doch ruhig und deutlich sagen: dann war ja alles gut! Dann war Klarheit zwischen ihnen! Dann war wenigstens für ihn der Weg frei! Dann konnte sie von seiner Seite zurücktreten, dann konnte sie ihn, auch wenn sie dabei zugrunde ginge, dem Dasein zurückgeben, das auch er jetzt, unter dem selbstempfundenen Zwange ihr die Fortdauer seiner Liebe vorzutäuschen, als eine Lähmung empfinden müßte. Wenn sie wirklich wie er ihr so oft in Liebesstunden versichert hatte, von ihnen beiden die Reifere, die Einsichtsvollere, die Weiterblickendere war, so mußte sie zuerst sprechen, um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Sie sah klar, sie verbarg es sich nicht, daß Hansens Pläne im Begriff standen an einer Klippe zu stranden, über die er nicht hinwegkommen würde. Vielleicht boten sich ihm bessere Aussichten zu einem tatenreichen, wirkenden Leben, wenn er wieder harmonisch mit seinem Vater zusammenarbeitete. Er sollte sich mit ihm aussöhnen! Er sollte sie vergessen. Denn wenn er in sein Vaterhaus zurückkehrte, so war die Ehe mit ihr unmöglich. Der verlorene Sohn, der

heimkam, mußte alles vergessen, was draußen in der Welt mit ihm vorgegangen war, all die sogenannte „Sünde"! Eine Ehe auf einer schiefen Basis würde niemals glücklich sein. In keinem Falle. Er würde ihr später immer vorwerfen, er habe ihr seine Familie geopfert, und ihr Stolz, den sie nun einmal nicht opfern konnte, würde schwer darunter leiden. Ein ewiger Zankapfel war zwischen sie beide geworfen: das sah sie mit unheimlicher Schärfe voraus, und dieser verderblichen Aussicht mußte ein Ende gemacht werden!

Sie gingen durch den Tiergarten spazieren und Johanna wußte ihre Schritte nach der Gegend zwischen dem Neuen See und der Charlottenburger Chaussee zu lenken, die von Menschen minder belebt war. Sie achtete kaum auf das reizvolle Spiel der Sonnenstrahlen zwischen den gelb und rot gefärbten Blättermassen, in denen der Herbst seine Tönungskunst zu zeigen anfing. Sie waren jedes mit seinen eignen Gedanken beschäftigt und wechselten kaum ein Wort. Da, wo ein Ausblick rechts nach dem See, links nach der Straße offen blieb, war eine Bank unbesetzt und sie nahmen Platz. Zwischen den niederhängenden Ästen sahen sie auf dem See ein Boot vorübergleiten: ein junger Mensch ruderte seine Geliebte spazieren. Er sah gesund und einfach aus — das Mädchen saß aufrecht in seiner schlichten Kattunbluse da ... ein Kaufmann und eine kleine Verkäuferin, die einen freien Nachmittag zu ihrer Erholung benutzten ... Das Mädchen sah mit leuchtenden Blicken zu ihrem Schatz hinüber und er legte sich mit voller Kraft in die Riemen ... sie hatten einander offenbar sehr lieb.

„Hans," sagte Johanna mit ein wenig zitternder Stimme, „es muß doch endlich klar zwischen uns werden. Ich sehe deutlich, daß du dir nichts mehr aus mir machst. Ich hindre dich. Ich bin nicht die Frau mich jemandem aufzuzwingen. Soll ich gehen? Ich gebe dich frei. Ich gebe dir dein Wort zurück!"

Da brauste Hans auf. Er wurde ärgerlich. Er wurde ihr zu ärgerlich. Ihr Bedenken war einmal erwacht und sie schöpfte Verdacht, daß er wütend sei, weil er sich durchschaut sah — weil sie das ausgesprochen hatte, was er heimlich empfand, aber selbst nicht auszusprechen wagte. Er schien ihr übel zu nehmen, daß sie tat, was eigentlich seine Pflicht gewesen wäre: offen zu sein.

Er ließe sich nicht beschämen, er ließe sich nicht ins Unrecht setzen. Woher sie auf solch wahnsinnige Einbildungen komme? fragte er. Wer ihr so etwas in den Kopf gesetzt habe? Welche Anhaltspunkte sie dafür habe? Ob sie ihn für einen wortbrüchigen Schuft halte? Er würde sie nie gehen lassen. Er würde sie sogar mit Gewalt zurückhalten, wenn sie gehen wolle. Er sei jetzt ein bißchen nervös, das sei richtig, er habe aber wahnsinnig zu arbeiten. Sie solle ihn durch solche Kleinlichkeit nicht noch mehr erregen. Sie solle ihre gewohnte Klugheit, die er an ihr bewundere, beweisen, indem sie lieber alles täte ihn zu beruhigen. Jedes neue Ding biete Schwierigkeiten. Aber er sei nicht der Mann sich entmutigen zu lassen. Sie kenne ihn doch nicht, wenn sie so etwas glauben könne. Er werde der Welt, er werde ihr beweisen, was er zu leisten imstande sei. Wenn er erst durch sei, werde er sie glänzend für

alles entschädigen, was sie jetzt vielleicht mit Recht von seiner Seite vermisse. Sie werde nicht nur die glücklichste Frau Berlins sein, sondern auch eine der reichsten, eine der elegantesten, die sich nach keiner Richtung einen halbwegs vernünftigen Wunsch werde zu versagen brauchen.

Sie hatte gut ihm erwidern, daß ihr an äußerem Glanz nicht das Geringste gelegen sei, daß sie ihn glücklich sehen wolle durch die Erreichung der Ziele, die sie gemeinsam geplant hatten. Er blieb dabei, daß sie Geduld haben müsse, wenn sie ihn liebe; daß er das von seiner Verlobten verlangen dürfe; daß sie auf die Dauer nichts entbehren würde; daß sie beide die seien, die zuletzt und am besten lachen würden — daß er sie liebe, um des Vertrauens willen, das sie ihm von Anfang an geschenkt habe, und daß er sie lieben werde, so lange sie sich in diesem Vertrauen nicht erschüttern lasse.

Johanna ließ sich gern beruhigen. Ihr Leben wäre ja zerstört gewesen, wenn sie ihm nicht hätte glauben dürfen. Nur ein ganz kleiner Zweifel, winzig wie der Wurmstich an einem schönen, großen Apfel, blieb in ihrem Herzen zurück: ob ihm nicht bloß der Mut fehle das Opfer anzunehmen, das sie ihm angeboten hatte? Wenn ihr Geliebter feig war — — sie zitterte, das auszudenken . . .

Warum können wir Menschen einander nicht ins Herz sehen? fragte sie sich. Warum sind wir untereinander auf trügerische Worte angewiesen, auf eine Sprache, die unvollkommen und hölzern nicht einmal imstande ist das unzweideutig auszudrücken, was wir gern gesagt haben möchten? Haftet so nicht selbst

zwischen Menschen, die in der intimsten Vereinigung stehen, immer der Unsicherheit giftiger Rost? Was weiß, in Wirklichkeit, die Frau von ihrem Manne, der Vater von seinem Sohn, die Schwester von ihrem Bruder? Ist nicht unser ganzes Leben das Tappen eines Halbblinden in der Finsternis? Was sind Familie, Ehe, Freundschaft? Nichts als ein mühsames, mangelhaftes Erfassen der äußerlichsten Scheinzeichen. Ist nicht jedes Individuum ein dreifach eingekapseltes Geheimnis? Ist nicht unser ganzes Dasein ein Rechnen mit Werten, die Schatten von Schatten sind? Unsere ganze Weisheit, die Arbeit vieler Jahrtausende bezieht sich nur auf unsere äußerliche Umgebung und hat nicht das Mindeste getan unser Verständnis des Verwandten, des Freundes, des Nachbarn, des Geliebten zu fördern. Und wenn wir uns in unseren leeren, grundlosen Vermutungen getäuscht sehen, bleibt uns nichts als das Recht zu weinen ... Hilflos sein gegen Natur und Tod — ist nichts. Aber ohne Aussicht hilflos sein gegen das Nächste, das man liebt, an dem man mit den geheimsten Kräften des Herzens hängt ... ist entsetzlich ...

Johanna besuchte, um sich zu zerstreuen, eines Abends, als Hans wieder hatte nach Leipzig fahren müssen, den Vortrag, den Sven Hedin der schwedische Erdforscher über seinen jüngsten Versuch das unbekannte Tibet zu durchziehen im Krollschen Saale hielt. Sie folgte mit gespannter Aufmerksamkeit all den seltsamen Abenteuern und der bunten Folge eigenartiger Lichtbilder und empfand zum erstenmal seit geraumer Zeit wieder das wohltuende Gefühl seelischer Ablenkung,

ein Aufgehen in geistigen Interessen, die über ihrer Alltagsatmosphäre hoch hinaus ragten.

Als sie nach Schluß des Vortrags in der Vorhalle ihre Garderobe in Empfang nahm, hörte sie von einer Damenstimme plötzlich in ihrem Rücken ihren Namen rufen. Als sie sich erstaunt umwandte, erkannte sie Frieda Richter, der der Diener in großer Livree eben den Kragen umlegte.

„Man hat Sie ja so lange nicht gesehen, Fräulein Wiebel —" sagte Frieda. „Das ist sehr unrecht von Ihnen. Wir haben doch manche gemeinsamen Interessen. Privatangelegenheiten bleiben Privatangelegenheiten. Aber unsere Schutzbefohlenen sollten nicht darunter leiden. Ich hätte so gern einmal mit Ihnen über dies und jenes geplaudert. Gestatten Sie, daß ich Sie in meinem Auto nach Hause bringe?"

Johanna konnte kaum ablehnen ohne unhöflich zu werden — und diese Blöße wollte sie sich nicht geben. Aber sie hatte das Gefühl, daß sie ausgeforscht werden sollte, und nahm sich vor mit jeder Äußerung sehr vorsichtig zu sein.

Der Diener war ihr zuvorkommend beim Einsteigen behilflich. Der Schatten der Bäume des Tiergartens, durch den sie sausten, fiel in den im Innern hell erleuchteten Wagen zwischen sie beide, über ihre Kleider, ihre Gesichter. Frieda hatte sie nun fest und nutzte die Situation aus. Sie spielte die Besonnene.

„Gott, Fräulein Wiebel," sagte sie mit dem Klang der Güte, „ich glaube, Sie wissen kaum, wie glücklich Sie eigentlich sind! Wie schön ist es doch, wenn man in der Lage ist sein Dasein so ganz nach seinem eignen

Willen, seinen Neigungen einrichten zu können! Wirklich, ich beneide Sie. Wir Kastenmenschen sind ja viel bedauernswerter. Denn was sich so die Menschen auch einbilden: glauben Sie mir, wenn zufälliger Besitz und Schutz vor Not allein glücklich machten — dann wären viel mehr Glückliche auf der Welt als es in Wahrheit gibt."

„Aber das liegt doch nur an Ih — — an den betreffenden Menschen selbst!" erwiderte Johanna. „Mögen sie doch ein Ende machen mit der gewöhnlichen Konvention und wagen, sie selbst zu sein."

„Ach, Fräulein Wiebel — das ist leicht gesagt aber schwer getan. Es würde uns ja nichts helfen. Was ist der Mensch, wenn er keinen Verkehr hat? Er versauert dann, er wird stockig, er geht zurück. Wenn wir den Boden aufgeben, auf dem wir geboren und gebildet worden sind, auf dem wir unser ganzes Leben gestanden haben, dann verlernen wir ja das Gehen. Wir sind dann wie Fische auf dem Lande —"

Johanna staunte über den Schein geistiger Reife, die sich dieses oberflächliche Salongeschöpf in den letzten Monaten errungen. Ohne Zweifel: Frieda war von Natur aus nicht borniert: alle ihre Ausschreitungen von früher waren nur Ausflüsse ihres grenzenlosen Dünkels gewesen, in dem sie glaubte bei den Mitteln ihres Vaters sich alles herausnehmen zu dürfen. Aber sie zweifelte nicht einen Augenblick, daß Frieda auch jetzt nur posierte, wie sie es früher getan.

„Sehen Sie," fuhr Frieda fort, „darum hat mich das alles so schrecklich interessiert, was Hedin über das Kastenwesen in Indien gesagt hat. Denn wir leben

hier natürlich ebenso gut in Kasten wie die Menschen dort, wenn wir uns auch nicht die Zeichen an die Stirnen malen. Wir sind eben inwendig mit Oker und Zinnober gezeichnet. Vielleicht — darin gebe ich Hedin recht — sind die Kasten notwendig als Halt des einzelnen in einer Welt, die alles tut um die Persönlichkeit zu unterdrücken."

Sie waren vor Johannas Wohnung angekommen. „Ach Gott, es ist so interessant mit Ihnen zu plaudern," sagte Frieda schmeichelnd. „Mit Ihnen kann man anders sprechen als mit den Durchschnittsfrauen. Die sind ja ekelhaft fad. Tun Sie mir doch den Gefallen und fahren Sie mit mir hinaus nach Grunewald bis vor unsere neue Villa — ich lasse dort nur durch den Diener dem Portier Bescheid sagen, damit sich mein Papa nicht ängstigt; dann bringe ich Sie wieder hierher zurück nach Ihrer Wohnung. Sie machen mir wirklich ein Vergnügen." Und ehe Johanna den Satz, den sie mit einem leise „Ach, nein, bitte —" begann, nur weiterführen konnte, hatte Frieda dem Chauffeur durch das Sprachrohr schon Anweisung gegeben, und der Wagen raste weiter. Jetzt war Johanna gefangen.

„So — also hier wohnen Sie?" fuhr Frieda fort, den Ton ein wenig spitzer nehmend. Sie sah durch das Wagenfenster hinaus auf die nüchternen, gleichmäßigen Fassaden der Häuser, die vergebens durch einen angeklebten Balkon, eine plump ausgebaute Loggia ihre angetünchte Unbedeutendheit zu verkleiden suchten — die sich bemühten eine Vornehmheit zu erheucheln, die sie nicht besaßen. „Na — die Gegend ist soso! . . . Wovon sprachen wir? Ja, die Kasten: richtig! Das Schwert

des Damokles hängt über uns allen. Wie erzählte Hedin? Der niedere Hindu verliert seine Kaste und wird ein Paria, wenn nur der Schatten eines Europäers auf seinen eignen Schatten fällt! ... Geht's uns besser? Verlieren wir nicht unsere Kaste, wenn wir etwas tun, was man uns gesellschaftlich übel nimmt? Wenn ich mich heut in einen Gemeindeschullehrer verliebe und ihn heirate, bin ich futsch. Und wenn Hans Sie nicht heiratet, haben Sie den Boden unter den Füßen verloren!"

Johanna war es, als müsse sie die Tür aufreißen und zum Landaulet hinausspringen. Aber der Wagen raste immer mit derselben dritten Geschwindigkeit den düsteren, einsamen Kurfürstendamm hinunter. Und auf Hochmut gehörte Trotz. Sie gab sich einen Ruck, sie richtete sich empor und sagte: „Ich glaube am Ende, ich bin selbst wer. Ich kann mich jederzeit selbständig hinstellen."

„Aber, liebe Johanna, mißverstehen Sie mich nicht. Als ob ich nicht ganz genau wüßte, wie tüchtig Sie sind! Nur — lebt der Mensch nicht von Brot allein. Der Verkehr ist doch etwas Unerläßliches. Das Leben ist ja sonst zum Auswachsen!"

„Wir beide sind uns bisher selbst genug gewesen!"

„Daran zweifle ich nicht, daß Sie einen Mann, den Sie lieben, sehr glücklich machen können. Und ebenso wenig, daß Hans die Pflicht hat Sie zu heiraten. Nur weil ich ihn kenne, weil er mein Jugendfreund ist, gebe ich Ihnen den guten Rat, als Ihre wahre Freundin: Halten Sie ihn fest. Denn daß er, bei allen seinen großen Vorzügen, ein bißchen wankel-

mütig ist — das werden Sie wohl schon selbst gemerkt haben. Eine Seele von Gold — aber leider amalgamiert mit etwas Quecksilber."

„Er ist ein Mann."

„Nach jeder Richtung, Fräulein Wiebel. Und haben denn die Männer nicht recht, wenn sie nehmen, was ihnen geboten wird? Wir Frauen müssen deswegen zusammenhalten, damit wir nicht von ihnen geuzt werden."

Sie fuhren an Halensee vorüber. Farbiger Lichtschein, Musik, das Jauchzen ausgelassener Paare drang leise in den Wagen, an die Ohren der beiden Frauen, die einander mit gespannten Blicken in die Antlitze sahen, wie Ringerinnen scharf nach Schwächen der Gegnerin spähend.

„Ich vertraue auf sein Wort, seine Liebe, sein Ehrgefühl: das sind drei Stützen, die ich für fest genug halte, um darauf bauen zu können."

Frieda schwieg eine kurze Zeit. „Die Männer haben immer die besten Absichten!" sagte Frieda, „und am Ende handeln sie gar zu oft schlecht. Sie sind so."

Nun waren sie vor der Villa angekommen und Frieda schickte den Diener hinein.

„Ich gebe meine geringere Kenntnis in dem Punkte zu," sagte Johanna, hinter dem eisigen Ton das Bewußtsein ihrer verwundeten Würde bergend. „Es scheint, daß ich mich Ihnen da unterordnen muß. Ich gebe zu — ich kenne nur einen Mann. Aber ich glaube, gnädiges Fräulein — den kenne ich besser als Sie — und auf den vertraue ich fest."

Richter kam jetzt aus der Villa heraus. Er war

äußerlich ungemein höflich gegen Johanna, aber diese erkannte im Licht der Laterne des Eingangstores seine unzufriedene Miene. Er meinte, Frieda müsse unbedingt sofort daheimbleiben: er habe dringend mit ihr zu reden. Er entschuldigte sie bei Johanna, die er bat das Auto allein zur Rückfahrt zu benutzen, und gab dem Chauffeur die nötigen Befehle. Frieda schmollte, gehorchte aber schließlich.

Als Johanna allein im Wagen saß, der in rasendem Tempo die Königsallee und den Kurfürstendamm bis zur Uhlandstraße hinunterjagte, löste sich ihre zurückgehaltene Erregung in ein heftiges Zittern, ein rapides Schlagen des Herzens. Sie rang nach Luft. „Nur einen Mann!" sprach sie bei sich selbst. „Ich habe gelogen! Aber die Lüge war gut! Die war notwendig! Die hat mir wohlgetan." Und sie blickte hinaus in den tollen Wechsel von Licht und Schatten auf den nachtübergossenen Straßen.

„Bist du denn von Sinnen, mit der Person in der Nacht herumzugondeln?" fragte Richter seine Tochter, als sie in die Villa traten.

„Papa!" jubelte Frieda, „er läßt sie sitzen. Jetzt weiß ich's bestimmt! Ich habe sie beobachtet. Er läßt sie sitzen! Dafür nehm' ich nicht ein Perlenkollier!"

„Wo wird er nicht!" brummte Richter lässig.

Hans hatte telephonisch von Leipzig aus Walter Benhay gebeten Johanna ein wenig Gesellschaft zu leisten, weil er einen Tag länger abwesend bleibe. Er müsse noch nach Halle fahren um dort einen Kapitalisten zu bearbeiten, der die Fabrik durchaus nach Preußisch-Sachsen verlegt haben wolle, wo ein Schwager von ihm

ein angeblich geeignetes Grundstück besitze. Da sich aber bei den dortigen Gemeindeverhältnissen die Orts-steuern bedeutend höher stellen würden, galt es ihn zu bearbeiten seine Forderung zurückzuziehen.

Walter fand Johanna blaß aussehend: sie schob die Ursache dem Wetterwechsel zu. Der Sommer war fast plötzlich in den Herbst übergegangen. Johanna fragte ihn nach dem Stande seiner Angelegenheiten. Walter erzählte nicht ohne Humor aber doch mit sichtlichem Mißbehagen von den beständigen Streitigkeiten in dem jetzt funktionierenden, oder vielmehr nicht funktionierenden Verwaltungsrat. Die Dozenten bekämpften sich mit überfeinen Redensarten, deren äußerst höfliche Formen kaum den inneren Fanatismus verbargen. Er gehe schon gar nicht mehr zu den Sitzungen. „Es kommt wenig Erfreuliches dabei heraus. Sie können sich denken, wie mir zu Mut ist. Ich habe mich nun so viel wie möglich salviert. Habe das Ganze in eine G. m. b. H. umgewandelt. Jetzt mögen sie treiben was sie wollen. Die Geschichte kann meinen Alten nun bloß noch eine fixierte Summe Geld kosten. Ist das alle, dann wird eben die Bude zugemacht. Ich habe schon lange kein Interesse mehr an der Sache. Hol's der Teufel."

Walter beklagte sich über Hans, der seinen Plänen so wenig Interesse entgegenbringe. „Das gleiche behauptet Hans von Ihnen!" sagte Johanna. „Sie ahnen ja nicht, was Hans zu tun hat — wie viele Kröten er täglich verschlucken muß!"

„Man muß über die Sachen lachen und die Achseln zucken!" meinte Walter.

„Dazu seid ihr beide aber nicht stark genug!"

„Die heutige Zeit ist nur noch für Nervenathleten. Und unser ganzes modernes Leben geht darauf aus die Nerven zu zerrütten."

„In der Kleinen, der Betty, haben wir uns auch getäuscht!" sagte Johanna. „Seit vierzehn Tagen kommt sie nicht mehr zu mir zum Unterricht. Schade: sie zeigte sich als ein ungewöhnlich intelligentes Ding. Aber kein Halt, keine Beständigkeit — immer nur das Verlangen sich zu amüsieren!"

„Ja — wissen Sie denn nicht?" fragte Walter. „Die bildet sich doch eine große Carrière ein. Die hat doch wieder umgesattelt."

„Ach nee — wie so denn?"

„Die wird jetzt Künstlerin!"

Johanna lachte herzlich. „Künst — le — rin?"

„Ja. Sie hat mir ein Zeugnis von einem Gesangslehrer gebracht, daß sie eine für die Bühne geeignete Stimme habe. Der Mann hat mir auf eine telephonische Anfrage bestätigt, daß sie eine ganz nette Operettenstimme besitze. Na — da habe ich mich breit schlagen lassen und ihr für die Ausbildung einen monatlichen Zuschuß bewilligt. Mit Empfehlungen von mir ist sie dann frech und gottesfürchtig zu ein paar Bekannten von mir gegangen und hat sich so das Geld zusammengeschnorrt, das sie braucht, um ein Jahr zu leben und den Unterricht zu bezahlen."

„Wie ist sie denn darauf gekommen ihren Beruf zur Kunst zu entdecken?" fragte Johanna gedehnt.

„Ach, sie hat schon immer geklagt: der Ton im Geschäft habe ihr nicht behagt, der Chef sei so ordinär

gewesen, und weil sie sich das nicht habe gefallen lassen wollen, hätte man sie immer mit Sticheleien verfolgt. Bei einer gemeinsamen Landpartie des Personals habe sie gesungen und die Kolleginnen hätten ihr selbst geraten, ihre Stimme 'mal von einem Gesangslehrer prüfen zu lassen. Der Mann scheint ja sehr von ihr zu schwärmen. Er sagt, sie hätte viel Talent und eine leichte Auffassung — was ich glaube — und sie ist schon quasi seine Lieblingsschülerin. Er macht mit ihr Ausflüge —"

Johanna lächelte. „Na — ob da immer alles so ganz harmlos verläuft —"

Walter lachte aus vollem Halse. „Unter uns — ich glaub's auch nicht. Aber das ist mir ja ganz egal. Man freut sich schon, wenn man überhaupt 'mal einen Menschen vorwärts kommen sieht. Die Moral — — ja, lieber Himmel, das muß jeder mit sich selber ausmachen. Wer von Hause nichts hat: wie will der weiter kommen ohne seine Person einzusetzen? Wenn ich ihr helfen kann — mit Wonne! Schließlich . . . wozu hat uns der Herrgott die Ellenbogen gegeben, wenn wir uns ihrer nicht bedienen sollen —"

Schon am nächsten Tage trat Betty wieder bei Johanna an. Sie entschuldigte ihr Fortbleiben mit naiven aber höflichen Worten. „Wissen Sie, Fräulein, ich habe nämlich was Neues angefangen —"

„Ja, ich habe schon gehört. Na, wie macht es sich denn?"

Betty schien Feuer und Flamme. Sie schwärmte für ihren Gesangsmeister. Sie hatte auch Anstellung als Choristin an einem Operettentheater gefunden und

schien sich bereits der persönlichen Gunst des Regisseurs zu erfreuen. Die Bezahlung war erbärmlich, aber sie meinte, die Hauptsache sei, daß man „überhaupt erst 'mal zum Bau gehöre". Ein Ladenmädchen — das sei doch gar nichts. Die Kommis seien manchmal so unverschämte und ungebildete Menschen. Betty gab sich mit der Sprache redliche Mühe: sie wandte den Akkusativ schon leidlich korrekt an und brachte ein deutliches „z" hervor — für eine geborene Berlinerin aus den niederen Klassen keine leichte Aufgabe. Sie bat Johanna um die Erlaubnis regelmäßig wiederkommen und sich namentlich im Französischen weiterbilden zu dürfen: sie hätte so kolossales Interesse dafür. Johanna sagte es ihr gern zu. Als sie die nächste Stunde verabredet hatten und Betty sich verabschieden wollte, trat Johanna zufällig ans Fenster und bemerkte auf der gegenüberliegenden Seite der Straße einen auf- und abgehenden Herrn, der von Zeit zu Zeit Blicke nach ihrer Wohnung hinauf warf.

„Wartet der Herr auf Sie?" fragte Johanna mit Erstaunen.

„Das ist mein Gesanglehrer," antwortete Betty leise und ein wenig verlegen. „Er hat mich hierher begleitet. Ich — ich gehe nicht gern allein auf der Straße — hier in der Gegend. Man wird sonst fortwährend angequatscht. Mein Lehrer interessiert sich enorm für meine Ausbildung ... Ach, wie freue ich mich, daß ich wieder bei Ihnen lernen kann!" sagte sie mit raschem Übergange. „Bei Ihnen ist es wirklich ein Vergnügen zu arbeiten, gnädiges Fräulein. Sie verstehen so gut einem gleich alles klar zu machen.

Wenn ich an die Lehrerin bei uns in der Gemeindeschule denke —! Ich verspreche Ihnen, ich werde auch riesig fleißig sein ... Nicht wahr — wenn Sie Herrn Benhay sehen, sagen Sie ihm, daß ich mir die größte Mühe gebe? Ich bin ihm so dankbar! Er ermöglicht mir ja das alles ..." Ehe Johanna noch etwas erwidern konnte, httte sie sich verabschiedet, Johanna die Hand geküßt, und war hinaus. Unten trat sie ihrem Gesanglehrer höchst sittsam entgegen, zeigte mit begeisterten Gesten hinauf, und erst als sie um die Straßenecke war, stimmte sie mit Lachen in die Scherze ein, die er trieb.

Vier Wochen später kam Benhay zu Hans und Johanna. „Morgen gehen wir ins „Operettentheater!" sagte er. Ich habe eine Loge."

„Ausgerechnet!" rief Hans.

„Unsere Freundin Betty spielt nämlich eine Rolle. Sie hat es beim Regisseur durchgesetzt. Sie läßt euch durch mich dringend bitten hinzukommen: sie hatte nicht den Mut es euch persönlich zu sagen."

Die Drei gingen wirklich hin. Die Rolle eines Kammermädchens war ebenso wenig bedeutend wie Bettys Darstellung. Aber sie verdarb wenigstens nichts; es war immerhin ein freierer Schritt, und sie war schon zufrieden, als ihr der Regisseur sagte: „Na, es ist ja insoweit gegangen. Gib dir nur weiter Mühe!" Walter schenkte ihr zur Erinnerüng einen kleinen Ring.

Als Hans und Johanna eines Morgens beim Frühstück saßen und sich die Spiegeleier mit fleischigem

Speck gerade gut hatten schmecken lassen, fragte Johanna: „Was gibt es sonst neues?"

Hans hatte eben seine Morgenzeitung entfaltet und überflog sie: er hatte ein paar unverständliche Laute vor sich hin gebrummt, die wie ein „Störe mich doch nicht" klingen mochten, als er plötzlich mit der Hand auf den Tisch schlug und rief: „Donnerwetter! Das muß ja gestern doll hergegangen sein!" Johanna schrak zusammen und fragte dann, um was es sich handele? Die Zeitung brachte einen Bericht über die Vollversammlung der Metallarbeitergewerkschaft vom vergangenen Abend, und nach einigem Zögern entschloß sich Hans auf Johannas Bitten ihr den Artikel vorzulesen. Er lautete:

„Der große Saal des roten Hauses am Engelufer war schon vor 9 Uhr abends bis auf den letzten Platz gefüllt. Es handelte sich um die Entscheidung in der Frage, ob der Ausstand in der Ambühlschen Fabrik am Charlottenburger Salzufer, der bisher nur ein geteilter gewesen und angeblich dem Erlöschen nahe war, zu einem allgemeinen und obligatorischen erklärt werden solle? In der Gewerkschaft waren in den letzten Wochen Stimmen laut geworden, die sich entschieden gegen diese Idee aussprachen. Der Streik, hieß es, sei aussichtslos und wenn die Gewerkschaft sich dafür einsetze, werde sie die Folgen der Niederlage zu tragen haben, denn jede verlorene Schlacht sei eine Schädigung der Interessen der ihn begünstigenden Gewerkschaft. Die Verhältnisse in der Ambühlschen Fabrik liegen dadurch ein wenig kompliziert, daß dort ungewöhnlich viele tschechische Arbeiter beschäftigt sind, die ein sehr

tüchtiger Werkführer namens Seuffert aus Böhmen dahingezogen hat. Sie verlangten auf Anstiften Seufferts, der eine große und namentlich sehr laute Rolle in der Berliner Gewerkschaftsbewegung spielt, die Unterstützung der Metallarbeitergewerkschaft, und die deutschen Arbeiter pflegen ja zu extremen Schritten gern bereit zu sein, sobald an ihre internationale Solidarität appeliert wird."

„Das ist eine Bosheit von diesem großkapitalistischen Organ!" fiel Johanna ein.

Hans las weiter.

„Die gestrige Vollversammlung verlief äußerst dramatisch. Schließlich artete sie in eine solenne Keilerei aus.

Den Vorsitz führt der bekannte Herr Langhans. Er gab Seuffert das Wort zur Begründung seines Antrags. Dieser, mit großem Applaus empfangen, führte aus" — „Man merkt," schaltete Hans ein, „wie der Reporter die Sätze während der Verhandlung eilig abschnittweise hingeschrieben —"

„— führte aus: die Ambühlsche Fabrik werde von der Handelsbank gestützt, deren Seele Direktor Richter sei. Ohne dessen Hilfe wäre Ambühl längst zusammengebrochen. Die Arbeiter hätten ein großes Interesse, die immer häufiger werdende Verbindung zwischen Finanzwelt und Industrie zu sprengen, einen Keil in diesen Bund zu treiben, dessen Erstarken für die Durchsetzung der Pläne der Arbeiter auf die Dauer gefährlich sei. Das Großkapital sei seiner Natur nach ängstlich, und wenn es sehe, daß die Arbeiter entschlossen seien ihre Stellung zu wahren, so werde es sich vor-

sehen der Industrie mit gar zu großen Summen beizuspringen, und die Arbeiter könnten mit den einzelnen Unternehmern leichter fertig werden. (Großer Beifall.)

Gegen diese Ansichten erhob sich das Vorstandsmitglied Hornemann, der gleichfalls in der Ambühlschen Fabrik beschäftigt ist. Er sagte: man müsse in erster Linie die Lokalverhältnisse berücksichtigen. Der Kampf bei Ambühl sei aussichtslos. (Teilweiser Beifall und Murren. Zwischenrufe: Der Mann ist ja pleite.) Die Arbeiter hätten keine Veranlassung den Zweig abzusägen, auf dem sie sitzen und in Zukunft noch bequemer sitzen wollten. Sie sollten ihre Interessen fördern — aber einzelne Unternehmungen zu ruinieren sei Wahnsinn, denn damit würde nur die Arbeitslosigkeit erhöht. „Sehr vernünftige Ansichten!" fügte Hans ein und las dann weiter:

„Jetzt wurde zunächst von der Seuffertpartei ein Antrag gestellt die Presse von der Teilnahme an der ferneren Beratung auszuschließen, aber abgelehnt, als der Vorsitzende sich energisch dagegen aussprach. Einer von Seufferts Genossen, ein Tscheche betrat die Tribüne und sagte in seinem harten Dialekt, Hornemanns Ausführungen seien höchst verdächtig. In Arbeiterkreisen munkle man schon lange, daß etwas nicht richtig sei, und er wolle wissen, ob es wahr sei, daß Hornemann von Ambühl mehr beziehe als den üblichen Wochenlohn? Aus der Versammlung ertönte laut: „Hört, hört!" und dagegen wieder „Frechheit"! Die zwei Lager standen offenkundig gegen einander. Hornemann sprang mit rotem Kopf auf und rief: „Was soll das

heißen? Ich verlange eine deutliche Erklärung! Soll das eine Beschuldigung sein?"

Der Tscheche entgegnete mit lauerndem Blick: „Wase heißt das, Sie werrden wissen schon. Ist wahrr odder nich, Sie haben untergehandelt privatim mit Ambiel?"

Hornemann springt auf. „Kollegen —" ruft er. „Antworten! antworten!" schreit die Menge im Saale, dazwischen hört man Rufe: „Reden lassen!"

Hornemann: „Ich habe nur im Interesse der Arbeiter gehandelt."

Da erfolgt eine stürmische Explosion! Hunderte schreien „Schuft!" Die Tschechen brüllen wie besessen: „Er hat es selbst zugegeben!" Andere toben wieder: „Er soll ausreden!" Wieder andere gröhlen: „Verräter!" Der Vorsitzende schwingt die Glocke; es hilft alles nichts, der Tumult wächst.

Hornemann steht hinter dem Vorstandstisch zitternd vor Zorn. Er beugt sich weit hinüber, auf Seuffert zu, der hohnlachend am anderen Ende steht. „Wenn ihr mir zwingt, alles zu sagen, so sollen euch die Augen übergehen!" ruft er. „Wie kannst du solche Gemeinheiten zulassen, Seuffert? Du weißt sehr gut, wer hier der Doppelzüngige ist!"

Seuffert schlägt sich an die Brust und brüllt wie ein Stier: „Meinst du mich?"

„Natürlich mein' ich dir!" ruft Hornemann und zeigt mit der Hand auf ihn.

Seuffert greift nach dem Bierglase vor ihm, wie um es dem Gegner an den Kopf zu werfen, aber der

neben ihm Sitzende fällt ihm in den Arm. „Beweise!" ruft Seuffert. „Beweise!"

Und aus der grollenden, erregten, schreienden Masse im Saale schwingt sich immer lauter die Forderung los: „Beweisen!"

Hornemann lacht gezwungen laut auf. „Na — wer war denn vergangenen Mittwoch beim alten Ambühl im Privatkontor? Wer hat ihm denn versprochen, wenn er tausend Mark bekäme und eine Stellung als Inspektor, den Streik binnen acht Tagen ganz eingehen zu lassen?"

Im Saal entsteht für einen Augenblick Totenstille. Seuffert reckte sich förmlich auf den Zehen hoch; seine Augen werden stier, er ruft, aber es klingt stotternd: „Werr das war? Du vielleicht! Ich nicht!"

Hornemann wendet sich rasch zu dem auf der Estrade am Vorstandstisch neben ihm Sitzenden: „Na denn, Zaschke — bitte! los!"

Der Angeredete springt auf, wie von der Tarantel gestochen und ruft in den Saal: „Kollegen!" In der Masse ist es mit einem Male so still, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören. Ein Kellner, der Bier bringt und ein wenig Lärm macht, wird zum Saal hinausgezischt.

Zaschke beginnt ruhig: „Also das war so am Mittwoch abend. Hornemann kam zu mir und bat mir, ob ich nich mit ihm zusammen ins Kontor zu Ambühl gehen wollte: der Chef möchte zwei von den Vertrauensmännern sprechen."

Hornemann, der in fiebernder Erregung dastand, fiel ihm ins Wort „Genosse Zaschke! Nur eine Se-

kunde! Der Chef hatte mir das Vormittags sagen lassen. Es handle sich um neue Vorschläge zur Einigung. Ich bat gerade Zaschken, weil er doch viel radikaler is als ich, und in der Partei ebenso angesehen wie in der Gewerkschaft —"

Der Vorsitzende fällt ein: „Hornemann: Zaschke hat aber das Wort —"

Hornemann: „Ja, natürlich. Ich bin schon still —"

Zaschke hat wohl den Faden verloren: „Nu ja," sagt er, „es ist alles richtig —"

„Was ise richtig?" brüllt Seuffert.

„Na, ich habe doch mit Hornemann nebenan im dunklen Zimmer gesessen und alles mit angehört —" Mit einem Male faßt ihn eine rasende Wut und er tobt wie besessen: „Du Schwindler! Du gemeiner tschechischer Lump du!"

Nun bricht der Tumult mit elementarer Gewalt los. Die Arbeiter im Saale springen von ihren Sitzen auf. Tische werden umgestoßen, Bierströme fließen zu Boden, Gläser klirren. Alles drängt gegen die Estrade. Zaschke tritt bis an den äußersten Rand und schreit in die Menge: „Kollegen! Ich brauche mir vor euch nich zu rechtfertigen. Seit 20 Jahren steh' ich in der Bewegung, so lange kennt mir jeder Berliner Metallarbeeter. Aber so ein Schuft, wie der da is mir mein Lebtag noch nich vorgekommen, so viel ich auch mitgemacht habe."

Der Vorsitzende läutet mit aller Kraft, immer stärker erschallt der Ruf: „Zaschke reden!" Endlich

wird es ein klein bißchen ruhiger und der Redner kann fortfahren —

„Der Seuffert ist doch immer ein schlechter Mensch gewesen," fiel Johanna ihm voll innerer Erregung ins Wort. Hans warf ärgerlich das Zeitungsblatt auf den Tisch. „Soll ich lesen oder soll ich nicht?" rief er. „Hörst du oder sprichst du?"

„Ja natürlich. Lies' nur weiter. Ach, wie mir Hornemann leid tut —"

„Also bitte, lies du vor —" Er reichte ihr mit heftiger Bewegung das Blatt hinüber. Sie versprach Stillschweigen und er las weiter:

„Ambühl habe nachmittags Hornemann und einen Kollegen für den Abend zu einer Besprechung in sein Büro bitten lassen. Hornemann habe ihn, Zaschke, um seine Begleitung ersucht —

„Weil er der am weitesten Gehende ist," fällt Hornemann ein. „Ein Ehrenmann!" erschallen Rufe aus der Versammlung, denen Gelächter entgegentönt.

„Zaschke fährt fort: Im Contorgebäude habe sie der Buchhalter Griekow empfangen. („Na der!" ruft eine Stimme — „Ruhe" schreit man dagegen). Er habe sie in ein dunkles Zimmer geführt. Nur ein ganz leiser, dünner Lichtschein sei von der oberen Hälfte der Tür her in den Raum gefallen. Ein Viereck der Füllung sei da herausgenommen und das Loch durch eine schwarze Gaze verhängt gewesen. Griekow hätte sie gebeten zu warten und sich ganz ruhig zu verhalten, da Ambühl nebenan noch eine kurze Konferenz habe. Bald darauf sei nebenan jemand eingetreten und sie

hätten genau die Stimmen Ambühls und Seufferts erkannt. Seufferts Aussprache sei nicht zu verkennen. Und da habe sich alles so abgespielt, wie Hornemann eben gesagt habe.

„Kollegen!“ ruft der alte Arbeiter, „mir is in den vierzig Jahren, die ich in der Bewegung stehe, ja manches Bubenstück vorgekommen, aber das war doch das Dollste, was ich je erlebt habe. Dem Ambühl hab' ich nischt übel genommen — der hat ja recht, wenn er solche Gesellen unter uns findet. Aber in mir drehte sich alles 'rum. Und der Mensch da hat immer von Einigkeit und Klassenkampf gesprochen! Es is wahr, ich habe Hornemann mit Zähneknirschen zugeflüstert: „Der tschechische Hund!“ Aber ich habe mir dann gesagt: Auch unter den Tschechen gibt's viele brave Kerls! Der da ist eben bloß ein abgefeimter ... Halunke.“

„Das steht in der Vossen?“ fragte Johanna. „Die druckt so ein Wort?“

„Es soll eigentlich was anderes heißen. Es ist mit Punkten angedeutet! Aber hör' nur! — — Jetzt ist kein Halten mehr. Wie wahnsinnig tobt alles durcheinander. Glühende Gesichter im ganzen Saal, ein Brüllen, daß einem das Trommelfell zu springen droht. Kreidebleich, wie eine Espe zitternd, krächzt Seuffert: „Spione das! Schennes Gesindel! Das nennt sich Kollegen!“ Er greift wie vorhin nach dem Bierseidel auf dem Tisch vor ihm, um es Zaschke an den Kopf zu werfen: der neben ihm Sitzende entwindet es ihm rasch. Von unten hageln die Schimpfworte hinauf: „Schweinhund ... Bandit ... Strolch! ...“ Alles ist

aufgesprungen. Eine Anzahl Arbeiter drängt sich von verschiedenen Punkten des Saales her mit Ellenbogenstößen durch die schreienden, gestikulierenden Massen — es sind die Landsleute Seufferts, die ihn beschützen wollen. Seuffert schreit immer aufs neue seinen beiden Gegnern zu „Spionn! Spionn!" hüpft dabei hoch und gestikuliert heftig. Der alte Zaschke, außer sich vor Empörung, tritt an ihn heran, sagt laut: „Halt's Maul, Bestie! Pfui Teufel!" und speit ihm vor den Augen aller seiner Kameraden ins Gesicht. Seuffert scheint darauf gar nicht zu achten; er stößt Zaschke zurück, springt behend wie ein Affe bis ans andere Ende des Vorstandstisches und schreit tanzend und wie ein Besessener die Arme von sich werfend mit heiserer, sich überschlagender Fistelstimme: „Schenner Ehrenmann sich das, Herr Hornemann! Hat sich junges Ambil immer Rendetzfus gegeben bei ihm mit seine —"

„Um Gottes willen —" schrie Johanna und sank totenbleich zurück. Hans neigte sich über sie, reichte ihr Wasser, sprach ihr gut zu und versuchte sie zu beruhigen. Es währte fast zehn Minuten, bis sie ihre Fassung wieder erlangt hatte. Ihr Herz schlug immer noch sehr heftig. Sie war bleich, hielt die Augen geschlossen und flüsterte: „Bitte, lies weiter. Wir müssen ja doch alles wissen."

In dem Blick, den Hans ihr zuwarf, lag etwas wie der harte Ausdruck des Zornes. Dann fuhr er fort:

„— mit seine Maitresse. Herr Seuffert spricht es deutsch aus, fügt der Reporter hinzu. — Nun wurde das Geheul noch toller. „Ludewich! Ludewich!" schrieen die Berliner unter Seufferts Freunden. Hor-

nemann, zinnoberglühend, seiner nicht mehr mächtig, stürzt auf Seuffert zu und schlägt ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Eine fürchterliche Katzbalgerei entsteht. Die Tschechen haben sich bis zur Estrade Bahn gebrochen, sie klettern einer den anderen stützend empor, Hornemanns Anhänger nicht faul, folgen ihnen; man prügelt sich im Saal und auf der Estrade. „Hau' ihm tüchtig, Fritze!“ hört man rufen, jemand schreit: „Holt die Polizei!“ Da springt Langhans auf den Vorstandstisch hinauf und donnert mit Stentorstimme ins Gewühl: „Keine Polizei! Wir sind selbst hier Polizei. Was wir machen, machen wir unter uns ab!“

Überall sieht man glühende Gesichter, geschwollene Stirnadern, erhobene Fäuste, hört man gellende Schreie. In dem Augenblick durchdringt den Hexensabbath ein schneidender, verzweifelnder Ton: „Ich bin gestochen!“ Hornemann hat den Ruf ausgestoßen. Er scheint von der Estrade in die Höhe zu springen, plötzlich stürzt er kopfüber in den Saal hinab, wo die Genossen den blutenden Mann auffangen ...

„Mein Gott!“ stöhnte Johanna und war einer neuen Ohnmacht nahe.

Hans legte die Zeitung ärgerlich weg. „Der Reporter übertreibt ja offenbar,“ sagte er. „Für fünf Pfennige die Zeile —“

„Hans!“ rief Johanna vorwurfsvoll — „unsere Vossen!“ Sie hatte nach dem Zeitungsblatt gegriffen. „Da steht noch etwas,“ sagte sie hastig, und las: „Meister Hornemann wurde mittels Krankenwagen in seine Wohnung in der Gotzkowskystraße gebracht, da er den Transport ins Krankenhaus ablehnte.

Im Laufe der Nacht trat, wie wir hören, Fieber ein. Sein Zustand ist nicht bedenkenfrei —"

Johanna sprang auf, ging hinaus, zog den Mantel an und setzte den Hut auf.

„Nanu — wohin geht denn die Reise?" fragte Hans erstaunt.

„Zu Hornemanns natürlich. Hans, das ist doch selbstverständlich. Er hat ja nur die alte Frau zu Hause. Ich muß doch für seine Pflege sorgen —"

„Na, ich denke, das wird wohl bis Nachmittag Zeit haben. Laß uns 'mal erst ruhig überlegen —"

„Hans — meinetwegen haben sie ihn beschimpft — Hans — unseretwegen —"

„Unsinn — das sind Parteisachen —"

„Wir sind auch Partei, Hans. Ich denke, wir gehören zu der Partei der Anständigen."

Und ehe er etwas erwidern konnte, war sie zur Wohnung hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Johanna war nicht wenig erstaunt, als sie von Frieda Richter ein Briefchen mit dem sehr höflichen Ersuchen erhielt, an einem bestimmten Tage im „Berliner Damenklub" eine Tasse Tee mit ihr zu trinken.

„Ich habe noch ein paar Damen gebeten meine werten Gäste zu sein," schrieb sie. „Einige davon sind Ihnen aus früherem gemeinsamem Wirken im Interesse der Menschenliebe schon bekannt. Ich bin überzeugt, Sie werden diesen meinen Appell an die vornehmste Pflicht aller Gebildeten nicht ungehört vorübergehen lassen: wir rechnen auf Ihre Unterstützung, deren Geschicklichkeit und Wert wir zu würdigen wissen. Bitte, kommen Sie!"

Johanna hatte die größte Lust unter irgend einem Vorwand abzulehnen. „Es ist trotz aller schönen Worte nur darauf abgesehen mich zu demütigen," sagte sie ahnungsvoll.

Hans aber empfahl ihr hinzugehen. „Du bist immer mißtrauisch!" warf er ihr vor. „Frieda ist ein

ganz harmloses, nettes Mädel. Wenn man Beziehungen hat, muß man sie auch pflegen."

Johanna ließ sich also bestimmen hinzugehen. Frieda hatte ihre Freundinnen im Klub schon ein wenig früher versammelt. „Wissen Sie denn auch, wer das ist, die ich Ihnen vorführen werde?" fragte sie, und als alle sie fragend anschauten, fuhr sie fort: „Die Geliebte meines Zukünftigen."

Verschiedene der Damen lächelten mokant, eine, mit etwas strengerem Gesicht, einen Zwicker auf der Nase, sagte mit halb verschämtem Vorwurf: „Aber nein — Frieda!"

„Ich bitte Sie — ist das nicht pikant? Sie sehen, wie wenig mich das geniert!"

Johanna wurde gemeldet. Im Hereinschreiten warf sie einen kurzen Blick durch die elegant ausgestatteten Räume. Sie ging an einem Tisch vorüber, an dem vier Damen Bridge spielten. An einer langen Tafel durchblätterte eine Dame mit ziemlich gelangweilter Miene Sportzeitungen. Weiterhin hörte sie flüchtig im Vorübergehen, wie zwei Damen sich über die beste Bezugsquelle für Seidenstrümpfe unterhielten.

Vier langgestielte Lorgnons richteten sich herausfordernd auf die hereintretende Johanna, der nicht eben fröhlich zu Mut war. Eine der Damen flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Elegant ist die Toilette nicht!" Sie selbst trug einen Hut mit einem Strauß langer Reiherfedern, der Hunderte gekostet haben mochte. Die Nachbarin erwiderte mit boshaftem Seitenblick flüsternd: „Ich glaube sie ist —," das Wort verlor sich im Ohr der anderen.

Johanna wurde Tee gereicht. „Nehmen Sie nicht auch ein paar Crackers?" fragte eine der Damen und reichte ihr den Gebäckteller. Das häßlich klingende englische Wort, noch dazu berlinisch scharf ausgesprochen, tat ihr weh. Frieda nahm die Rede auf und unterrichtete sie über den Gegenstand, dem die Besprechung galt. Johanna hielt bei sich das Ganze nur für einen Vorwand um sie selbst zu servieren und den Damen einen neuen Klatschstoff zu geben. Es handelte sich um eine Stiftung zur Verteilung von Weihnachtspuppen an kranke Arbeiterkinder. Johanna sollte wieder Recherchen nach der Würdigkeit der Eltern anstellen. Sie unterdrückte nur mühsam ihre Abneigung gegen eine solche Zumutung, die ihr wenig wertvoll im Vergleich zu den Zielen erschien, die sie jetzt selbst beschäftigten. Die Damen suchten sie von der dringenden Wichtigkeit des Planes zu überzeugen. Johanna kam das unendlich läppisch vor, und sie hielt zuletzt nicht mehr an sich und meinte ganz offen, sie bekenne sich mit den Jahren immer mehr zu der Ansicht der Louise Michel, die ganze Philantropie sei — bestenfalls eine liebenswürdige Selbsttäuschung. Man solle den Arbeitern die höchstmöglichen Löhne zahlen und durch gute Schulen, Zeitungen, allenfalls durch die Gründung guter Freibibliotheken sie in die Lage setzen, mit Erfolg ihre Bedürfnisse nach Wissen und eignem Gutbefinden zu befriedigen: das sei das Wirksamste, was man für sie tun könne; denn sie wüßten besser als ihre Freunde, wo sie der Schuh drücke.

Die Damen rümpften die Nasen und fanden diese Ansichten doch ein wenig zu radikal. Als Johanna ihren

Kreis verlassen hatte, meinte die eine, die schon früher mit ihr gearbeitet hatte, spitz: „Wie doch bessere Verhältnisse die Menschen gleich herausfordernder machen!"

„Ja, der Einfluß meines Zukünftigen scheint nicht gerade sehr erziehlich zu wirken," erwiderte Frieda.

Johanna kam recht ärgerlich heim und erzählte Hans, das Ganze sei offensichtlich nur veranstaltet worden um sie ihre untergeordnete Stellung fühlen zu lassen. „Ich habe den aufgeputzten Gänsen aber ordentlich die Wahrheit gegeigt!" sagte sie.

„Du solltest über die Damen nicht solche Ausdrücke gebrauchen!" antwortete Hans ärgerlich. „Sie meinen es jedenfalls gut. Du bist nervös und witterst dich überall zurückgesetzt. Das ist sonst eine Eigenschaft vieler Leute, die von unten heraufgekommen sind — das hätte ich von dir nicht erwartet. Man stößt nicht Personen vor den Kopf, die einem 'mal später vielleicht nützlich sein können."

Johanna kamen die Tränen in die Augen. „Hans," sagte sie wehmütig, „du scheinst seit einiger Zeit förmlich Gelegenheit zu suchen unfreundlich gegen mich zu sein. Wenn du meiner überdrüssig bist, so sage es mir doch offen — das ist ja besser als dieses Herumschleppen. Ich habe doch schon mit dir darüber gesprochen."

Hans wurde nicht eben unhöflich, er wandte sich nur unwirsch ab und warf etwas von „übertriebener Empfindlichkeit" und "frauenhafter Hysterie" hin. Aber er entfernte sich jetzt abends öfters vom Hause und ließ Johanna allein. Er kam ziemlich spät zurück

und duftete dann, was Johanna nie früher an ihm bemerkt hatte, nach Alkohol. Johanna, die die Mäßigkeit unendlich schätzte, mußte erst ihren Widerwillen überwinden, bevor sie ihm den Gutenachtkuß gab. „Hans," sagte sie leise und mit ängstlichem Bemühen ihrem Ton jede Schärfe des Vorwurfs fern zu halten: „Hans — ihr habt wohl gekneipt?"

„Herrgott — nun gönnst du einem auch nicht einmal mehr den Schluck Mosel!" antwortete er ärgerlich.

Dennoch war Johanna in diesen Herbstwochen für Hans eine große Stütze. Die Verhandlungen mit seinen Kapitalisten, die mehrmals zu scheitern drohten, versetzten ihn in große Aufregung. „Ich habe genug von der Sache!" rief er einmal über das andere und zerknitterte die Papiere auf seinem Schreibtisch, „ich schmeiß' ihnen den ganzen Krempel hin; sie sollen sich einen anderen Ochsen suchen, dem sie das Fell über die Ohren ziehen können. Mir nicht! mir nicht!" Sie versuchte dann alles, ihn zu beruhigen, ihn zu bewegen die abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. „Selbständig sein ist doch etwas Schönes," sagte sie ihm. „Das lohnt schon das Opfer einiger Selbstüberwindung. Was willst du sonst tun? Willst du vor deinem Vater zu Kreuz kriechen? Um Verzeihung bitten? Welche Stellung nimmst du dann ihm gegenüber ein? Er wird dich die Unterwerfung immer fühlen lassen, dich mehr noch als früher wie ein Kind behandeln... Ich will dich beim Himmel nicht gegen deinen Vater aufhetzen. Aber wir haben die Sache nun einmal angefangen: da müssen wir sie auch durchführen... Du

kannst dich nicht ewig gängeln lassen... Wenn du die Sache zustande bringst, stehst du groß da; und wenn du Erfolg hast und die Leute sehen, daß du tüchtig bist, kannst du ja später noch immer bessere Bedingungen herausschlagen; denn sie werden Angst haben dich zu verlieren."

Wenn sie so zu ihm sprach, küßte er ihr dankbar die Hand und nahm die abgebrochenen Verhandlungen mit den Geldleuten wieder auf. Dann waren sie wieder für 24 Stunden die besten Freunde. Am nächsten Tage kamen neue Reibungen. Sie kleidete sich zum Ausgehen an.

„Wohin?" fragte er.

„Zu Hornemann!" antwortete sie. „Ich war gestern den ganzen Tag nicht da. Ich muß doch sehen, ob es ihm besser geht, und ob Marthchen alles hat."

„Du liegst aber fast den ganzen Tag bei den Leuten."

„Kranke muß man pflegen. Die Alte wird schon recht marode und kann nicht alles besorgen. Manchmal ist dies und das zu holen —"

„Was? Du gehst auch noch Gänge? Soll er ins Krankenhaus!"

„Er will aber nicht."

„Na — dann wollen wir ihm eine Schwester schicken. Aber wir müssen ein bißchen die Distanz wahren."

„Hans, vergiß nicht, wie gut die Leute zu uns gewesen sind; man hat Gegenpflichten. Und dann sieh' 'mal, wenn du deine Fabrik aufmachst — es wäre ein großer Gewinn, wenn du ihn zu dir hinüberbekämst —"

„Das ja! Hat er denn gesagt, daß er will?"

„N—ein. Ich hab' ihm 'mal so etwas angedeutet. Er meinte, er könne den Mann nicht verlassen, bei dem er solange in Arbeit stehe. Aber es ist ja noch nicht aller Tage Abend, Hans — und dann —"

Na, dann geh' meinetwegen; aber sei bald zurück!"

Johanna war im Grunde froh für ein paar Stunden von Hause fort zu kommen. Hornemann litt ziemlich große Schmerzen. Mit tränenden, dankerfüllten Augen sah er zu ihr empor und küßte ihr leise die Fingerspitzen, wenn sie mit weicher, leichter Hand ihm den Verband wechselte, ihm das Kopfkissen höher bettete. „Ich bin Ihnen ja s o dankbar!" flüsterte er. Auch die Mutter, die früher nie Johannas besondere Freundin gewesen, floß von Dank über. „Det können wir Ihnen nie vergelten, Freil'n," sagte sie, „wat Sie an uns zu duhn. Sei'n Sie nur wenigstens recht vorsichtig — recht behutsam. Sie wissen: die ersten Monate sind die gefährlichsten."

Johanna verstand zuerst nicht recht, was die Alte meinte. Plötzlich durchzuckte es sie: wie ein weitmaschiger Flor schwebte es ihr vor den Augen — sie schwankte und mußte sich auf einen Holzstuhl niedersetzen. — —

Hans war seit einigen Tagen wieder in lebensfrohere Stimmung gekommen. Johanna, die noch nicht den Mut gefunden mit ihm über das zu sprechen worüber sie vor sich selbst noch keine Gewißheit gefunden, freute sich an seinem helleren, klareren Wesen. Er umarmte sie, wie in den ersten Zeiten ihrer Be-

kanntschaft, tanzte einen Walzer trällernd mit ihr in den Zimmern umher und rief lustig aus: „Es wird, Hannchen, es wird noch! Wir kriegen unsere Fabrik!"

Seinem Vater hatte er die Hypothek rechtzeitig gekündigt und der Termin der Auszahlung stand nahe bevor. Die Sache machte ihm keinen Kummer mehr, denn er hatte gehört, daß der Vater nicht in Verlegenheit kommen würde: Richter hatte sich entschlossen ihm das Geld zu geben. Richter hatte bereits eine Hypothek privatim auf dem Fabrikgrundstück. Jetzt sollte das Ganze zusammengeschrieben und für die Bank an erster Stelle eingetragen werden: der Inhaber der zwischenstehenden Hypothek hatte seine Zustimmung gegeben, nachdem Richter ihn durch Zubilligung von Vorzugsbezugsrechten für junge Aktien entschädigt hatte, die seine Bank demnächst ausgeben wollte. Die ganze Transaktion machte Richters Geschäftsklugheit alle Ehre, denn tatsächlich gewannen bei ihr alle Beteiligten, mit Ausnahme vielleicht der Aktionäre, deren Neubezugsrechte ein klein wenig geschmälert wurden. Dafür aber erhielt die Bank volle Sicherheit für ihr ganzes auf das Fabrikgrundstück ausgeliehenes Kapital. Hans brauchte also für seinen Vater keinerlei Besorgnisse mehr zu hegen. Beide Fabriken würden künftighin neben einander bestehen. Beim Notar war schon der Tag für die schriftliche Festsetzung der Abmachungen anberaumt. Walter Benhay trat mit in Hansens Konjunktur ein: er stellte dem neuen Konsortium, in das er eintrat, eine Summe zur Verfügung. Sie war nicht sehr groß, aber die Geldleute waren erfreut den Namen Benhay auf der Liste zu sehen, denn

sie dachten: „Haben wir erst den Sohn mit einer Kleinigkeit, so bekommen wohl auch den Vater später mit einer Erheblichkeit." Aus diesen Erwägungen bewilligten sie Hans einen Teil der geforderten Zugeständnisse, und Hans verzichtete dann auf den Rest.

Benhay war bei Hans und Johanna zum Speisen eingeladen. Hans hatte ihn abgeholt und betrat mit ihm die Wohnung.

„Na, Kind, du kannst mir gratulieren!" rief er beim Eintritt Johanna zu und rieb sich die Hände. „Die Sache ist gemacht. Hier steht unser Erlöser."

Johanna reichte Walter die Hand. „Das ist nett von Ihnen, Walter, daß Sie Hans helfen. Sie sind ein wirklicher Freund."

Walter lachte. „Egoismus!" sagte er abwehrend, „reiner Egoismus! Eine Beschäftigung muß der Mensch doch haben, und Geld verdienen wollen wir alle. Da es mit der Volksuniversität doch Essig is —"

„Ach was?" fragte Johanna. „Ist das aus?"

„Radikal. Am ersten Januar mach' ich die Bude zu. Mein Geld würde ich ja schließlich zusetzen. Aber meine Gesundheit? Nee, kann keen Aas mir zumuten." Er spielte gern den Zyniker, um seine Erregung zu bemänteln. „Wissen Sie, mit den Arbeitern wär's schließlich noch gegangen. Hat man erst 'mal ihr Zögern überwunden, so sind sie noch nicht die Schlimmsten. Aber die sogenannten Stützen der Wissenschaft, meine geliebten Privatdozenten, auf die ich so viele Hoffnungen setzte — Idealisten? Schweine sind das, sage ich Ihnen" — er schrie es hinaus — „Schwei—ne!

Diese ewigen Intriguen! Immer einer des anderen Teufel!" Er lachte. „Mein alter Herr hat wirklich ganz recht. „Was hast du das nötig, Walterleben?" sagt er seit Monaten zu mir. „Mache Forschungsreisen, gib Bücher heraus — aber das Gründen überlaß mir! Du magst ja mehr koptisch können als ich, aber glaub' mir, d a s versteh' ich besser. Auch von den alten Manichäern magst du manches wissen, aber mit den heutigen umgehen, ist mein Geschäft!"

Unter großer Heiterkeit setzten sie sich zu Tisch. Während Johanna die Suppe in die Teller füllte, sagte sie: „Ja, ja! Jetzt ist es an Hans zu zeigen, daß wir Jüngeren auch etwas leisten!"

„Das wollen wir!" erwiderte Hans mit warmem Ton. „Das werden wir auch!... Du machst ja ein so skeptisches Gesicht, Walter?"

Walter legte den Löffel beiseite. Er hatte die unteren Augenlider emporgezogen. „Ehrlich gesprochen, mein Boy — ich wünsche dir allen Erfolg, aber — glauben tu' ich nicht recht dran."

Johanna teilte eben das Fleisch. „Na, Walter," sagte sie, „machen Sie nur nicht flau! Sie nehmen Hans alle Freude am Schaffen!"

Walter sagte sehr ernst: „Liebe Kinder — nichts ist schlimmer als leere Illusionen. Seien wir ehrlich gegen einander. Wir sind alle mit zu weichem Gewissen auf die Welt gekommen. Vielleicht hat man uns in der Jugend nicht genug geistigen Kalk gegeben. Unsere Väter haben sich zu wenig um uns bekümmert: die mußten Geld verdienen, immer mehr Geld verdienen, und unsere Erzieher haben

uns von früh bis abends gepredigt: anständig muß der Mensch sein, vor allem anderen anständig. So hat unsere Psyche Knorpel bekommen statt Knochen. Gallertmenschen sind wir geworden ... Liebe Kinder, habt ihr auf der diesjährigen Kunstausstellung die Gruppe von dem Belgier Vanderstappen gesehen: die Stadtgründer? Das waren Kerls von Eisen. Ich rede nicht vom Biceps — ich rede von der Stirn. So was gibt's auch heute noch — genug! — bloß wir beide sind's nicht. Es gibt auch eine Entartung nach der Anstandsseite hin. An dir hätte Nietzsche wirklich keine rechte Freude gehabt. Ach, das ist ja überhaupt alles Literatur, Teetischphilosophie. Das Leben ist ganz anders. Wir sind alle zu differenziert. Wir sollten daran denken Geld zu verdienen, und Geld, und noch einmal Geld — — und gut wohnen und essen und trinken — und den Rest. Aber wir möchten mehr — und an diesem mehr gehen wir zugrunde."

„Was ist also der langen Rede kurzer Sinn?"

Benhay legte die Hand um die Schulter des Freundes. „Armer Kerl!" sagte er wehmütig. „Ich stell' dir Geld zur Verfügung. Was ist mir Geld? Dreck. Ich wünsch' dir alles Glück der Welt. Vielleicht hast du's auch! Aber wenn du meinen Rat willst —" er schlug sich mit der flachen Linken gegen das Herz — „versöhn' dich mit deinem Vater!"

Er trank sein Glas aus. Lange Zeit wurde kein Wort gesprochen. Hans blickte, die Lippen zusammengekniffen, auf seinen Teller.

Erst beim Nachtisch ward das Gespräch wieder

lebendig. Man bemühte sich es von der peinlichen Wendung abzulenken, die es vorher genommen hatte.

„Was sagen Sie denn zu unserem kleinen Protegé, Walter?“ wandte sich Johanna mit leise spöttischer Miene an Walter. „Ich finde, das Ding entwickelt sich.“

„Ach, Sie meinen Betty?“

„Ja. Was die zusammenliest, ist unheimlich. Alle möglichen Bücher leiht sie sich von Hans aus: Kunstgeschichten, Romane — heut liest sie Haeckel, morgen die Ilias und übermorgen Maupassant.“

„Das sind freilich alles gute Sachen —“

„Und Urteile erlaubt sie sich — es ist manchmal zum Kugeln —“

„Ja, auf den Mund ist sie nicht gefallen —“

„Unter den Männern scheint sie fast Verheerungen anzurichten. Aus ihren Reden entnehme ich, daß sich neulich der Direktor und der Regisseur um sie beinahe geprügelt hätten —“

„Sie spielt nächstens wieder eine neue Rolle, erzählt sie,“ fiel Hans ein. „Na, an Keckheit fehlt es ihr nicht — Ich finde sie furchtbar putzig —“

„Das scheint uns manchmal so!“ erwiderte Walter launig. „Und von unserem fertigen Bildungsstandpunkt aus. Aber laßt es gut sein: Das Mädel versteht sich vorwärts zu bringen. Und das ist schließlich die Hauptsache. Sie hat 'ne ganz nette Stimme, und ihr Lehrer sagt mir, daß sie gute Fortschritte macht. Sie schneidert sich ihre Kleider und schmückt sich ihre Hüte selbst und sieht immer sauber und adrett aus. Sie freut sich über jede Kleinigkeit. Kürzlich hab' ich

ihr zu ihrem ersten Auftreten eine Brosche geschenkt, und da war sie ganz glücklich. Im nächsten Sommer möchte sie gern für ein paar Monate in eine Pension in die Schweiz gehen, um sich den feineren Schliff anzueignen. Na, wenn die Papiere gut stehen, — werd' ich es ihr vielleicht bewilligen."

„Ein paar Monate werden ihr auch nicht viel helfen."

„Sie ist intelligent und begreift leicht —"

„Du bist ja ganz eingenommen für das Mädchen —"

„Von eingenommen sein ist keine Rede. Aber ich freue mich über jeden Menschen, der vorwärts drängt und vorwärts kommt. Die Methode — lieber Junge, die muß sich jeder selbst nach seinen Mitteln schaffen. Es werden nun einmal nicht alle im Purpur geboren. Darin bin ich sehr tolerant. Jedenfalls ist die Betty ordentlich. Ich war 'mal unlängst bei ihr oben in ihrer kleinen Wohnung. Es sah sehr reinlich und sauber aus. Und sie hält sich das ganz allein in Ordnung. Ich kann nicht leugnen: ich finde das anerkennenswert."

Hans und Johanna blieben ein wenig bedenklich. Hans lächelte und sagte: „Wenn du dich nur nicht täuschest!" — — —

Der Tag der Regelung der Hypothekenangelegenheit war herangekommen und Ambühl und Richter waren die ersten, die die Amtsstube des Notars betraten. Da der Justizrat noch vorher eine etwas umständliche Angelegenheit mit Fremden zu ordnen hatte,

wurden die beiden Herren ersucht ein wenig im Wartezimmer Platz zu nehmen.

Ambühls Miene war verdüstert, als er sich im Sessel niederließ. „Ich hätte auch nie gedacht," sagte er, „daß ich in dieser Sache noch einmal hierher müssen würde."

Richter suchte ihn zu beruhigen. „Kinder machen Sorgen, das ist nicht anders. Aber verlassen Sie sich drauf: nach allem, was ich aus sicherer Quelle höre, wird er das Weibsbild bald satt haben. Und die Konkurrenz macht Ihnen doch wohl weniger Beschwer als die Heirat."

Ambühl seufzte. „Wenn ich nur glaubte, daß er mit der Fabrik durchkommt, würde ich mich über die Konkurrenz sogar freuen. Aber ich bin sicher, er scheitert: er wird nicht nur im Hause unglücklich sondern auch sein Geld verlieren. Er ist ein tüchtiger Techniker, aber für das Kaufmännische fehlt ihm die Erfahrung!"

„Da werden ihm ja seine Leute nicht so ganz freie Hand geben. Witz muß sich nun jeder erst kaufen. Anfangen müssen haben wir alle einmal."

Sie sprachen dann von Richters altem Lieblingsplan: Das Fabrikgrundstück am Salzufer zu parzellieren und die Teile für Bauzwecke zu verkaufen, um aus dem Gewinn die Fabrik in einer billigeren Grundgegend neu aufzubauen, am halbfertigen Teltowkanal, der die Hauptstadt weit draußen in ungeheurem Halbkreise gegen Süden umzog. Dem neuen Unternehmen sollte ein tüchtiger Direktor vorgesetzt werden: Ambühl

sollte die Repräsentation und ein wichtiger Posten im Aufsichtsrat, die Kontrolle der finanziellen Operationen gewahrt bleiben.

Ambühl seufzte. „Es ist ein furchtbarer Gedanke seine absolute Selbständigkeit aufzugeben!"

„Ja, lieber Freund — wir müssen uns alle an den Gedanken gewöhnen, daß wir älter werden und uns nicht mehr um jede Bagatelle kümmern können."

„Ich habe das ja längst eingesehen, daß es im Leben heißt „Ablösung vor!" — aber — aber —" Er dachte daran, wie alles so ganz anders gekommen war, als er es sich ausgemalt hatte, dachte an seinen Sohn, und die Tränen kamen ihm in die Augen.

In diesem Augenblick trat Hans ein. In seiner Begleitung befand sich Johanna. Er hatte sie gebeten mitzukommen. Sie hatte sich anfänglich geweigert, denn Geschäfte, sagte sie, seien ihr schrecklich. Aber er wiederholte seine Bitte. Es war ihm unerwünscht in dieser Situation seinem Vater allein gegenüberzutreten. Es war der endgültige Bruch, es war gleichsam eine erzwungene Wiederholung der Mündigkeitserklärung. Nach der Auszahlung der Hypothek gab es kein Zurück mehr. In einem solchen Augenblick wünschte er die Frau an seiner Seite, für die er, wie er sich wenigstens einredete, dies alles tat.

Sie hatten vorher ein wenig gestritten. Johanna waren Benhays Worte vom jüngsten Beisammensein her als ein Stachel in der Seele zurückgeblieben. Hans versuchte ihn ihr zu entfernen. „Walter ist selbst mit seiner Lieblingsidee gescheitert," sagte er, „nun sieht er alles schwarz und möchte anderen auch das Leben

verekeln. Wenn man sich stets nach der Meinung der anderen richten wollte — wohin käme man?"

Johanna war zag und kleinmütig. Sie begann zu zweifeln, ob sie die richtige Frau für Hans sei? Sie sagte sich, daß ihr die Rücksichtslosigkeit fehle, die Erfahrung, der Ton der Herrscherin. Wenn das, was sie ihm anriet, mißglückte? Sie begann sich Angstvorstellungen vor der Verantwortung zu machen. Ihr kam vor, als sei es unrecht sich zwischen Vater und Sohn zu stellen. Beziehungen zu sprengen, die auf den heiligsten Voraussetzungen beruhten. Bin ich, fragte sie sich selbst, imstande Hans ein Leben lang für alles das zu entschädigen, was er nun für immer aufgeben muß? Der Vater würde ihm diese Handlung nie verzeihen — eine Versöhnung nach der heut bevorstehenden Auseinandersetzung gab es erst wieder am Sterbebette. Wie, wenn ich mich nicht täusche? fragte sie sich — wenn Hans mich wirklich nicht mehr so liebt wie einst? Dann habe ich beide verloren, dann bin ich schuld am Unglück zweier Menschen!

Als er zum drittenmal ihre Begleitung verlangte, war ihr zumute, als wolle er ihr damit ihren Anteil an der moralischen Verantwortung für den endgültigen Bruch mit dem Vater zuweisen. Sie forderte, er solle ihr schwören, daß er sie noch ebenso liebe, wie an dem Tage, da sie sein geworden. Er lehnte das ab. „Das sind Albernheiten," sagte er. „Ich habe dir mein Wort gegeben, daß ich dich heirate. Das werde ich halten. Zweifelst du daran?"

Da sagte sie ihm das letzte, da gestand sie ihm, woran sie selbst noch bis in die jüngsten Tage gezwei-

felt — was sie erst seit diesem Morgen entschieden glaubte und wußte.

„Wahrhaftig?“ rief er, „Donnerwetter!“ Er wurde ganz blaß und biß sich auf die Lippen. Er küßte sie, wenn auch ohne besondere Herzlichkeit. „Na, dann gibt es doch überhaupt kein Zurück mehr!“ sagte er. Darauf ging er für eine Viertelstunde in sein Zimmer. Als er wieder heraustrat, sagter er nur kurz: „Also bitte — mach' dich fertig!“

Sie sollte ihm ein Halt sein, ein Widerstand, um ihn davor zu bewahren noch im letzten Augenblick zu „schnappen“. Aber sie folgte ihm mehr wie ein Opferlamm. Den ganzen Weg sprachen sie kaum ein Wort zusammen. Erst als sie vor der Haustür des Notars standen, faßte sie seine Hand, streichelte sie und sagte sanft: „Verzeihst du mir, Hans? Um unseres Kindes willen? Ich habe dich vielleicht auf einen Weg gedrängt, der nicht der richtige war —“

„Mach' doch hier vor dem Hause keine Geschichten!“ sagte er kurz. „Komm!“

Vater und Sohn sahen sich seit geraumer Zeit zum erstenmal wieder. Sie begrüßten sich ruhig und kühl. Ambühl blickte eine Sekunde lang zu Boden, ein Gedanke schoß plötzlich in ihm auf. Ohne ihn völlig durchzudenken, trat er, während Johanna durch das Fenster hinab auf die Straße blickte, auf seinen Sohn zu.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Hans!“ sprach er halblaut.

„Ja, Papa — es ist wahrhaftig nicht meine Schuld —“

„Ich mache dir auch keine Vorwürfe, mein Sohn! Es ist unvermeidlich, daß das reife Alter und die Jugend verschiedene Wege gehen. Das ist seit Olims Zeiten so gewesen. Ich hoffe, du nimmst es mir auch nicht übel, wenn ich bisweilen ein wenig rauh gegen dich war. Du wirst das verstehen, daß es einem alten Manne schmerzlich ist, wenn ihn die Jugend sans façon zum alten Eisen wirft."

„Papa! Übelnehmen!"

Ambühl machte Miene zurückzutreten, besann sich aber und fügte hinzu: „Eines wollte ich dir noch sagen, Hans. Du bist neu in dem Geschäft: ich bin in kaufmännischen Dingen schließlich routinierter als du, das wirst du selbst zugeben. Wenn du bei deinem künftigen Unternehmen 'mal auf eine unvorgesehene Schwierigkeit stößt und dir ein unparteiischer Rat erwünscht wäre ... Wende dich getrost an deinen Vater! Er bleibt dir noch immer der Nächste. Sei überzeugt, ich werde dir ohne alle anderen Rücksichten nach meinem besten Wissen und Gewissen raten. Du hast keinen aufrichtigeren Freund auf der Welt als mich. Und so lange ich noch zu leben habe, möchte ich dir behilflich sein —"

Früher hätte Hans dies Anerbieten als eine Kränkung aufgefaßt, als den Ausdruck des dauernden Zweifels an seinen Fähigkeiten. Jetzt sagte er bewegt: „Ich danke dir, Papa!" und ergriff seine Hand.

„Aber willst du mich nicht mit deiner Verlobten bekannt machen?" fuhr Ambühl mit gütigem Ton fort.

Hans rief Johanna herbei, die verlegen zögerte.

Ambühl reichte ihr die Hand. „Wir kennen uns ja doch schon, mein Fräulein!" sagte er in freundlichem, versöhnlichem Ton. „Glauben Sie nicht, daß ich irgend welche Erbitterung gegen Sie hege. Wenn einmal welche vorhanden war, so ist sie längst geschwunden. Wie könnte ich Abneigung gegen ein Mädchen hegen, das den festen Vorsatz hat meinen Einzigen glücklich zu machen? Wenn mein Hans entschlossen ist Sie zu heiraten — wenn er glaubt nur mit Ihnen sein Glück finden zu können — von mir aus soll er keinem Hindernis begegnen. Ich heiße Sie willkommen als meine Schwiegertochter."

Johanna war so verwirrt, daß sie, die klar Denkende, in diesem Augenblick keine Antwort fand. Sie beugte sich über die Hand des Greises und küßte sie. Ambühl winkte Richter herbei: „Gestatten Sie, lieber Freund, daß ich Ihnen die Braut meines Sohnes vorstelle." Der kluge Kaufmann begriff sofort die Situation. Er verneigte sich vor Johanna, beglückwünschte das Paar und sagte zu dem Mädchen: „Ich habe schon so viel Gutes über Sie gehört, über Ihre Tüchtigkeit. Meine Tochter, die Sie ja kennen, ist von Ihnen ganz eingenommen."

Hans wandte sich zu Johanna. „Siehst du, so ist mein Vater: anfangs ein bißchen aufbrausend, aber im Grunde der beste Mensch von der Welt. Ist das nicht großartig? Habe ich dir zu viel von ihm erzählt?"

Über Johannas Brust lag es trotz all der freundlichen Worte wie ein Alb. Die Luft im Zimmer dünkte ihr schwül, sie wäre am liebsten zum Fenster gestürzt um es aufzureißen. In Ambühls Blick schien ihr etwas

Lauerndes zu liegen, das sie beunruhigte ... sie ließ die Blicke zwischen ihm und Hans hin und hergehen.

Richter wünschte Hans zu seinem neuen Unternehmen alles Heil. „Je mehr Sie sich auf gewisse Spezialitäten beschränken," sagte er, „je sicherer werden Sie reüssieren."

„Nachher," fiel Ambühl ein, „wenn der Akt vorüber ist, speist ihr doch mit mir? Ich würde euch zu mir nach Haus bitten — aber ihr entschuldigt, wenn ich euch ins Restaurant lade: ihr wißt, ich — bin zurzeit allein. Bei Borchardt ist ein kleines Zimmer reserviert. Wir wollen ein Glas auf das Wohl des neuen Unternehmens trinken. Wir fahren zusammen dahin. Ja?"

Jedes Wort war ein Stich in das Herz Johannas. Sie hätte Hans mögen am Ärmel zupfen, als er antwortete: „Selbstverständlich nehmen wir an. Nicht wahr doch, Johanna?"

Ambühl zwinkerte, auf das Mädchen blickend, mit den Augen. „Na — ihr wär't wohl lieber allein geblieben. Aber ich danke euch, daß ihr einem alten Manne eine angenehme Stunde verschaffen wollt." Er streckte nochmals Johanna die Hand entgegen. In dem Augenblicke als sie, äußerlich bereit, mit unbewußten inneren Widerstreben, die ihre entgegenstrecken wollte, empfand sie in ihrem Körper, aus der Gegend unter dem Herzen her, einen starken Ruck, eine Art Schlag. Es war als ob sich wie auf einem Schiff im Sturm ihr Inneres umkehren wollte. Ein Zucken im Gehirn folgte rasch, die Augen wandten sich hin und her — den Bruchteil einer Sekunde lang fürchtete sie

das Bewußtsein zu verlieren; sie streckte krampfartig die rechte Hand aus, wie um sich an einem Möbel festzuhalten. Aber im Moment hatte sie die Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Was war das nur?" fragte sie sich. Der Ruf der Energie drang in ihr empor, jetzt nicht die kühle Fassung zu verlieren — —

„Ist Ihnen übel, Fräulein?" fragte Richter.

„Nein, nein, ich danke!"

Ihre Mundhöhle erfüllte ein bitterer Geschmack. Der Instinkt des Hasses gegen die beiden listigen alten Männer vor ihr überkam sie. Ohne ihre Empfindung in Worte kleiden zu können fühlte sie, daß alles, was sie zu ihr gesprochen hatten, schwerlich ehrlich gemeint war. Sie konnten das ja nicht wirklich denken! Sie rückte dicht an Hans heran und faßte ihn unter den Arm: sie hätte aufschreien mögen vor Angst, daß die beiden Alten sich zwischen sie drängen und sie trennen wollten.

Ein Gefühl namenloser Leere umfaßte sie. Sie sah sich allein, verlassen, in einem weiten Dunstmeere, in dem keine Farbe, keine Form zu unterscheiden war. Furchtbare Empfindungen von Schwäche übermannten sie. Blutwellen drängten nach ihrem Kopf. Sie wankte. Die unbewußte Überzeugung überwältigte sie, daß alles verloren sei, daß sie in diesem Augenblick für immer von Hans getrennt sei. Sie habe einen Kampf begonnen, den sie nicht durchzuführen vermochte. Sie war verurteilt zu unterliegen. Sie war der Schlauheit dieser beiden Greise nicht gewachsen. Sie wäre es, wenn sie auf Hans hätte sicher bauen können. Aber

das war vorüber. Die Bande, die ihn an seine Familie, seine Jugenderinnerungen knüpften, hatten Oberhand bekommen. Die große Leidenschaft war zu Ende. Das Triumphlied war zu früh erklungen. Sie hatte nicht die Kraft besessen ihn und den Sturm seiner Neigung festzuhalten. Die Worte schossen ihr durch den Sinn, die Benhay jüngst bei ihnen gesprochen.

Es wäre Frevel gewesen Hans bei seinem Wort festzuhalten. Noch schlimmer: eine wahnwitzige Torheit. Sie würde nur für später die Quelle eines Sturms bereiten, der sie hinwegfegen mußte. Ihr graute vor der Ehe mit Hans, vor einem kommenden, Jahrzehnte langen Zusammenleben mit einem Manne, der sie nicht mehr liebte und an den sie nicht mehr glaubte.

Sie konnte nicht an sich halten, sie schluchzte laut auf. Dann schloß sie die Augen. „Setzen!" flüsterte sie. „Einen Stuhl, bitte, Hans!"

Hans schleifte sie zu einem Sessel und flößte ihr Wasser ein, das Richter in ein Glas geschenkt hatte. Sie kam wieder zu sich und die beiden Alten glaubten ihre Handbewegungen zu verstehen — sie zogen sich nach dem entgegengesetzten Ende des Zimmers zurück. Hans beugte sich über sie.

„Hans, tu' es nicht!" flüsterte sie. „Verzichte auf die Auszahlung! Laß die Hypothek stehen! Zieh' die Kündigung zurück! Verzichte auf das Konsortium! Verzichte auf die Fabrik! Auf alles! Vereinige dich wieder mit deinem Vater!"

„Aber Johanna —"

„Laß es sein! Ich bin an allem schuld! Ich habe

mich in euren Kreis hineingedrängt! Verzeih' mir! Verzeih' mir!"

Hans war sprachlos: jetzt in diesem Augenblick, da Johanna ihm selbst das anriet, was er heimlich, ohne es sich zu gestehen, im Grunde schon längst wünschte ...

Richter hatte Johannas letzte Worte gehört. Er trat ein paar Schritte näher. „Aber, mein Fräulein," sagte er, „wie kann man sich nur so aufregen! Es handelt sich doch nur um eine Hypothek, um ein Geldgeschäft!"

„Um ein Geldgeschäft!" rief Johanna. „Aber Sie wissen nicht, was ich dabei empfinde!"

Hinter einer besorgten Miene verbarg Ambühl die innere Freude: Johannas Kraft war gebrochen.

„Hans — ich fahre nach Hause!" sagte sie. „Mir ist nicht wohl. Mach' es kurz: erledige alles, wie ich dir gesagt habe."

Hans bemühte sich sie zu beruhigen. Sie hatte sich erhoben. Ihr Antlitz war leichenblaß. „Ich lasse dich nicht allein fahren!" sagte Hans, „ich begleite dich. Die Verhandlung wird vertagt —"

Ambühl trat hinzu, bot ihr mit dem äußeren Schein kavaliermäßiger Höflichkeit den Arm und sagte: „Du gestattest mir, Johanna, dich zum Wagen zu bringen."

Sie wandten sich dem Ausgang nach dem Korridor zu. In der Eingangstür zum Nebenzimmer erschien der Diener und rief: „Der Herr Justizrat lassen bitten."

Vierzehntes Kapitel.

Eines Tages war Lonny zurückgekommen. Ohne vorherige Ankündigung, ohne Brief, ohne Telegramm war sie einfach wieder da. Sie war kaum zum Wiedererkennen: sie sah gealtert aus — verbittert und hatte einen scharfen Zug um die Nase. Durch sehr starkes Schminken versuchte sie ihre Blässe zu verdecken. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen und starrten vom unheimlichen Glanz im Übermaß angewandter künstlicher Mittel. Tiefe Krähenfüße zogen sich um die äußeren Winkel. Sie zuckte nervös mit den Schultern und blickte unabläßig mit heftigem Rucken hinter sich, als erwarte sie von dort her eine Gefahr. Sie machte den Eindruck einer Frau, die an furchtbare Erlebnisse zurückdenkt. Das Dienstpersonal raunte sich bedenkliche Dinge zu. Die Köchin erzählte dem Portier von Vergiftungen und Selbstmordversuchen, und der Gärtner wollte wissen, daß der Tenor, in dessen Begleitung sie abgereist war, sie in Paris geschlagen hätte.

Ambühl sprach kein Wort. Er verkehrte nicht mit seiner Frau, redete sie nie an, fragte nie die Zofe nach ihr. Das Ehepaar lebte völlig getrennt: sie bewohnte

eine Reihe von Zimmern, die weit von seinen Räumen abgelegen waren. Eine trübe Öde herrschte in der großen Villa, die seit dem Einweihungsfest ein Fremder selten, und immer nur für sehr kurze Zeit betreten hatte. Nicht einmal beim Speisen trafen sich Ambühl und Lonny. Er betrat nie ihre Zimmer, und als sie einmal zu ihm hinüberkommen wollte, ersuchte sie der Diener, der gleichsam als Wache aufgestellt war, in den höflichsten Worten sich zurückzuziehen: der Herr habe ausdrücklich befohlen, daß niemand ihn störe. Den notwendigsten Verkehr, die Erledigung laufender Wirtschafts- und Geldangelegenheiten hielten sie durch Zettel in englischer Sprache aufrecht, die Diener und Zofe hinüber und herüber trugen. So verlangte sie Geld, so sandte er ihr die Schecks.

Gelegentlich fuhr sie einmal aus — wenn sie zur Schneiderin mußte. Eine einzige intime Freundin besuchte sie, sonst sah sie keinen Menschen. Aber auch ihr gegenüber war sie ängstlich schweigsam. „Ich bitte dich, sprich nicht von Paris!“ sagte sie, als diese auf das Thema kommen wollte. Nur aus einzelnen, zufällig gefallenen Äußerungen konnte sie auf das Furchtbare schließen, das Lonny dort erlebt hatte. Es schien, sie hatte in dem Hotel, in dem sie wohnten, den Tenor mit einer Amerikanerin überrascht, die ihm seit Wochen nachlief. Sie hatte den Revolver gezogen um die Nebenbuhlerin niederzuschießen: diese hatte gleichfalls losgeknallt, beide Schüsse waren fehl gegangen — der Tenor hatte sich wütend auf sie gestürzt und sie mit der Reitpeitsche geschlagen. Darauf hatte der Minister, in dessen Salon der Tenor gesungen, sie aus der Stadt

ausweisen lassen, und der Sänger war schließlich mit der Milliardärin nach England gereist um sich dort mit ihr trauen zu lassen.

Ambühl kämpfte mit der Frage, ob er sich von Lonny scheiden lassen sollte? Er diskutierte darüber mit Richter, an den er sich in dieser Zeit beinahe klammerte, den er zu seinem Gewissensrat nahm. „Um Himmels willen nicht, Ambühl!" sagte der Bankdirektor. „Machen Sie keine Dummheiten. Jetzt, wo anläßlich der Transaktion an der Börse schon so viel über Sie geredet wird, den Leuten auch noch neuen Stoff zum Klatschen geben? Das wäre ganz verkehrt. Nur alles vermeiden, was nach Skandal aussieht. Man muß der Öffentlichkeit trotzen."

Ambühl runzelte die Stirn. „Sie haben recht!" sagte er und fügte seufzend hinzu: „Jeder hat sein Kreuz zu tragen. So will ich auch meins auf mich nehmen!"

Lonny schlang unglaubliche Mengen Cocain und starker Schlafmittel. Ambühl hatte den Arzt gebeten ihr zu verschreiben, was sie verlange: denn einmal, als er es verweigerte, hatte sie schreiend durch die Villa getobt. Jetzt wankte sie den Tag über im Betäubungsrausch durch ihre Zimmer, und das Dienstpersonal rief sich zu: „Die Olle is schon wieder besoffen!" Sie zankte und keifte mit den Untergebenen, niemand konnte ihr etwas recht machen; man hörte ihre gellende Stimme bis in die benachbarten Villen. Ihr Übel schien von Tag zu Tag zu wachsen. Der Zofe, dem Diener warf sie kostbare Meißner Porzellantassen an die Köpfe. Sie beklagten sich bei Ambühl Der gab ihnen

Geld, beruhigte sie, sagte die gnädige Frau sei nervenleidend: Alles werde vorübergehen. Er beteuerte oft genug Richter sein Leid. „Es ist nicht zum Aushalten!“ sagte er. „Aber was soll ich tun? Ich habe diese Frau einst geliebt!“

Die Dienstboten wollten trotz aller Extraprämien nicht bleiben. Lonny titulierte sie mit den niedrigsten Bezeichnungen, die von der Gasse genommen waren. Sie kündigten. Das Haus begann in Verruf zu kommen. Die Vermieterinnen weigerten sich Personal hinauszuschicken, obgleich Ambühl die höchsten Gehälter versprach. In der ganzen Grunewald-Kolonie begann man zu tuscheln und Ambühl zu bedauern. Lonny zankte sich mit aller Welt. Sie riß Pflanzen aus dem Garten und warf sie mit den erdigen Wurzeln dem Gärtner ins Gesicht. Sie beleidigte die Arbeiter, die auf den Straßen Ausbesserungen machten, beschuldigte sie durch das Klopfen ihrer Rammen sie absichtlich zu stören, und gebrauchte so schamlose Ausdrücke, daß selbst diese abgehärteten Männer sich angewidert abwendeten.

Ambühl kam jetzt nicht selten abends nach Fabrikschluß zu Hans. Johanna hatte die unbestimmte Empfindung daß ihre Anwesenheit nicht erwünscht sei, obgleich Ambühl es an äußerer Achtung gegen sie nicht fehlen ließ: sie machte sich in der Wirtschaft zu schaffen und ließ Vater und Sohn allein. Unter vier Augen klagte Ambühl Hans sein Leid und schüttete ihm sein Herz aus. Sie waren vollkommen miteinander versöhnt und wieder die besten Freunde. Der Vater speiste bei Hans, dann wurde etwas von „Sitzung des Tech-

nischen Vereins" gesprochen, und sie gingen zusammen aus. Sie entschuldigten sich sehr höflich bei Johanna. Der Alte war ganz Kavalier. Sie sprachen fast nur von Geschäften, nie, auch nicht wenn sie beide allein waren, von Johanna. Die Rede kam oft auf die Fabrik, und immer wieder betonte Ambühl, welche Qualen er leiden würde, müßte er von einem Werke scheiden, das er groß gemacht und in dem er so gern seinen Einzigen als Nachfolger schalten sehen würde.

Hans hatte das Gefühl, daß er seine persönliche Angelegenheit allein mit sich auskämpfen müsse. Er zweifelte nicht mehr daran, daß sein ganzer Roman mit Johanna eine Selbsttäuschung gewesen sei: eine Illusion der Gutmütigkeit seines Herzens meinte er bei sich selbst. Er hatte sie überwertet. Eine große Schönheit sei sie nie gewesen, sagte er sich, und jetzt, in dem Zustande, sehe sie beinahe garstig aus. Aber sie dünkte ihm auch geistig lange nicht mehr das, was er ursprünglich in ihr zu sehen vermeint. Sie hatte nur ein paar Gedanken: die hatte sie ihm gegeben, und es hätte sich herausgestellt, daß nichts mit ihnen anzufangen wäre, daß sie praktisch wertlos seien. Halt und Stärkung im Daseinskampfe, wie er gehofft, waren von ihr nicht zu erwarten. Sie sei selbst schwach, anlehnungsbedürftig. Was würde das künftig für ein Leben werden, in dem eines vom anderen gerade das verlangte, was es ihm selbst bieten sollte!

Hans war sich nicht klar darüber, ob der Vater von ihrem Zustand wußte? Gewiß, der Vater war zu sehr Weltmann um ihm, wenn er es erführe, etwa Vorwürfe zu machen. Frieda würde sich mindestens

amüsieren und sich erbieten Patenstelle zu übernehmen. Und doch war es peinlich. Johanna war gewiß ohne Schuld, und trotzdem wünschte er, sie hätte ihm das erspart. Und wenn es ihm nur Spott von Seiten seiner Freunde eintrug: auch den hörte man nicht gern.

Hans fühlte, daß der Nächste auf der Welt zu ihm immer sein Vater bleibe. Er besuchte in seiner Gesellschaft ein paarmal Richter. Dann wurde meist über Geschäftliches gesprochen. Richter kam immer wieder auf seine Fabrikpläne zu reden. Industrie und Finanz müßten exakter als bisher einander in die Hände arbeiten, sagte er: Das sei die notwendige Entwicklung des Wirtschaftslebens. Er zeigte sich in hervorragendem Maße als Optimist: Wenn die Fabrik in den Vorort verlegt würde, wenn Hans die technische Leitung übernähme, so zweifle er nicht an den höchsten Dividenden. Das neue Grundstück würde so gut wie nichts kosten. Und an den Aktien, die beide Ambühls gleichsam als Geschenk erhielten, würden sie später ein kleines Vermögen verdienen. Ein paar Male blieb Hans zum Abendessen da und Frieda machte die Honneurs des Hauses, ein andermal gingen die Herren ohne Frieda ins Metropoltheater.

„Es ist nicht nett, daß Sie mich hier so allein zu Hause lassen!" schmollte Frieda und nahm ihn beiseite. „Vor allem — was sagt denn aber Johanna, wenn Sie so spät heimkommen?"

Hans wich aus. „Ich glaube, Sie machen sich ganz falsche Vorstellungen —"

Frieda gab ihm einen Klaps auf die Wange.

„Aber Hans — Sie werden doch nicht Ihre Herrin verleugnen!" . . .

Hornemann war längst wieder gesund geworden und hatte seinen Arbeitsplatz in der Fabrik wieder eingenommen. Aber seine Mutter war krank: sie litt an den Folgen einer schweren Influenza, die mit dem plötzlich mit rauhester Gewalt einsetzenden Winter über Berlin gekommen war. Wie erschrak Johanna, als sie eines Morgens mit der ersten Post einen Brief mit schwarzem Trauerrand erhielt! Noch bevor sie ihn öffnete, wußte sie was er meldete.

„Mein verehrtes Fräulein Johanna!"

— schrieb Hornemann — „muß Ihnen tief betrübt mitteilen, daß in der vergangenen Nacht mein gutes Mutterchen gestorben ist. Sie hat die letzten Tage schwer zu leiden gehabt. Die Atemnot war fürchterlich — sie keuchte nur immer — man konnte es als fühlender Mensch gar nicht mehr mit ansehen. Nun — es ist jedenfalls möglich, daß ihr jetzt wohler ist: ich will in diesem Augenblick mit der Kirche nicht rechten. Aber was fangen die Zurückgebliebenen an? Ich werde als Mann meinen Schmerz zu tragen lernen — aber mein armes Marthel, mein gutes, braves Mädel! . . . Man darf gar nicht daran denken . . . Fühlen Sie im Geist meinen Schmerz mit mir! Und wenn Herr Ambühl jun., der die Tote ja auch gekannt hat, ihrer einen Augenblick lang gedenken will, so werde ich es als eine große Ehre betrachten."

„Donnerstag 3 Uhr ist die Beerdigung auf dem Kirchhof in der Jungfernheide."

Johanna schob ihm den Brief über den Früh-

stückstisch hinüber. „Das ist recht bedauerlich!" sagte Hans mit einem Tone, der kaum die innere Gleichgültigkeit verschleierte. „Aber die Frau war schon ziemlich alt. Na, telephoniere an den Gärtner wegen eines Kranzes."

„Hans — wir gehen doch zur Beerdigung?"

Hans blickte zum Fenster hinaus, wo wässerige Schneeflocken schwerfällig unter sonnenlosem, grauem Himmel niedertanzten. „Ich werde es mir wohl verkneifen müssen. Ich habe gerade jetzt viel zu arbeiten —"

„Hans, die Frau war doch so gut zu uns —"

„Hm — wenn du willst, du kannst ja gehen; nimm dir nur ein Auto!" Er steckte sich eine Zigarre an.

Das Wetter war am Beerdigungstage noch fürchterlicher geworden; der Novembersturm heulte und fegte durch die Straßen, große wässerige Schneeflocken schütteten nieder, die sich rasch in Feuchtigkeit auflösten. Man konnte zeitweise nicht auf drei Schritte um sich sehen. Das Wasser beschwerte die Kleider und erschwerte das Vorwärtsschreiten. Regenschirme waren ohne Zweck: der starke Wind ließ sie sogleich umknicken.

„Nu," meinte Hornemann seufzend zu Johanna, „bei dem Hundewetter werden woll nich ville 'rauskommen."

So war er überrascht, als die Kirchhofskapelle sich zur bestimmten Zeit füllte. Die Leute, die in der Abteilung unter ihm arbeiteten, hatten Urlaub genommen und waren vollzählig erschienen; von den anderen Abteilungen kamen Deputationen, ganz besonders stark waren die vertreten, die früher einmal unter

Seuffert gearbeitet hatten Auch die Arbeiter anderer Berliner Eisengießereien hatten Abgesandte geschickt, und alle hatten sich mit schönen Kränzen eingestellt. Es war zur Ehrensache erklärt worden Hornemann nach dem Handel mit Seuffert zu zeigen, wie beliebt er bei seinen Kollegen sei, und auch viele seiner früheren Gegner wollten dem Menschen Sympathiebeweise geben. Die Kollegen drückten ihm die Hand, klopften ihm täppisch aber teilnahmsvoll auf den Rücken und bemühten sich ihm Trost zuzusprechen. „Es ist besser, daß es rasch gekommen is — wofor hätte sie sich lange quälen sollen?" — Hornemann, tief betrübt, entschuldigte sich, daß er seine Mutter kirchlich begraben lasse. „Die alte Frau hat immer noch ein bißchen daran gehangen." Die Kollegen sprachen auch von Seuffert, der in Untersuchungshaft saß. „In vier Wochen, hört man, soll Termin sein." — „Der Lump soll endlich gestanden haben, daß er's gewesen ist, der gestochen hat." Hornemann machte nur eine abwehrende Bewegung, als läge das alles weit hinter ihm.

Die Feier begann; der „Gesangverein der Arbeiter in den Metallfabriken von Berlin W" sang: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" — Sie hatten das Lied gewählt, weil am meisten in ihm das Künstlerische das Kirchliche überwand.

Tief eingemummelt schritten dann, in riesigen Gummigaloschen, alle Teilnehmer hinter der Leiche zum Grabe. Es war kälter geworden, die Schneeflocken schienen kleiner und fester. Die modrigen Erdschollen polterten auf den in der Tiefe ruhenden Sarg. Als alles vorbei war zogen die Arbeiter, noch in gedämpf-

tem Ton ihre Unterhaltung führend, nach einem nahen Wirtshaus: Johanna brachte Hornemann in ihrem Wagen nach Hause.

Eine Zeitlang blieb der Oberwerkführer stumm. Endlich wischte er sich mit der Innenfläche der Hand die Augen und sagte: „Hätten Sie das geglaubt, Freil'n Johanna, det mein Muttel sich so rasch aufmachen würde? Ich weeß nu nich, was mit meinem Haushalt werden soll. Mein armes Marthel! Es hat immerfort nach seiner Omama verlangt, und wie ich ihr gesagt habe „Omama is dod!" hat sie mir gefragt: „Papa — wat is denn das: tot?" — Ach Gott, ach Gott!"

Johanna versprach ihm öfters einmal zu kommen um zum rechten zu sehen „Dazu wer'n Sie wohl nich ville Zeit haben," sagte er, „wenn Sie erst verheirat't sind. Ja, Sie sind ein Glückskind, Freil'n Johanna: Sie haben't große Los gezogen!"

Sie wandte ihr Gesicht rasch zur Seite. Hornemann bemerkte die Falte zwischen ihren Brauen und schwieg still. Johanna empfand ein Gefühl der Rührung, daß der starke gute Mensch so fest an sie glaubte. In vorsichtigen andeutenden Worten versuchte sie ihn aufzuklären: sie meinte ihm Wahrheit schuldig zu sein. „Herr Hornemann, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Denken Sie man nicht, daß ich glücklich bin, weil ich vielleicht einen teureren Fetzen auf dem Leibe habe als früher. Glauben Sie mir, der Kram macht's nicht. Hier drinnen muß das Glück sitzen!" Sie preßte die Hand gegen das Herz.

Er verstand und schwieg. Er gedachte vergan-

gener Tage und brachte nach einiger Zeit die Rede auf das Radfahren. „Denken Sie noch manchmal an unsere schönen Ausflüge nach Saatwinkel, nach Tegel? Ach, das war doch noch was."

„Ja, das war schön!" antwortete sie einfach. „Damals glaubte man, die ganze Welt stünde einem offen."

„Radeln Sie noch manchmal?"

Sie blickte zumu Wagenfenster hinaus. „Bei dem Wetter? Und es wird ja auch in Berlin immer schwieriger. Mit den Autos ist das zu gefährlich. Sie nehmen immer mehr überhand und rasen wie toll durch die Welt."

Hornemann lachte gezwungen. „Ja, der Kleine und Schwache muß immer weiter zurückweichen."

„Na — pekuniär geht's Ihnen doch gut?"

„Da kann ich nich klagen. Wenn ich mir bloß nich so vor dem nach Hause zurückkommen fürchten täte. Freil'n Johanna, wollen Sie mir een Wort nich übel nehmen?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Hornemann!"

„Freil'n Johanna — det, wat Sie vorhin gesagt haben, vom Glück, det jibt mir zu denken. Wenn Sie, wat Gott verhüte, jemals een Unglück haben sollten im Leben — dann denken Sie an Fritze Hornemann, und det der vor Ihnen durcht Feier gehen würde." Hornemann hatte mit der Hand leise ihre Hände berührt. Unwillkürlich blickte sie nach ihrem Schoß hinunter. Sie bemerkte die rauhe, knochige Arbeiterhand: leise zuckte sie ein wenig zusammen. Aber sie faßte sich rasch und sagte: „Ich verstehe Sie, lieber Freund. Indes — mein Leben ist zerstört. Wir wollen

nicht Versteckens vor einander spielen. Ich weiß ja, daß Sie sich für mich sehr interessiert haben. Ich sage Ihnen, ich verfluche den Hochmutsteufel, der mich gepackt hatte. Ich bin überzeugt, wenn ich Sie geheiratet hätte — ich wäre wirklich glücklich geworden."

Er drückte ihre Hand fester, inniger. „Ich weeß," sagte er, „et lag da wat zwischen meine Mutter und Ihnen. Aber die alte Frau is ja jetzt unter der Erde. Nich heite und nich morgen — aber Freil'n Johanna — wenn Sie 'mal frei sind — jede Minute!" Sie entzog ihm ihre Hand, strich mit ihr über ihre Stirn und sah ihn mit großen Augen an. Ich bin ein modern denkender Mensch," fuhr er fort. „Ich habe doch ooch meine Bildung. Nischt is mir so verhaßt wie die Heuchelei. Und zu fragen hab ich nach keenem."

Johanna war so erschrocken, daß ihr fast der Atem versagte. War's möglich, wußte der Mann nicht, in welchem Zustande sie sich befand? Hatte er keine Augen dafür? Und wenn er es doch wußte: welche Hochherzigkeit! welcher Adel der Gesinnung!

Er schien über ihr Schweigen nachzusinnen. „Sie werden mir sagen," begann er schüchtern, „ich bin nur ein Arbeeter. Gewiß, Sie stehen hoch über mir, natürlich, det weeß ich. Ich bin ein einfacher Mensch; ich begreife, det Sie sich wenig aus mir machen. Aber wenn Sie wenigstens Mitleid hätten mit meinem Marthel! Das Kind liebt Ihnen so, es hängt mit seinem ganzen Herzen an Ihnen. Jeden Tag erkundigt es sich, wie es Tante Johanna geht, ob sie nicht bald 'mal wieder zu Besuch kommt? Im Schlafe spricht es

manchmal von Ihnen. Für das Kind könnte ich mein Letztes hingeben. Und wenn ich ihm eene neue Mutter schaffen könnte — keine gewöhnliche Stiefmutter, sondern eene, die et wirklich jut mit ihm meint — mein Herzblut wär' mir nich zu schade davor."

Der Wagen fuhr langsam, der Kutscher suchte im tollen Schneetreiben die Hausnummer. Johanna seufzte leise auf. „Sie sind angekommen," sagte sie zu Hornemann. „Überlassen wir alles der Zeit, lieber Freund. Drängen Sie mich nicht: Seien Sie gut, wie immer, Hornemann. Je länger ich Sie kenne — je höher lerne ich Sie schätzen. Den Schlag mit Ihrer Mutter müssen Sie verwinden: Sie haben ja Ihre Arbeit. Mich heiraten? Überlegen Sie es sich! Wollen Sie das Unglück in Ihr Heim führen? Sehen Sie, ich habe gar kein Weißes unter den Nägeln. Ich habe gar kein Glück." Sie lächelte ein wenig und zeigte ihm ihre Fingerspitzen. Er sah mit Bewunderung auf ihre zarten, rosigen, fein polierten Nägel. Der Wagen hielt, Hornemann erhob sich geduckt um auszusteigen. „Grüßen Sie das Kind, und geben Sie ihm einen Kuß — von Tante Johanna!"

Einen Moment, einen ganz kleinen Augenblick überlegte Johanna, ob eine Möglichkeit vorhanden wäre Hornemanns Werbung anzunehmen? Wenn sie ihm alles gestand? Er war der ernste, ruhige, vorurteilslose Mensch um sich darüber hinwegzusetzen. Er betrachtete menschliche Dinge menschlich. In einer bescheidenen, trubellosen Existenz konnte sie vielleicht noch ein Glück finden....

Nein, es war ganz unmöglich, es war Wahnsinn

an so etwas nur zu denken. Sie würde nie die Vorstellung los werden, daß Hornemann nur aus Mitleid, um seines Töchterchens willen ein Opfer der Selbstüberwindung gebracht habe. Ihr ganzer Stolz sträubte sich dagegen. Und wenn es jemals später, wie unvermeidlich, zu einem Streit kam und Hornemann diesen Standpunkt auch nur andeutete ... Entsetzlich! Sie war durch Hansens einstige Liebe verwöhnt: Hornemanns plumpe Zärtlichkeiten hätten ihr weh getan, hätten sie wie Zudringlichkeiten verletzt. Sie gedachte der Küsse, die ihr Hans einst gegeben, und die sie süß und heiß auf ihren Lippen wieder zu fühlen vermeinte, seiner reizvollen Schmeichelworte, seiner beglückenden Umarmungen. Hansens Liebe konnte ihr niemand ersetzen. Kein Mensch. Sie ward sich bewußt, daß sie ihn über alle Maßen liebte, ihn vergötterte, daß sie ohne seine Küsse nicht würde leben können.

Sie saß im Lehnstuhl am Fenster und hatte um ihre Nerven zu beruhigen eine Näharbeit zur Hand genommen. Aber sie ließ Nadel und Leinewand sinken, ihr Kopf fiel mit geschlossenen Augen nach hinten zurück, sie öffnete ein wenig die Lippen. Ihre Gedanken flogen nach ihm hin, der im Hause Richter weilte, und sie stöhnte leise: „Ach komm' doch! Warum bist du nicht da?" Sie erwachte wie aus einem schweren Traum und blickte hinaus in das wilde Treiben der Schneeflocken, auf die Straße, die sich immer höher mit weißer, breiiger Wattenmasse bedeckte. Sie sprang auf, sie wollte ihm entgegen gehen, vor der Villa im Grunewald seiner warten. Aber er würde es ihr verübeln, er würde ihr harte Worte sagen, wenn er sie fände. Er

war so grausam! Vor einigen Tagen hatten sie in der Zeitung gelesen, daß ein Mädchen sich vergiftete, weil ihr Geliebter sie verlassen — ihr zweiter Geliebter: der erste, von dem sie ein Kind hatte, war gestorben. Sie hatte den Verräter getadelt: er hatte kalt geantwortet: „Wieso? Er hatte keine Verantwortung. Sie wußte ja, was sie tat!" Das war ihr wie ein feuriger Stich ins Herz gedrungen. Ja, er konnte schrecklich sein. Aber sie liebte ihn doch so heiß. Im täglichen Zusammensein, in den Reibungen des Alltags ward sie sich dessen nicht immer voll bewußt — aber sobald sie allein war, wie heut, und die Sehnsucht fühlte, wußte sie es.

Draußen begann der Abend hereinzudämmern; das Wüten des Wetters sah unheimlich aus in dem schwindenden Zwielicht. Mutlosigkeit, Verzweiflung ergriff sie und sie sank auf dem Sofa zusammen. Kein Zweifel: er wollte sie nicht mehr. Sie sagte sich, die Schuld läge an ihr. Sie hatte nicht verstanden ihn festzuhalten. Sie bot ihm zu wenig. All den Schwierigkeiten, die ihn umgaben, die ihn peinigten, stand sie ratlos gegenüber. Sie hatte Gedanken, Pläne in ihm zu entzünden vermocht, mit denen sie doch eigentlich nur gespielt hatte. So wie es Ernst mit ihnen wurde, mußte sie stumm zur Seite treten. Die Erkenntnis war bitter: was sie zu geben gehabt, war nur ein Bettel. Er brauchte mehr. Und sie mußte sich sagen, daß sie mit ihrer empfindungsvollen Schlichtheit nicht die rechte Frau für ihn sei: daß ein gesundes Gefühl ihn leitete, wenn er ihr dies zu verstehen gab. Er brauchte eine eiskalte, wissende, verstandesreiche Frau. Die ganze Armseligkeit ihres Lehrerinnentums kam ihr zum

Bewußtsein. Ihr Vorsatz ihn zu einem bestimmten Ziel zu führen war für immer gescheitert: das fühlte sie. Was war sie ihm noch fürder? Ein Hindernis. Und das durfte sie ihm nicht sein. Sie durfte ihn nicht von der Erfüllung seiner eigentlichen Pläne zurückhalten, die er aus seinem eigenen Innern geboren.

Das alles sagte sie sich, weil sie ihn liebte.

Sie dachte auch eine Sekunde lang an Rache. Aber ein tiefer Schmerz über sich selbst faßte sie. Wie sinnlos das wäre! Was wäre damit erreicht? Würde er sie denn dann wieder lieben? Nichts war für sie gebessert, selbst wenn sie das zerstörte, was sie geliebt hatte. Sie selbst war dann nur ärmer geworden. Und die Nebenbuhlerin? Was konnte Frieda dafür, daß sie, Johanna, offenkundig die Schwächere war? Die Natur hätte sie anklagen müssen. Nein, nein, mit alledem wurde nichts erreicht!

Ach, wie recht hatte ihre Mutter gehabt, ihr gutes Muttchen! Die hatte sie so oft gewarnt sich nicht von ihrem Herzen hinreißen zu lassen. Ja, wer nur die kühle Kraft dazu besäße! Wenn die alte Dame wissen könnte, welch' Unglück sie zweimal erfaßt hatte! Sie würde sich im Jenseits grämen, sie würde einen zweiten Tod sterben. Ihr war's, als vernähme sie den Ruf ihrer Mutter. Wenn es eine Wiedervereinigung nach dem Tode gab — war es dann nicht ein Glück bei der einzigen zu sein, die sie mit einer höheren Liebe umgeben hatte, als Männer gewähren können? Und wenn es keine gab — war dann nicht ein Versinken im Allvergessen das beste Los?

Das Haus hatte die moderne Zentralheizung.

Trotzdem kam es ihr kalt vor in dem wohl gewärmten Raume. Es war als ob die feuchte Kälte von draußen hereindränge. Über der Straße, über den breiten Rücken der Häuserreihen und über dem weiten, öden, eisigen Felde lag jetzt, da das Schneetreiben ein wenig nachgelassen, noch ein fahler Lichtrest. Im Zimmer aber war es bereits fast dunkel und sie scheute sich die elektrische Flamme anspringen zu lassen, sie hatte Furcht vor dem blendenden Goldglanz.

Trennen mußte sie sich von Hans: das war zweifellos. Aber wohin? Was würde das für ein Leben werden? Allein, freudlos, ohne Anregung, ohne Verkehr. Einem dritten Manne jemals anzugehören war unmöglich . . . Sie würde ihr Kind haben . . . Und ein Schauer faßte sie. Eine schreckliche Vorstellung marterte sie. Wenn es ein Knabe sein würde — sei es. Er würde ein Mann werden, unter hunderttausend Opfern von ihrer Seite. Aber er würde dann das Leben packen können, hart, grausam, gewaltsam, wie es ihn, wie es sie gepackt hatte, rücksichtslos. Er würde immerhin die Möglichkeit haben sich den Weg zu erzwingen. Er brauchte nicht besser zu handeln, als die Welt handeln zu sehen gewohnt war.

Aber wenn es ein Mädchen war? Siedend stieg ihr das Blut zu Kopf. Ein Mädchen, das alles das noch einmal erdulden sollte, was sie gelitten — einen Hunger des Geistes und der Seele, den sie nie befriedigen konnte — Sehnsucht — Verführung — Enttäuschung — Verzweiflung — die Unmöglichkeit ein ganzes, in sich abgeschlossenes Wesen zu sein — ein qualvolles Hängen an einem anderen Wesen, das grau-

sam, wild, verräterisch, tierisch war — und doch geliebt wurde, doch unentbehrlich war — doch Recht hatte! Ein Geschöpf, von der Natur zu keinem anderen Zweck bestimmt als zu dulden, Schmerzen zu leiden — aufgeopfert zu werden — — Nein! War es da nicht besser ein rasches Ende zu machen? Ein herzzerreißendes Mitleid erfaßte sie mit dem Wesen, das sie unter ihrem Herzen trug, ein Entsetzen vor dem Gedanken einem solchen zum Unheil bestimten Wesen den Weg ins Dasein öffnen zu müssen, und nichts dazu tun zu können, nichts, um es vor seinem Schicksal zu bewahren. Und aus dem Mitleid mit ihrem künftigen Kinde wuchs ihr das Mitleid mit sich selbst heraus. Und es war, als fühle dieses noch in ihrem Schoß ruhende Wesen in seinem dumpfen Schlummer selbst all das Unheimliche, das sie, die Mutter, in diesem Augenblick empfand; als klagte es mit ihr um sein künftiges Los, und weinte mit, und bäte: „Mutter, überlaß mich nicht diesem grauenvollen Leben!“ Ein rasender, wühlender Schmerz durchzuckte ihren Leib, als risse wer unwiderstehlich an ihren Eingeweiden, als fräße wer an ihrem Herzen, als würde ihr Inneres mit Feuer und Scheidewasser ausgebrannt, und halb besinnungslos sank sie lang hin auf den Teppich.

Dann, als sie wieder zu sich gekommen war, ergriff sie eine tolle Sehnsucht noch einmal alles das zu sehen und mit den Händen zu fassen, was in unmittelbare Berührung mit seinem Körper kam. Sie kniete vor seinem Bett nieder und küßte seine Kissen, sie schlang sich um ihren Hals das seidene Tuch, das er oft um seinen knüpfte, und küßte es, sie schlug seine

Bücher auf und las ein paar Zeilen darin, sie warf sich mit Kopf und Armen über die Platte seines Schreibtisches und benetzte sie mit ihren heißesten Tränen. Sie schüttelte sich vor Entsetzen, vor Widerwillen über ihre eigene Schwäche — aber sie fühlte, daß sie nicht anders könne, daß sie ihr unterlag. Wäre er doch da! Sie wäre vor ihm in die Knie gesunken und hätte ihn angefleht: Peitsche mich! zertritt mich! nur laß mich bei dir bleiben! Er war nicht da, und trotzdem sank sie in die Kniee, und erhob die Augen und rang die Hände und stammelte die Worte. Und dann fühlte sie folternde Scham über ihren Wahnsinn und ließ den Kopf zu Boden sinken und schluchzte über ihre eigne Schwäche.

Und ein rasendes Verlangen ergriff sie den Ort noch einmal wiederzusehen, an dem sie zum erstenmal mit ihm zusammengetroffen. Die Nacht sank immer trüber nieder; das Schneetreiben hatte zwar aufgehört, aber der Sturm tobte weiter fort. Es war Tollheit jetzt hinauszueilen in die einsame, vielleicht gefährliche Gegend, aber das Verlangen glühte so heiß in ihr, daß sie der Beschwerlichkeiten nicht dachte. Jene Stelle zog sie mit magnetischer Gewalt zu sich. Sie schürzte den Rock, zog einen gefütterten Mantel an, schlang ein gehäkeltes wollenes Tuch um den Kopf und schritt zur Tür. Dort zögerte sie eine Sekunde, dann eilte sie die Treppe hinab und stieg unten in ein gerade leer vorbeifahrendes Auto.

Der Chauffeur verwunderte sich nicht wenig, als sie am Spreeufer, mitten auf freiem Felde halten ließ, wo der Wagen nur schwer durch den aufgeweichten

Grund vorwärts kam. Sie bezahlte den Wagen und schickte ihn zurück. Der Chauffeur sah ihr einen Augenblick lang nach, wie sie durch den weichen Schnee mühsam vorwärts stampfte, murmelte „Verrückt!" und fuhr über die Holzbrücke davon. Sie hatte das trübe, alte Bauwerk vor sich; unten floß träg die dunkle, noch ganz eisfreie Spree; eintönig grau spannte sich der Himmel und in dem mißfarbenen Ton des hier draußen ein wenig länger anhaltenden Frühabends verschwammen die alten Baracken und die ruinenartig starrenden Neubauten, die Häusergiebel und Fabrikschornsteine von Moabit schattenhaft, düster in einander. So trostlos war das alles, wie ein Stück Sibirien im Winter, einsam, öde; kein Laut verriet die Nähe der betriebsreichen Großstadt, nur ein fernes Hundebellen und der leise Hall eines Glockentones schallten aus der Ferne von Moabit herüber. Vielleicht war es die Glocke des Dominikanerklosters, die die Mönche zur Andacht zusammenrief ...

Der Schnee fing wieder erregter an zu treiben. Sie hatte schon einen breiten, weißen Kragen über ihrem Mantel. Durch die Maschen des Wollshawls setzen sich die feuchten Flocken in ihrem Haar fest, aber obgleich sie auch ihre Wangen, ihre Lippen benetzten, brannten diese doch wie Feuer.

Und in dem letzten Schimmer des nun ganz hinter Charlottenburg verbleichenden Tages überkam es sie wie eine Vision. Ihr war es, als sähe sie wie einst Hans in Schlapphut und flatterndem Pelzmantel über die Brücke herüberkommen, auf sie zu, um sie zu retten, um zu ihr ein Wort der Erlösung zu sprechen. Sie

wandte sich gegen die Brücke hin um unter lautem Ruf: „Hans! Hans!“ auf sie loszustürzen.

Aber sie war allein, ganz allein, nicht ein Mensch in weiter Runde. Allein auf verschneitem, aufgeweichtem, sturmdurchtobtem Felde, außerhalb der großen Stadt, wie ausgestoßen. Und Hans, der sie damals vor dem Äußersten bewahrt hatte, saß in diesem Augenblick bei Frieda. Sie sah sie beide im koketten, zierlichen Damensalon, auf dem Sofa, dessen Kissen Wohlgerüche aushauchten, beim goldigen Schimmer des elektrischen Lichts, und sie fütterte ihn mit Konfekt ... Johanna wandte sich um und schritt am Ufer entlang, um die Stelle zu suchen, an der sie damals gestanden hatte — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Hans kam an diesem Abend spät heim. Er wunderte sich, daß Johanna ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt sei. Aber er dachte nicht viel darüber nach, ging zu Bett und glaubte, Johanna würde schon kommen. Nach Mitternacht erwachte er, von Durst gepeinigt. Er sah nach der Uhr und war sehr erstaunt, Johannas Bett leer zu finden. Er blieb nun wach. Es wurde ein Uhr — Johanna kam nicht. Gegen halb zwei ward er unruhig — um zwei rief er die Polizei an, nun überzeugt, Johanna sei in dem Unwetter ein Unfall zugestoßen: vielleicht habe sie im Schneetreiben ein Automobil nicht rechtzeitig bemerkt und sei überfahren worden. Man rief verschiedene Krankenhäuser vergeblich an — schließlich meinte der Beamte, daß nichts

übrig bleibe als den Morgen abzuwarten. Um 8 Uhr früh hatte er in äußerster Erregung schon ein Privatdetektivbüro mit Ermittelungen beauftragt. Gegen Mittag suchte ihn ein Polizeibeamter auf, sprach etwas von einem Leichenfunde in der Spree, von einer Adresse, die man auf einer Karte im Portemonnaie entdeckt, und ersuchte ihn sich nach der Morgue zu bemühen. Da ward ihm Gewißheit. — — — — — —

— — — — — — — — —

Den Abend, der dieser fürchterlichen Entdeckung folgte, verbrachte er im Richterschen Hause. Er hatte sich dahin geflüchtet. Die eigene Wohnung war ihm verhaßt; es wäre ihm unmöglich gewesen, in ihr zu weilen. Überall, in jeder Ecke glaubte er Johanna zu sehen; mit ihrer traurigen, unabsichtlich vorwurfsvollen Miene stand sie hinter jeder Tür, saß sie auf jedem Stuhl. Er preßte die Hände gegen die Stirn und fragte sich einmal über das andere: „Warum das nur? warum?"

Es war ihm, als müsse er sich mit Frieda über das Entsetzliche aussprechen, als könne nur Frieda mit ihrer überlegenen kühlen Klugheit, die sich hinter ihrer Gespreiztheit verbarg, ihm über den Eindruck hinweghelfen. „Sie haben Sie doch gekannt," sagte er. „Begreifen Sie das?"

„Ich denke mir," sagte Frieda, „die Ärmste, gewohnt sich an große Aufgaben zu machen, die ihr andere stellten, hat es nicht ertragen, bei der ersten noch größeren Aufgabe zu scheitern, die sie sich selbst stellte."

„Wenn ich sie nur nicht heute gesehen hätte!"

jammerte Hans. „Ich werde den Anblick nie vergessen!"

Frieda stand langsam und leise auf und murmelte Storms berühmte Verse vor sich hin

„Dunkle Cypressen —
Die Welt ist gar so lust g: es wird doch alles vergessen."

Dann fügte sie hinzu: „Schade um Johanna. Wir haben sie alle gern gehabt." Hans hörte nur das Mitleid heraus; für den Unterton leichter Geringschätzung war sein Ohr nicht empfänglich.

Auf den Abend erschien Ambühl Vater mit Richter. „Tröste dich, mein Sohn," sagte er zu Hans, „tröste dich mit mir!"

Jetzt erst bemerkte Hans des Vaters zerstörte Miene. „Was gibt es denn, Papa?" fragte er.

Eine Falte tiefsten Schmerzes legte sich zwischen die Brauen des Alten. „Wenn du es nicht heut erfährst, so wirst du es ja morgen erfahren," sagte er, eine Träne verbeißend. „Diesen Nachmittag haben sie deine Mutter weggebracht."

„Weggebracht?"

„Nach der Anstalt... Es ging nicht mehr. Sie lebte fast nur noch von Cocain. Die tiefste Niedergeschlagenheit und Apathie wechselten mit Schreikrämpfen, mit furchtbarer Aufgeregtheit. Sie warf sich an die Erde, kreischte, schlug mit den Fäusten um sich, der Schaum stand ihr vor dem Munde... Erlaß mir die Beschreibung: es war entsetzlich! . . . Man will versuchen ihr das Gift abzugewöhnen. Ob es

gelingen wird — ich weiß nicht ..." Der Schmerz überwältigte den Greis.

„Allmächtiger!" flüsterte Hans. „Auch das noch!"

„Hat sie sich sehr gegen das Fortbringen gewehrt?" fragte Richter.

„Ich weiß nicht," sagte Ambühl, während Tränen über seine Wangen liefen. „Ich war gar nicht dabei. Es hätte mir das Herz zerrissen ... Gott, war die Frau einmal schön — nicht, Hans? Und wie sieht sie jetzt aus!"

Eine lange Pause entstand. Frieda bemühte sich den Alten zu trösten, dem sie die Hand auf die Schulter gelegt hatte. „Cocainismus ist ja heilbar," sagte sie, „wenn nur die Entziehungskur richtig durchgeführt wird." Ambühl schüttelte stumm und ungläubig den Kopf.

„Kinder," sagte Frieda mit der Miene ungeheurer Überlegenheit, „da gibt's nur eines, was euch trösten, euch befreien, euch Genugtuung gewähren kann. Versenkt euch in eine neue, große Arbeit! Das lenkt die Gedanken ab ... Mein Vater hat euch doch einen so wohlerwogenen Vorschlag gemacht —"

Hans ergriff Friedas Hand und küßte sie, Ambühl sagte zu Richter: „Ich beneide Sie um Ihre Tochter. Wo haben Sie alles das her, Frieda?"

An diesem Abend des Sieges, der Erschöpfung wurden Richters Vorschläge von den beiden Ambühls glatt angenommen. — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Weihnachten war vorüber. Das Wetter war unbeständig: das typische Berliner Wetter, vier, fünf Male den Tag wechselnd: frühmorgens strahlender, warmer Sonnenschein, mittags wütender Schneesturm, nachmittags milder, lauer Regen, zur Nacht Frost und Glatteis. Dieses unzuverlässige verstimmende Wetter, das aus dem Berliner einen unwirschen nervösen Gesellen macht, der mit aller Welt hadert und sich tausend überflüssige, das soziale Zusammenleben erschwerende Konflikte schafft.

Hinter den Eisengittern der Sternthal'schen Anstalt saß eine dick geschminkte Frau, deren Züge noch im Verfall Spuren einstiger Schönheit trugen. Aber mit ihren glasigen, teilnahmslosen Augen stierte sie durch Gitter und Scheiben hinüber über die trübe, bewegungslose Wasserader des Kanals nach dem Salzufer. Sie sah wie auf dem gegenüberliegenden, ausgedehnten Grundstück Arbeiter in dicken, staubigen Joppen ein und aus gingen und hinter dem Holzzaun mit Äxten und Beilen die Häusermauern niederschlugen, die von Tag zu Tag niedriger wurden. Sie sah die kahlen Ruinenwände in die Luft ragen und zusammenbrechen, sah die Arbeiter den Schutt und die Klamotten in Karren zum Kanal hinschaffen und damit Kähne belasten, die tief, bis zum äußersten Rande in das Wasser tauchten.

Und allen diesen Vorgängen folgte sie mit stumpfsinnigem, gleichgültigem Ausdruck, als ginge sie alles dies nichts an, als habe sie nicht die mindeste Beziehung zu dem Hause, das da drüben verschwand — als habe sie nie dort gewohnt — als habe sie innerhalb

jener Mauern nicht ihre besten, glänzendsten, erfolgreichsten Jahre verlebt. Nur einmal ging es wie ein Zucken durch ihren Körper, als der junge Anstaltsarzt, der ins Zimmer trat, um nach ihrem Befinden zu sehen, sie ausdrücklich auf die Vorgänge aufmerksam machte und fragte, ob sie gar nichts dabei empfinde?

Sie wandte sich zu ihm, hing an seinem Gesicht, umkrallte seine Hand und drückte sie — dann ließ sie sie kraftlos wieder sinken und sagte mit der Miene tiefsten, eigensüchtigsten Ekels: „Schutt! Schutt! Ich bitte Sie, was tun wir denn überhaupt im Leben als aufbauen und Schutt abladen?" — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Walter Benhay hatte Hans geschrieben, daß er über Neujahr auf vierzehn Tage nach Paris fahren wolle, um dort in der Nationalbibliothek ein paar wichtige syrische Handschriften zu vergleichen. Hans wollte ihn noch sprechen, ihm Adieu sagen und begab sich zur Abfahrt nach dem Bahnhofe.

„Ich komme mit," sagte Frieda. „Du kannst ihm dann gleich sagen, daß wir uns verlobt haben. Wenn es auch noch nicht publik gemacht wird — er kann es ruhig wissen, und er soll der erste Freund sein, der uns gratuliert."

Wie erstaunten sie, als sie auf dem Bahnsteig in Walters Gesellschaft die kleine Betty fanden. Sie hatte ein Reisekostüm angelegt, das Frieda für todtchic erklärte, und sah sehr pikant, sehr zurückhaltend, sehr distinguiert aus.

„Ich nehme Betty mit," erklärte Walther lachend, „das Mädel ist wirklich so fleißig, sie gibt sich so viel Mühe — ihr Direktor schwärmt für sie. Sie hat in der Weihnachtspantomime wieder einen sehr netten Erfolg gehabt. Sie verdient tatsächlich eine Belohnung. Seht 'mal: das Reisekleid hat sie sich selbst gemacht. Sie ist vernünftig und einfach. Die Reise nach Paris hat sie sich gewünscht und freut sich enorm darauf. Warum soll ich ihr denn den Gefallen nicht tun?"

„Aber selbstverständlich!" sagte Frieda lachend. Sie legte Wert darauf sich als gänzlich vorurteilslos zu erweisen. Sie nahm Betty beiseite und sagte leise zu ihr: „Sie haben da eine gute Eroberung gemacht! Die halten Sie nur fest, Fräulein!"

„Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein!" antwortete Betty mit imponierender, fast gleichgültiger Ruhe. „Walters Papa kennt mich übrigens und hat mich recht gern. Na — der alte Herr wird ja eines Tages auch abkratzen — und wer weiß, dann —"

Welch' ein Gemüt! dachte Frieda bei sich. Sie ging, während Walter und Betty etwas mit einander besprachen, mit ihrem Bräutigam ein paar Schritte auf und nieder. „Es scheint wirklich, daß ihr Männer so etwas nun einmal liebt," sagte sie lachend. „Hättest du mich auch geheiratet, Hans, wenn ich eine Vergangenheit gehabt hätte?"

Er mußte sich zwingen eine ärgerliche Miene zu machen. „Halt' doch den Mund!" sagte er leise, aber nicht imstande ein Lächeln zu verbergen.

„Übrigens — sie scheint ihn gut im Zuge zu

haben," meinte Frieda, „sieh' nur, sie kanzelt ihn richtig ab!"

„Walter ist so fabelhaft gutmütig."

„Bitte Platz nehmen!" rief der Schaffner. Die Lokomotive pfiff und prustete.

Walter und Betty stiegen in den Schlafwagen und lehnten sich dann zum Abteilfenster hinaus, Betty vorn, Walter weiter zurück. Walter rief „Auf Wiedersehen!" und Hans „Amüsiert euch gut in Paris!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Betty wollte zum Abschied mit dem Taschentuch winken, fand ihres nicht gleich, rief Walter energisch zu „Gib doch her!", zog mit raschem Ruck das rotseidene Tuch aus seinem Ärmel und schwenkte es lebhaft. Der Zug rollte langsam zur Halle hinaus; sie beugte sich, immer das rote Tuch schwenkend, weit vor, so daß Walter hinter ihr fast verschwand. Sie lachte siegesfreudig, neugierig all das Schöne zu sehen, das bevorstand, und das rote Tuch flatterte im Winde wie eine muntere Fahne. Hans und Frieda blickten ihr mit erheiterten Mienen nach — der Bahnzug verließ eben die Halle; das rote Tuch bauschte sich noch immer herausfordernd und übermütig, und Betty stand stolz aufgerichtet am Fenster, eine kleine, kampflustige, zielbewußte Proletarierin.

Ende.

Kilner, Martin. Die andere Hälfte. Roman . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50

Kipling, Rudyard. Das neue Dschungelbuch. 14. bis 16. Tausend. Elegant in Ganzleinwand gebunden mit Goldschnitt . . . . „ 5.—
— Kim. Ein Roman aus dem gegenwärtigen Indien. 9. bis 11. Tausend . . . . „ 4.—
Liebhaberausgabe mit Originalillustrationen Elegant geb. „ 6—
— Lange Latte und Genossen. 7. und 8. Tausend . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.50
— Lieder aus dem Biwak. Kartoniert . . . . „ 2.50

Kremnitz, Mite. Laut Testament. Roman . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50
— Der rote Streif. 3. Tausend . . . . „ 1.—

Krieglstein, Eugen. Aus dem Lande der Verdammnis. Illustrierte Erzählungen. 2. Auflage. Geh. . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—
— Zwischen Weiß und Gelb. Neue Erzählungen aus dem Lande der Verdammnis. Illustriert, 2. Auflage. Geh. . . . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—

Kuhls, Karl. Das Monopol. Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—

Lothar, Rudolph. Die Fahrt ins Blaue. Roman . . . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50

Menz, Ada. Wir höheren Töchter. Roman. Geh. . . . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50

Münzer, Kurt. Abenteuer der Seele. Geh. . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50
— Schweigende Bettler. Roman. Geh. . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50
— Der Strandläufer. Roman. Geh. . . . . „ 2.50
Elegant gebunden . . . . „ 3.50
— Ruhm. Tragikomödie. M. 3.— Elegant gebunden . . . „ 4.—
— Der gefühlvolle Baedeker. Mit Originalradierung und Zeichnungen von Hermann Struck. Gebunden . . . . „ 6.—

Philippi, Felix. Pariser Schattenspiel. 2 Bände à . . . . . „ 3.—
Elegant gebunden. 2. Auflage 2 Bände à . . . . „ 4.—

Reuter, Otto. Hero Omkens Ausfahrt. Roman . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—

Sandt, Emil. (Verfasser von „Cavete"). Im Aether. Das Testament eines Einsamen. Roman . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.50

Sittenberger, Hans. Der geheilte Vitus. Roman . . . . . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50

Strobl, Karl Hans. Der brennende Berg. Roman . . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—
— Romantische Reise im Orient. Reich illustriert . . . . . . „ 5.—
Elegant gebunden . . . . „ 6.—

Wallace, Alfred Russel. Des Menschen Stellung im Weltall. 3. Auflage . . . . „ 8.—
Elegant gebunden . . . . „ 10.—